

Für Ruth und Octavia

*In Gedenken an Wolfgang Ostermann, Heinz Eisfeld,
Helmut Paichert, Heinz Baumbach, Ludwig Hayne
und Fritz Humprecht*

*Meiner Tochter und meinem Schwiegersohn,
Octavia und Robert Prätzler,
möchte ich ganz herzlich für ihre Hilfe
bei der Korrektur des Manuskripts danken.*

Erster Teil

1. Kapitel

Aus einer Schneise im Gebüsch brechen plötzlich sechs junge, schäbig gekleidete Burschen hervor. Mit ungelenkten Bewegungen hüpfen sie auf der angrenzenden Wiese im Schatten mächtiger, alter Buchen und Eichen im Kreise herum. Im Hintergrund erklingt Musik von Mendelssohn. Die Dreizehn- bis Vierzehnjährigen verkörpern biedere, derbe Handwerker aus Athen, die Rüpel. Die Wiese und ein leicht erhöhtes Plateau hinter ihr sind der Schauplatz einer Schüleraufführung von Shakespeares „Sommernachtstraum“ im Meuselwitzer Schlosspark an einem Juniabend des Nachkriegssommers 1946. Das ins Licht der milden Abendsonne gehüllte, mit Büschen und kleinen Bäumen bewachsene Plateau dient als natürliche Kulisse für den Palast des Herzogs von Athen, Theseus. Vor dem Palast hat Egeus die Klage über seine ungehorsame Tochter Hermia vorgetragen, die Lysander liebt und nicht den von ihm ausgewählten Demetrius heiraten will. Hier haben später auch Lysander und Hermia ihre Flucht aus Athen beschlossen.

Nach ihrem Tanz vor den Bäumen am Rande der Wiese beraten die Rüpel über ein Stück, das sie zur Hochzeit ihres Herzogs Theseus aufführen wollen: Die höchst klägliche Komödie von Pyramus und Thisbe. Klaus Zettel, der Weber, ist für die Rolle des Liebhabers Pyramus vorgesehen. „Ein Liebhaber, der sich auf die honetteste Manier vor Liebe umbringt.“ Und dieser Klaus Zettel räsoniert mit wilden Gebärden: „Das wird einige Tränen kosten bei einer wahrhaftigen Vorstellung. Wenn ich ‘s mache, lasst die Zuschauer nach ihren Augen sehn! Ich will Sturm erregen, ich will einigermaßen lamentieren. Nun zu den übrigen; eigentlich habe ich das beste Genie zu einem Tyrannen; ich könnte einen Herakles kostbarlich spielen, oder eine Rolle, wo man alles kurz und klein schlagen muss.“ Aber damit nicht genug, er will auch die Thisbe spielen: „Wenn ich

das Gesicht verstecken darf, so gebt mir Thisbe auch. Ich will mit 'ner terriblen feinen Stimme reden: „Ach, Pyramus, mein Liebster schön! Deine Thisbe schön, und Fräulein schön!““ Zuletzt möchte er sich auch noch als Löwe produzieren. „Lasst mich den Löwen auch spielen. Ich will brüllen, dass es einem Menschen im Leibe wohl tun soll, mich zu hören. Ich will brüllen, dass der Herzog sagen soll: „Nochmal brüllen! Nochmal brüllen!““

Wolfgang Hartwig, ein vierzehnjähriger Meuselwitzer Oberschüler, von etwas gedrungener Gestalt mit langem, schwarzem, glatt nach hinten gekämmtem Haar, spielte die Rolle des Klaus Zettel sehr überzeugend, temperamentvoll und vorlaut, seinem eigenen Naturell entsprechend. In den letzten Monaten vor der Aufführung hatte sich Wolfgang allerdings stark verändert gehabt. Irgendetwas musste ihn sehr bedrückt haben. Er schien sehr ruhig und nachdenklich geworden zu sein. Aber dies hier war wieder der alte Wolfgang Hartwig, wie man ihn schon lange kannte. Einen besseren Darsteller für diese Rolle hätte sein Lehrer und Schulleiter, Dr. Bauer, der die Aufführung mit Schülern der Altenburger und Meuselwitzer Oberschulen inszeniert hatte, wirklich nicht finden können. Die Meuselwitzer Schüler hatten dabei die Rollen der Rüpel übernommen. Von ihnen hatte nur Klaus Zettel größere gemeinsame Auftritte mit den anderen Akteuren. So verlief die Aufführung glatt und ohne Probleme, obwohl es wegen der schlechten Verkehrsverbindungen zwischen den beiden Städten, ein Jahr nach Kriegsende, gar keine gemeinsame Probe gegeben hatte.

Der Zauber des „Sommernachtstraums“ mit seinen märchenhaften Szenen, dem Streit zwischen der Elfenkönigin Titania und ihrem Gatten Oberon – dem der ruhelose Droll, Herrscher über Geister und Magie, stets zu Diensten ist – zieht die Zuschauer immer stärker in den Bann. Die einzigartige Harmonie von Handlung und Umgebung schafft eine Atmosphäre, die die harte Realität dieser Zeit für einige Stunden vergessen lässt. Die von Droll mit Hilfe seines Zauberkrauts heraufbeschworenen Irritationen zwischen den Liebespaaren Hermia Lysander und Helena Demetrius sorgen für

heitere Spannung. Aber auch der verärgerte Oberon verzaubert die schlafende Titania so, dass sie sich nach dem Erwachen in das erste Geschöpf verlieben muss, das sie erblickt. Und Droll hat den Weber Klaus Zettel in einen Esel verwandelt.

Als Zettel, mit einem Eselskopf aus Pappmaché maskiert, mit rauer Stimme wenig melodisch ein Lied singt, erwacht Titania. Zettel, alias Wolfgang Hartwig, noch etwas desorientiert unter der ungewöhnlichen Maske, vernimmt direkt neben seinem Eselsohr eine weiche, warme Stimme: „Weckt mich von meinem Blumenbett‘ ein Engel?“ Mit einer schnellen Bewegung gelingt es ihm, den Eselskopf so zurechtzurücken, dass er durch die Augenhöcher der Maske gut hindurchschauen kann. Und er blickt in ein Augenpaar, dessen klares Grün ihn fasziniert. Er nimmt die ganz in Weiß gehüllte Elfenkönigin Titania wie eine außerirdische Erscheinung wahr. Auf ihrem Gesicht liegt ein verführerisches Lächeln. Das lange, dunkelblonde Haar fällt auf die Schultern herab, ihre Augen scheinen ihn nicht mehr loszulassen. Er fährt fort zu singen, aber er hat Mühe, seine innere Erregung zu verbergen, so sehr ist er vom Anblick Titanias überwältigt. Nachdem er seinen lächerlichen Reim beendet hat, zieht sie ihn vollends in ihren Bann mit den Worten: „Ich bitte dich, du holder Sterblicher, sing‘ noch einmal! Mein Ohr ist ganz verliebt in deine Melodie, auch ist mein Auge betört von deiner lieblichen Gestalt, gewaltig treibt mich deine schöne Tugend, beim ersten Blick dir zu gestehen, zu schwören: Dass ich dich liebe.“ Ihm scheinen die Grenzen zwischen Spiel und Wirklichkeit zu verschwimmen, er spürt sein Herz immer heftiger schlagen. So sehr wünscht er sich, diese Worte der Titania würden ihm selbst, dem Akteur Wolfgang Hartwig, gelten, dass er einen Moment Mühe hat, mit seinem Text fortzufahren. Seine Gefühle stehen im krassen Widerspruch zu den plumphen Bemerkungen des Klaus Zettel, die dessen Eselsdasein entspringen. Nach ihrem Kompliment „du bist so weise, wie du reizend bist“, wird ihm jedoch urplötzlich die Absurdität der Situation deutlich. Jene bildschöne Titania betet, wie von einem Dämon verführt, einen blöden Esel an. Im selben Augenblick stimmt sein eigener Wunsch völlig mit dem des verwandelten Zettel überein. Er möchte

aus diesem Wald entkommen, ganz weit weg. Sie aber entgegnet: „Begehre nicht, aus diesem Hain zu fliehn; du musst hier, willig oder nicht, verweilen! Ich bin ein Geist nicht von gemeinem Stande, ein ewg‘er Sommer zieret meine Lande. Und sieh‘, ich liebe dich! Drum folge mir, ich gebe Elfen zur Begleitung dir; sie sollen Perlen aus dem Meer dir bringen, und, wenn du leicht auf Blumen schlummerst, singen. Ich will vom Erdenstoffe dich befreien, dass du so luftig sollst wie Geister sein.“ Langsam gelingt es ihm doch, wieder ganz in seine Rolle einzutauchen und das Publikum mit witzigen Sprüchen und spaßigen Gesten zu erheitern.

In einer späteren Szene werden seine Gefühle allerdings noch einmal völlig durcheinander gebracht. Nur scheinbar unwillig kommt er Titantias Aufforderung nach: „Komm, lass uns hier auf Blumenbetten kosen.“ Sie zieht ihn sanft nach unten. Gedanklich völlig abwesend, automatisch seinen Text sprechend, bittet er die Elfen Bohnenblüte und Senfsamen, seinen Kopf zu kratzen und verlangt eine Krippe voll Futter, trockenen Hafer und gutes süßes Heu, dazu ein oder zwei Handvoll Erbsen. Als er sich plötzlich müde fühlt, legt Titania zärtlich ihren linken Arm um seine Schulter und erfasst mit ihrer rechten Hand seine Hand mit den Worten: „Schlaf du, dich soll indes mein Arm umwinden.“ Und als sie mit ihrer sanften, warmen Stimme hinzufügt: „Wie ich dich liebe, wie ich dich vergött‘re!“, entfährt ihm ein Seufzer. Die Zuschauer halten dies für eine seiner witzigen Einlagen. Er aber spürt deutlich, dass dieser Seufzer einem echten Gefühl entsprungen ist.

So nimmt die Komödie ihren Fortgang, und nachdem Oberon und Droll zuvor die Verwirrungen um die Liebespaare Hermia Lysander und Helena Demetrius beseitigt haben, entfernt Oberon auch den Zauber von Titania, und Droll erlöst schließlich auch Zettel von seiner Verwandlung. Nun ist der Weg frei für ein glückliches Ende mit den Hochzeiten des Herzogs und seiner Braut, und zwischen den beiden Liebespaaren. Den Rüpel'n bleibt es vorbehalten, anlässlich dieser Hochzeiten am Hofe des Herzogs mit der Aufführung der „tragischen Komödie“ von Pyramus und Thisbe, in der bei-

de den Tod finden, in ihrer dumpfen, scheinbar geistlosen Art und Weise die Heiterkeit des Publikums zu erregen. Zu der Atmosphäre am Hofe des Herzogs bilden diese Szenen einen interessanten Kontrast, der letztlich den Charme des „Sommernachtstraums“ ausmacht.

Das Publikum dankte den jungen Akteuren mit viel Beifall. Innerhalb einer Woche wurde die Aufführung noch zweimal in Altenburg wiederholt. Auf diese Weise erspielten die Schüler aus Altenburg und Meuselwitz einen beachtlichen Geldbetrag, der mit zum Wiederaufbau der beim letzten Bombenangriff auf Meuselwitz zerstörten Oberschule verwendet werden sollte.

Noch ganz in der euphorischen Stimmung, in die ihn seine Rolle und besonders die Begegnung mit Titania versetzt hatte, machte sich Wolfgang zusammen mit seinen Schulkameraden, den fünf Rüpeln, auf den Nachhauseweg. Nach dem Verlassen des Schlossparks wurden sie jedoch rasch wieder aus ihrem Sommernachtstraum in die Realität der Nachkriegszeit zurückgeholt. Vor ihnen lagen als Zeugen eines Luftangriffs die Überreste des Schlosses und des Rittergutes der von Seckendorffs. Von dem ehemals schönen und beliebten Gasthof „Zur goldenen Weintraube“ auf der gegenüberliegenden Straßenseite waren auch nur noch einige Grundmauern stehen geblieben. Und auf Wolfgangs Weg durch die Bahnhofstraße, die Hauptgeschäftsstraße der ost-thüringischen Kleinstadt, erinnerten mehrere Ruinen an diesen Angriff. Doch die düsteren Erinnerungen an den Krieg waren schon wieder von ihm gewichen, als er die Treppe des Hauses an der Kreuzung zwischen Bahnhofstraße und Freiligrathstraße emporstieg, in dem er zusammen mit seinen Eltern in der zweiten Etage wohnte.

An diesem Abend konnte er lange nicht einschlafen. Die Bilder des „Sommernachtstraums“ hielten ihn gefangen. Die Szenen mit Titania erschienen immer wieder deutlich vor seinen Augen. Er hatte sich in dieses ein bis zwei Jahre ältere Mädchen verliebt. Aber er spürte auch die tiefe Kluft, die ihn von diesem reiferen Mädchen trennte. Sein Unterbewusstsein suggerierte ihm, dass die kuriose

Situation der Komödie direkt auf seine Stellung zur Darstellerin von Titania übertragbar sei. Hier die Königin der Elfen als Inbegriff des Schönen, dort der törichte, dummdreiste Zettel in der Gestalt eines Esels. So nahm Wolfgang – wahrscheinlich recht realistisch – an, dass er für die Darstellerin der Titania nicht mehr war als ein – vielleicht amüsanter – jüngerer Partner einer romantischen Theateraufführung. Sie waren sich an dieser Stelle zufällig begegnet, dann liefen ihre Wege wieder auseinander. Doch seine Erinnerungen an die zauberhafte Titania gingen nie ganz verloren, obwohl sie im Laufe der Zeit verblassten.

Auch in anderer Hinsicht war die Aufführung für ihn ein entscheidendes Erlebnis. Er hatte seine Rolle mit viel Freude und Engagement gespielt und war dabei regelrecht in einen Rausch geraten. Der Applaus, den die Zuschauer am Ende ihm speziell gespendet hatten, tat seinem Selbstwertgefühl sehr gut. Er hatte eine besondere Leistung gezeigt, die ihn aus der Menge abhob. Er konnte wieder Vorbild sein, das hatte er doch schon immer gewollt. Die bedrückende Stimmung der letzten Monate war urplötzlich von ihm gewichen. Er hatte das Gefühl, an einer wichtigen Station seines Lebens angekommen zu sein, von der aus ein neuer Abschnitt begann. Und dann tauchten auch die Bilder aus den glücklichen Tagen seiner frühen Kindheit wieder auf, gefolgt von den Erinnerungen an die immer schwieriger werdende Zeit in den Kriegsjahren und den harten Monaten der Nachkriegszeit. Sie fügten sich wie zu einem Film seines bisherigen Lebens zusammen. Erst nach mehreren Stunden schlief er völlig übermüdet ein

2. Kapitel

Wolfgang war hier in Meuselwitz aufgewachsen. Er liebte diese Stadt und ihre Umgebung, obwohl es ein reiner Industriestandort war, der weitgehend von Braunkohlebergbau und Maschinenbau geprägt wurde. Meuselwitz war zwar formal nicht sein Geburtsort, sondern die Kreisstadt Altenburg. Aber das hatte ganz einfach praktische Gründe. Die Ehe seiner Eltern war viele Jahre kinderlos geblieben, und seine Mutter näherte sich 1931, im Jahr seiner Geburt, schon stark ihrem 40. Lebensjahr. Aus diesem Grund schien ihr die damals allgemein übliche Hausgeburt mit Hilfe einer Hebamme zu riskant, und sie ging zur Entbindung in das Kreiskrankenhaus nach Altenburg.

Wolfgang's Eltern waren sehr gegensätzlich. Sein Vater Ernst, damals schon weit jenseits der Vierzig, hatte noch am ersten Weltkrieg teilgenommen. Er, listig aus den flinken, braunen Augen schauend, mit kurzem Bürstenhaarschnitt, der ihn jünger aussehen ließ, war ein fröhlicher Mensch. Manchmal neigte er zum Leichtsinn und trank auch schon mal gern ein Bier oder einen Schnaps zu viel. Mutter Alma machte einen sehr strengen Eindruck. Äußerlich wurde das noch durch ihre Frisur unterstrichen. Die glatten, grauen Haare waren einfach zu einem Zopf verflochten, der dann in Form einer Spirale hinten aufgesteckt wurde. In ihren hellbraunen Augen spiegelte sich jedoch Güte wider. Wolfgang hatte ganz das Naturell seines Vaters, flink und schlagfertig, und war immer zu einem Streich aufgelegt. Der eher von seiner Mutter ererbte ernste Wesenszug kam zwar nur selten zum Durchbruch, aber wenn er sich einmal ein Ziel gesetzt hatte, dann war plötzlich alle Leichtigkeit von ihm gewichen, und er verfolgte dieses Ziel ganz konsequent. Seinen Eltern gegenüber hatte er schon sehr frühzeitig seine Durchsetzungskraft erprobt und bewiesen. Der Vater nahm die Streiche seines Sohnes nicht so ernst und ließ ihn meistens gewähren, sehr zum Leidwesen der Mutter, die dann doch mit ihren Vorhaltungen bald resignierte.

Der Alltag der dreiköpfigen Familie spielte sich in der Wohnküche ab, wie das damals bei weniger begüterten Familien üblich war. Das eigentliche Wohnzimmer, die sogenannte „gute Stube“, wurde nur an Sonn- und Feiertagen benutzt. In der Küche befand sich ein Erker, von dessen niedrigem Fenster aus sich sowohl Teile der sehr belebten Bahnhofstraße, als auch der Freiligrathstraße übersehen ließen. Das war an ungemütlichen Regentagen Wolfgangs Lieblingsplatz. Er fand schon sehr früh Gefallen daran, auf den vor dem Fenster stehenden Stuhl zu klettern und das geschäftige Treiben auf der Bahnhofstraße zu beobachten. Ihm wichtig erscheinende Ereignisse verkündete er dann mit lauter Stimme und bedeutungsvoller Miene mit dem Zeigefinger in Richtung Bahnhofstraße weisend. Auch später war er nicht von diesem Beobachtungsposten wegzubringen, wenn es besonders interessante Dinge zu sehen gab. Bei schönem Wetter spielte er aber viel lieber mit seinen Freunden im Hof oder auf der wenig belebten Freiligrathstraße.

Manchmal zog Wolfgang auch einen Stuhl vor das Küchenbuffet und kletterte darauf, um eine Fotografie seines Vaters in Soldatenuniform während des ersten Weltkriegs aus der Nähe zu betrachten, die auf dem Buffet stand. Mit dem Bild in der Hand verkündete er ganz stolz: „Das ist mein Papa als Soldat!“ Uniformen übten auf ihn eine besondere Faszination aus. Fritz, der Sohn der alten Berlings, die in der ersten Etage wohnten, war Sanitäter und trug als Sanitäter eine noch prächtigere Uniform mit roten Kreuzen auf dem grauen Stoff. Auf den Kragenspiegeln waren auch noch kleine rote Kreuze angebracht. Von dieser Uniform war Wolfgang ganz besonders angetan. Er konnte gar nicht verstehen, dass Fritz bei seiner Hochzeit vor kurzem einen schwarzen Anzug und nicht diese Uniform getragen hatte. Wolfgangs Entschluss stand jedenfalls fest. Er wollte später nach seiner Schulzeit Sanitäter werden. Das verkündete er stolz seinen Freunden und auch den Erwachsenen, die ihn nach seinem Berufswunsch fragten.

Vater Ernst hatte ganz andere Pläne mit seinem Sohn. Er selbst stammte aus einer armen, kinderreichen Familie in Breitenhain, ei-

nem der vielen kleinen Dörfer in der Nähe von Meuselwitz und hatte sich in seinem Leben schwer durchbeißen müssen. Aber mit Fleiß und Ausdauer hatte er es bis zum Werkmeister in der Maschinenfabrik Heymer & Pilz-Söhne, den späteren Wilhelm-Gustloff-Werken, gebracht, einem der Hauptarbeitgeber in dieser Region, neben den Kohlegruben. Das war für die Verhältnisse im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts ein beachtlicher sozialer Aufstieg. Er wollte seinem Sohn vor allem eine gute Ausbildung mitgeben, und so eine solide Grundlage für einen einträglichen Beruf und eine gutbürgerliche Existenz schaffen.

Das Verhältnis der Eltern untereinander war merkwürdig kühl. Mutter Alma war eine sehr religiöse Frau katholischen Glaubens. Vater Ernst, aus einer protestantischen Familie stammend, war in jungen Jahren zum katholischen Glauben übergetreten. Aber Ernst sah seinen Konfessionswechsel als rein formalen Akt an, und blieb der Kirche nach der Konversion ebenso fern wie zuvor. Sie war dagegen in der protestantischen Diaspora eine praktizierende Katholikin geblieben und besuchte jeden Sonntagmorgen die Kirche im benachbarten Zipsendorf. Wolfgang fühlte sich mehr zu seinem Vater hingezogen als zu seiner Mutter. An Sommerabenden begleitete er seinen Vater oft in den kaum hundert Meter entfernten Garten an der von-Seckendorff-Straße. Während sein Vater mit Gartenarbeit beschäftigt war, trieb er allerlei Unfug. Er grub Löcher in bepflanzte Beete, entfernte Pflanzen als Unkraut oder kletterte auf niedrigen Bäumen herum. Das Verhältnis zu seiner Mutter war eher distanziert. Sie sorgte für sein leibliches Wohl, wie sie ihre häuslichen Pflichten korrekt und sorgfältig erfüllte. Aber sonst hatte sich doch eine unsichtbare Wand zwischen ihnen gebildet, seit sie bemerkt hatte, dass ihr Sohn ihren religiösen Eifer genau wie ihr Mann gering schätzte.

Der räumlichen und geistigen Enge seines Elternhauses stand Wolfgang ausgeprägter Betätigungsdrang entgegen. So trieb es ihn früh auf die Straße. Auf der gegenüberliegenden Seite der Freiligrathstraße stand ein Haus mit einem Anbau, der sich von der Straße weg weit nach hinten erstreckte. In diesem Gebäudekomplex wohn-

ten viel mehr Familien als in den anderen Häusern dieser Gegend, und so gab es dort auch viele Kinder. Anstelle der Gärten, die sich sonst auf der von der Straße abgewandten Seite an die Häuser angeschlossen, fand man dort einen großen Hinterhof vor. Das war der Kristallisationspunkt für eine Gruppe von Jungen, die sich selbst als Bande bezeichnete. Ihr Anführer, ein kräftiger, zehnjähriger Junge, mochte den quirligen, kleinen Wolfgang, und dieser sah wiederum in Joachim sein Vorbild. Als jüngstes Mitglied der Bande nahm Wolfgang an den Streifzügen zur Erkundung der näheren Umgebung teil. Ihr bevorzugtes Ziel war der Schlosspark mit einem Teich an seiner westlichen Grenze. Nur dort konnten die Banditen an zwei schmalen Stellen über einen hohen Zaun in den für die Allgemeinheit nicht zugänglichen Park eindringen. Dort angelangt bestiegen sie meist die Oberseite einer etwa drei Meter hohen Grotte, die sich direkt am Schlossteich befand. Voller Stolz standen sie dann auf der Grotte und fühlten sich wie Eroberer. An einem trüben Herbsttag kam es hier zu einem Bandenkampf mit Jungen aus dem benachbarten Zipsendorf, die nach ihnen versuchten, den Zaun zu übersteigen und die Grotte zu erstürmen. Steine flogen hin und her. Wolfgang wurde von einem Stein an der Schulter getroffen. Es schmerzte zwar, doch er steckte das tapfer weg. Plötzlich jubelte er. Mit einem gut gezielten Wurf hatte er einen Zipsendorfer am Kopf getroffen, als der im Begriff war, über den Zaun zu steigen. Fluchend tauchte der Getroffene wieder nach unten ab. Die Verteidiger waren natürlich im Vorteil, da sie auf der Grotte liegend den Geschossen der Gegner eine viel geringere Fläche für Treffer boten. So gelang es ihnen, den Angriff der zahlenmäßig überlegenen Zipsendorfer abzuwehren. Nachdem die Angreifer sich zurückgezogen hatten, feierten die Verteidiger ihren Sieg mit lautem Geschrei. Wolfgang als der Kleinste triumphierte am lautesten.

Wenn Wolfgang auch sonst sehr umtriebig war, so konnte er doch bei Dingen, die ihn interessierten, intensiv und lange zuschauen. Besonders gern sah er durch das offene Tor der Schmiede in der Altenburger Straße dem Schmied bei seiner schweren Arbeit zu. Wenn die Hufe eines Pferdes neu beschlagen wurden, ging er nicht

weiter, bevor auch das letzte Hufeisen festgeschlagen war. Ähnlich fasziniert war er von den Rangierarbeiten auf dem Güterbahnhof. Hier wurden auf etwa einem halben Dutzend Gleisen häufig mehrere Züge gleichzeitig zusammengestellt, in der Mehrzahl aus Waggons mit Kohlebriketts.

Eine ganz andere Welt erschloss sich dem jungen Wolfgang durch seine ersten Kinobesuche. In der „Schauburg“, dem größeren der beiden Kinos in Meuselwitz, fanden an den Sonntagnachmittagen Kindervorstellungen statt. Schon als knapp Fünfjähriger wurde Wolfgang ein begeisterter Kinogänger. Besonderen Gefallen fand er an den Filmen nach Abenteuergeschichten von Karl May (1). Es imponierte ihm, wie der Held dieser Filme, Winnetou, häufig mit Unterstützung seines Gefährten Old Shatterhand, den zu Unrecht Verfolgten half und ihre verbrecherischen Gegner zur Strecke brachte. Dadurch festigte sich in ihm der Glaube, am Ende würde immer Gerechtigkeit hergestellt und das Gute würde über das Böse siegen. So war es nicht verwunderlich, dass später ein Film über die Nibelungensage bei ihm zu sehr heftigen Reaktionen führte. Nachdem der mutige Siegfried den Drachen in einem langen, harten Kampf besiegt hatte, jubelte Wolfgang auf. Gespannt verfolgte er, wie der Held durch das Bad im Drachenblut unverwundbar wurde, mit Ausnahme einer Stelle zwischen den Schulterblättern, die ein Lindenblatt bedeckt hatte. Am meisten beeindruckte ihn Siegfrieds Tarnkappe. Es gefiel ihm, wie der tapfere Held mit ihrer Hilfe plötzlich verschwand und – unsichtbar geworden – König Gunther half, die starke Königstochter Brünhilde zu besiegen. Darüber, dass Hagen später seinen Speer an der ungeschützten Stelle in den Rücken des ahnungslos vor einem Brunnen knieenden Siegfried bohrte, geriet der junge Zuschauer in maßlosen Zorn. Als Siegfried mit einem furchtbaren Schrei zusammenbrach und tot auf der blutgetränkten Erde liegenblieb, sprang Wolfgang von seinem Sitz auf. Empört über diesen hinterhältigen Mord stampfte er wütend mit dem Fuß auf, trat gegen den Sitz in der Reihe vor ihm und protestierte lautstark mit den Worten: „Das ist eine große Gemeinheit. Ich werde Hagen, diesen Lumpen umbringen!“ Den älteren Knaben neben ihm gelang es nur mit Mühe, den Aufgebrachten zu beruhigen.

Noch auf dem Nachhauseweg schimpfte er wüst vor sich hin. Ganz außer Atem – so schnell war er die Treppe bis zur zweiten Etage nach oben gestürmt – stürzte Wolfgang in die Küche mit den Worten: „Hagen, das Schwein, hat Siegfried ermordet. Das war gemein und hinterlistig!“ Seine Mutter tadelte ihn wegen seiner Ausdrucksweise. Ernst Hartwig, der sich bei seiner Zeitungslektüre gestört fühlte, brummelte vor sich hin: „Siegfried war ja auch hinterlistig, als er König Gunther – unsichtbar unter seiner Tarnkappe – im Kampf mit Brünhilde beistand.“ Wolfgang war erstaunt darüber, dass sein Vater die Geschichte kannte. Aber dessen Bemerkung erregte ihn erneut, und er zog sich schmolend zurück.

Mehr Aufmerksamkeit fand Wolfgang bei seinem Vater, als er ihm einige Zeit später von dem Film „Alcazar“ erzählte. Dieser Film schildert die heldenhafte Verteidigung des Alcazars von Toledo durch junge Kadetten und ihre Offiziere gegen eine gewaltige Übermacht republikanischer Truppen zu Beginn des spanischen Bürgerkriegs 1936. Mit dem Entsatz der Verteidiger nach zwei Monate dauern-dem, zähem Kampf durch Truppen des Generals Franco endete dieser Film für Wolfgang zufriedenstellend. Sein Vater versuchte ihm zu erklären, dass in diesem Bürgerkrieg Spanier gegen Spanier kämpften, weil sie total unterschiedliche Interessen hatten und sich auf friedlichem Wege nicht einigen konnten. Aber das interessierte Wolfgang weniger. Für ihn war der Heldenmut der Kadetten das Entscheidende. Ihnen galt seine ganze Sympathie. Er glaubte, solchen Heldenmut hätten auch er und seine Kameraden bewiesen, als sie die Grotte im Schlosspark gegen eine Übermacht Zipsendorfer Jungen erfolgreich verteidigten. In seiner Phantasie vermischten sich die Bilder dieses Kampfes mit denen des Films.

Mit großer Begeisterung hatte Wolfgang die Bilder der Wochenschau über den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 aufgenommen. Es machte ihn glücklich zu sehen, wie die Menschenmassen in Wien und anderen Orten Österreichs dem Führer Adolf Hitler zujubelten. Als Deutscher war er sehr stolz darauf, dass es jetzt ein Großdeutsches Reich gab.

Das Jahr 1938 brachte mit der Einschulung am Sonnabend nach Ostern einen wichtigen Einschnitt in Wolfgangs Leben. Zusammen mit seinem Vater, der sich dafür einen Tag Urlaub genommen hatte, ging Wolfgang am Morgen zur Knabenschule in der Inselstraße, der späteren Pestalozzistraße, die an der Peripherie der Stadt lag. Im größten Raum der Schule, dem Zeichensaal, versammelten sich die Schüler gemeinsam mit ihren Eltern. Rektor Pfeifer in brauner Parteiuniform eröffnete die kleine Feier zur Aufnahme der Erstklässler mit dem obligatorischen Gruß: „Heil Hitler!“. In einer kurzen Ansprache ermahnte er die Schüler an ihre Pflichten als junge Mitglieder der Volksgemeinschaft: „In einer für das Vaterland sehr schweren, aber auch großen Zeit, müsst Ihr Euren Weg durch die Schule der Nation beginnen. Da sind Disziplin und unbedingt Gehorsam sowie großer Fleiß erforderlich, damit ihr der Volksgemeinschaft auf dem Posten, auf den man euch später stellt, mit ganzer Kraft dienen könnt.“ Danach wurden die beiden Klassenlehrer vorgestellt und die Schüler auf die beiden neuen Klassen aufgeteilt. Wolfgangs Klassenlehrer war ein freundlich aussehender, älterer Herr namens Oswald. Der spannendste Moment für die Schulanfänger kam aber erst mit dem Verlassen der Schule. Vor dem Gebäude warteten nämlich ihre Angehörigen mit den Zuckertüten auf sie. Wolfgang hatte schnell seine Mutter entdeckt und stürmte auf sie zu, um die recht groß ausgefallene Zuckertüte in Empfang zu nehmen.

Einer der weiteren Höhepunkte des Tages war für den Schulanfänger das gemeinsame Kaffeetrinken mit Mutter und Vater in der guten Stube. Dabei brachte der ABC-Schütze das Gespräch einmal mehr auf einen für die Familie heiklen Punkt. Nicht nur, dass er keine Geschwister hatte, er vermisste besonders an diesem Tag auch Großeltern, Onkel und Tanten. War ihm doch am Vormittag aufgefallen, dass einige der Schulanfänger auch von ihren Großeltern oder anderen Verwandten von der Schule abgeholt worden waren. Er empfand es jedenfalls als ungerecht, dass beide Großeltern schon tot waren, wie ihm Vater und Mutter schon öfter erzählt hatten. Und dass er Onkel und Tanten nur an weit entfernten Orten wie Fulda haben sollte, erschien ihm auch nicht einleuchtend.

Die ersten Schultage waren für Wolfgang sehr ereignisreich. In seiner Klasse gewann der kontaktfreudige, manchmal etwas vorlaute Junge rasch neue Freunde. Mit Rolf Köhler, dem Sohn eines Lehrers an der Knabenschule, entwickelte sich eine Freundschaft auf recht ungewöhnliche Weise. Nach einer heftigen Prügelei auf dem Schulwege gingen die beiden Kampfhähne in der großen Pause aufeinander zu, gaben sich die Hand und beschlossen Freunde zu werden. Mit Georg Thaler, dem Buchhändlerssohn, hatte Wolfgang schon gelegentlich in der Vorschulzeit zusammen in der Wohnung von dessen Eltern gespielt. Im Gegensatz zu dem temperamentvollen, energischen Wolfgang war Georg sehr ruhig und zurückhaltend. Trotzdem verstanden sich die beiden recht gut.

Überraschenderweise fand Wolfgang auch am Unterricht Gefallen. Bisher hatte ihm sein Vater viele Freiheiten gelassen und sich relativ wenig um ihn gekümmert. Vor der Einschulung führte er aber ein sehr ernsthaftes Gespräch mit ihm. Ernst Hartwig versuchte, seinem Sohn klar zu machen, dass die Schule die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg im späteren Leben sei. „Nur, wenn du in der Schule gut aufpasst und fleißig lernst, kannst du später einen guten Beruf ergreifen und viel Geld verdienen. Und das brauchst du, damit du dir auch die Dinge kaufen kannst, die du gern haben möchtest. Du musst also deinem Lehrer unbedingt gehorchen, darfst dich während des Unterrichts nicht mit anderen Dingen beschäftigen und natürlich auch den Unterricht nicht stören,“ sprach Ernst Hartwig, schaute seinen Sohn mit ungewöhnlicher Strenge an, und forderte ihn auf, durch ein „Wort unter Männern“ die Einhaltung dieser Forderungen zu versprechen. Da das Argument mit dem Geld für Wolfgang sehr einleuchtend war, gab er dieses Versprechen ohne Widerrede ab und bekräftigte es durch Handschlag. „Du weißt, wenn man sein Wort gibt, muss man es auch unbedingt halten. Das ist eine Sache der Ehre, und ein Mensch ohne Ehre taugt nichts,“ ermahnte Ernst Hartwig seinen Sohn. Und dieser – so wild und ungestüm er auch sonst war – bemühte sich in der Schule redlich, die Forderungen seines Vaters zu befolgen.

Beim Erlernen der grundlegenden Fähigkeiten des Schreibens, Lesens und Rechnens gab sich Wolfgang jedenfalls Mühe. Seine leichte Auffassungsgabe kam ihm dabei zu Hilfe. Da er sehr bald den Erfolg sah, bereitete ihm die Schule Freude, obwohl sie doch seine Freizeit einschränkte. Selbst die Hausaufgaben störten ihn kaum. Er erledigte sie sorgfältig, aber doch mit recht geringem Zeitaufwand. So blieb ihm immer noch genügend Zeit, zusammen mit seinen Spielgefährten aus der Nachbarschaft den alten Leidenschaften nachzugehen. Sein Lehrer, Herr Oswald, erkannte bald, dass Wolfgang Hartwig ein begabter und disziplinierter Schüler war, und ernannte ihn nach wenigen Wochen zum Klassenführer. Wolfgang empfand das als eine besondere Auszeichnung, und so war es wohl auch gedacht. Jeden Morgen, sobald Herr Oswald das Klassenzimmer betrat, rief Wolfgang mit durchdringender Stimme: „Achtung!“ Die Schüler stellten sich daraufhin vor ihren Plätzen auf. Wolfgang trat dem Lehrer entgegen, schlug die Hacken zusammen, streckte den rechten Arm zum Hitlergruß aus und meldete: „Klasse 1a mit 22 Schülern zum Unterricht angetreten!“ Herr Oswald nahm die Meldung entgegen, wandte sich der Klasse zu und begrüßte sie mit: „Heil Hitler!“ Die Schüler antworteten mit einem vielstimmigen „Heil Hitler!“ Dann befahl der Lehrer „Setzt euch!“, und der Unterricht begann.

Der Sommer des Jahres 1938 brachte für Meuselwitz ein besonderes Ereignis. Vom 2. bis 7. Juli fand ein großes Heimatfest statt. Anlass dafür war der Beginn des Braunkohle-Bergbaus in Meuselwitz und Umgebung vor hundert Jahren. In diesen Tagen schienen beinahe alle Einwohner ständig unterwegs zu sein. Große Menschenmassen bewegten sich durch die Straßen der Stadt, und es herrschte echte Festtagsstimmung. Die Häuser waren mit Fahnen geschmückt, meist Hakenkreuzfahnen – rote Fahnen mit einem schwarzen Hakenkreuz in einem kreisförmigen, weißen Feld in der Mitte. Daneben gab es aber auch Fahnen mit den Stadtfarben in Blau und Schwarz, und häufig war auch das Stadtwappen zu sehen. Es war ein Schild, das im oberen Teil, in Silber eingefasst, die Symbole des Bergbaus – Hammer und Schlägel – auf schwarzem Grund

zeigte, während ein Weberschiffchen auf blauem Grund im unteren Teil auf die lange Tradition der Weberei hinwies.

Ernst Hartwig hatte für 50 Reichspfennige ein Festabzeichen erworben, das den Besuch aller Veranstaltungen erlaubte. Zusammen mit seinem Sohn nahm er am Sonnabendnachmittag an der Flaggenhissung auf dem Adolf-Hitler-Platz teil. Zur Eröffnung sprach der Erste Bürgermeister, der auch Ortsgruppenleiter der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei NSDAP (2) war, ein Grußwort. Natürlich hatte Wolfgang den tieferen Sinn der Rede nicht verstanden. Doch es war ihm klar geworden, dass Heimat etwas beinahe Heiliges zu sein schien. Besonders beeindruckt hatte es ihn, wie dann unter den Klängen der ersten Strophe des Deutschlandliedes und des Horst-Wessel-Liedes, das während des dritten Reichs Bestandteil der Nationalhymne war, die Hakenkreuzfahne ganz langsam am Fahnenmast emporgezogen wurde. Die feierliche Atmosphäre der Zeremonie hatte in ihm ein bisher unbekanntes Gefühl des Stolzes auf seine Heimat erweckt.

Jahre später fiel ihm eine Broschüre über das Heimatfest 1938 (3) in die Hände. Als er darin das Grußwort des Bürgermeisters las, erinnerte er sich seiner Stimmung damals. Das Grußwort lautete: „Im Jahre 1938, wo wir den Zusammenschluss mit der deutschen Ostmark Österreich erleben, wo sechseinhalb Millionen Brüder und Schwestern heimkehrten ins Reich, da hat das Wort ‚Heimat‘ einen ganz besonderen Klang. Heimat – das ist nicht ein fernes müdes Glockenläuten, sondern es jubeln heute aus diesem Worte die Fanfarenstöße einer neuen, großen Zeit. Heimat ist aber nichts Zeitgebundenes, sondern ewig. Heimat ist auch nicht Wald und Wiese, Bach oder Rain, Haus oder Stadt, sondern der heiße Strom des Herzens und Blutes, und die heilige Sehnsucht der Seele lässt aus einem Stück Erde ‚Heimat‘ werden. Es ist jene mystische Verbundenheit, aus der es kein Entrinnen gibt, jahrhundertlang empfunden, heute in das Sonnenlicht wachen Erlebens und Erkennens gerückt.“ Und am Ende standen die Sätze: „O, es ist schön, eine Heimat zu wissen und dann einmal Einkehr und Heimkehr zu halten. So feiern wir Heimatfest. So

feiern wir 100 Jahre Bergbau als 100 Jahre Arbeit und Mühe, als Fleiß und Kampf. 100 Jahre unerhörten Schaffens und rüstigen Aufstiegs. Das verdient einmal ein Stillstehen und Rückschau- und Ausschauhalten. Wir haben uns alle durch Adolf Hitler wiedergefunden, und er hat uns allen über die engere die größere Heimat Großdeutschland wiedergegeben. Lassen wir uns die Julitage 1938 zum starken, nachhaltigen Erlebnis der Heimat werden und aus ihnen die Kraft gewinnen, die wir brauchen, um heute und immerdar den Kampf für unser ewiges Deutschland zu führen.“

Am Rande des Wirker-Parks gab es einen Platz inmitten eines Birkenhains. Von dieser höchsten Stelle des Parks aus hatte man einen herrlichen Blick über einen Teil von Meuselwitz. Dort wurde am Sonntag morgen zuerst eine Feierstunde der NSDAP veranstaltet, später fand ein Platzkonzert statt. Ernst Hartwig war kein Parteimitglied, die Feierstunde interessierte ihn nicht. Aber zu dem anschließenden Platzkonzert war er zusammen mit seinem Sohn aufgebrochen. Auf dem Weg dahin kamen sie im Park an einem 1913 errichteten Gedenkstein vorbei, der an die Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 erinnerte. Der Stein trug die Inschrift: „Enkel mögen kraftvoll walten, schwer Errungenes zu erhalten“. Doch dieser Wunsch hatte sich damals in den Jahren nach 1913 nicht erfüllt. Ernst Hartwig erzählte seinem Sohn zunächst von der Völkerschlacht, in der die vereinten russischen, preußischen, österreichischen und schwedischen Truppen der französischen Armee unter Napoleon eine entscheidende Niederlage zugefügt hatten, so dass sich diese bis hinter den Rhein zurückziehen mußte. Dagegen waren im Weltkrieg 1914 -1918 die deutschen und österreichischen Heere von den Franzosen, Engländern und deren Alliierten geschlagen worden. Der anschließende Friedensvertrag von Versailles mit unerfüllbaren Reparationsforderungen hatte für Deutschland Jahre der wirtschaftlichen Not und Demütigungen gebracht. Erst nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler war es mit Deutschland wieder aufwärts gegangen. Deshalb standen die Deutschen – jedenfalls die Mehrheit von ihnen – hinter ihrem Führer. Wolfgang hatte zwar den Worten seines Vaters aufmerksam zugehört, aber dann hatte er an dem

Platzkonzert mit zackiger Militärmusik und schönen Volksweisen im Wechsel mehr Gefallen gefunden. Doch die geschichtlichen Fakten waren nicht verloren gegangen, sondern hatten sich in seinem Gedächtnis eingegraben, und im Laufe der Jahre hatte Wolfgang die Bedeutung der Daten 1813 und 1918 für die deutsche Geschichte immer besser ermessen können.

Höhepunkt des Festes war der große Festzug am Sonntagnachmittag, der natürlich auch durch die Bahnhofstraße führte. So beobachtete Wolfgang den Festzug vom Erkerfenster aus mit Begeisterung: die Gruppen der Handwerker in ihrer Arbeitskleidung mit den Bergleuten an der Spitze, die Vertreter der staatlichen Organisationen und der Heimat- und Sportvereine. Den Abschluss der Festtage bildeten am Donnerstagabend ein Lampionumzug der Kinder und ein Feuerwerk. Für den Umzug hatte sich Wolfgang einen Mond als Lampion ausgesucht, und er trug ihn mit großem Stolz vor sich her. Er fühlte sich ganz glücklich, als er in der Schar der Kinder mit den vielen bunten Lampions auf Wegen am Rande der Stadt, vorbei an Schrebergärten und durch Parkanlagen, durch das Dunkel der Nacht zog. An diesem Tag musste er nicht wie üblich schon um acht Uhr im Bett liegen. Mit seinem Vater zusammen durfte er sich auch noch anschließend das Feuerwerk auf dem städtischen Sportplatz anschauen. Das heftige Krachen der explodierenden Feuerwerkskörper und die in bunter Vielfalt scheinbar in den nächtlichen Himmel gezeichneten Figuren, die so schnell wieder verschwanden, wie sie erschienen waren, riefen bei Wolfgang wahre Begeisterungstürme hervor. So wurde dieses Heimatfest für ihn zu einem wunderschönen Ferienerlebnis. Es regte sich bei ihm auch keine Spur von Neid, als Rolf Köhler am ersten Schultag von seinen Ferien im Allgäu, den unheimlich hohen Bergen und den Almhütten erzählte. Auf Herrn Oswalds Frage, wer denn in den Ferien verreist gewesen sei, hatte sich Rolf als Einziger in der Klasse gemeldet. Alle anderen Schüler hatten wie Wolfgang die Ferien zu Hause verbracht.

Wolfgang spürte zunächst kaum etwas von den Spannungen, die sich in der Welt der Erwachsenen in der zweiten Jahreshälfte auf-

gebaut hatten. Seine Sphäre war der Schulalltag und in noch stärkerem Maße die Freizeit, die er zusammen mit seinen Freunden mit den üblichen Spielen und öfter auch mit Raufereien verbrachte. An einem Septembertag erlebte er, zusammen mit Rolf Köhler und Georg Thaler, auf dem Nachhauseweg von der Schule eine Überraschung. Die Schlossstraße, die sie überqueren mussten, schien von Militärfahrzeugen überzuquellen. Es war ihnen nur mit Mühe gelungen, auf die andere Straßenseite zu kommen. Während Georg wenig Interesse zeigte und nach Hause trottete, blieben er und Rolf noch lange stehen und beobachteten die nicht endenwollende Fahrzeugkolonne, die sich über den Markt, vorbei an der Kirche und dem Rathaus, zur Altenburger Straße bewegte. Soldaten auf Lastwagen und offenen Fahrzeugen fuhren vorüber, dazwischen Staffeln von Motorradfahrern mit Beiwagen. Dann folgten Geschütze kleineren und mittleren Kalibers, die von Fahrzeugen gezogen wurden. Auch Sanitätsfahrzeuge rollten vorbei und sogenannte „Gulaschkanonen“, die die Soldaten mit Proviant und der üblichen Erbsensuppe versorgen mussten. Das besondere Interesse der beiden erregten einige gepanzerte Fahrzeuge, deren Ketten auf dem Straßenpflaster einen höllischen Lärm erzeugten. So merkten die beiden gar nicht, wie die Zeit verstrich. Erst als sie hungrig wurden, bewegten sie sich langsam nach Hause.

Wolfgang ignorierte die Schelte seiner Mutter wegen der ungewöhnlichen Verspätung und erzählte seinem Vater ganz begeistert von seinen interessanten Beobachtungen. Ernst Hartwig, der wie viele damals den Ausbruch eines Krieges wegen der Sudetenfrage (4) befürchtete, hatte sehr nachdenklich zugehört. Seine Augenbrauen zogen sich leicht zusammen, und auf seiner Stirn erschienen Falten. „Wie viele der Soldaten, die heute hier durchgezogen sind, werden wohl nicht wiederkommen?“, sprach er mit resignierendem Unterton und brach auf zu seiner Arbeit in der nahegelegenen Fabrik.

Nach einigen Tagen kam dann die erlösende Nachricht, dass die Kriegsgefahr gebannt sei und der Führer durch seine konsequente Friedenspolitik die Eingliederung des Sudetenlandes in das Groß-

deutsche Reich erreicht habe. Für Wolfgang schien das ein ganz natürlicher Vorgang zu sein, beinahe selbstverständlich. Als sein Vater sich später die Rede Hitlers im Radio anhörte, nahm der Erstklässler immerhin einige wichtige Bruchstücke auf. Die Stimme des Führers, hart und keinen Widerspruch duldend, überzeugte ihn davon, dass dieser Mann die Rechte des deutschen Volkes ganz entschlossen vertreten hatte und auch immer wieder vertreten würde. So könnte man sich auch darauf verlassen, dass er der Welt den Frieden erhält. Im Kino hatte Wolfgang in den Wochenschauen den Führer schon mehrmals in seiner väterlich-gütigen Art im Umgang mit Kindern beobachtet. „Diesem Mann kann man schon vertrauen, er wird für Deutschland das Beste tun“, glaubte er. So war ihm die Aufgeregtheit seines Vaters, der einen Kriegsausbruch befürchtet hatte, völlig unbegründet erschienen.

Mit den Ereignissen Anfang November 1938 kam Wolfgang auch auf dem Schulweg in Berührung. Eines Morgens hatte er vor einem Geschäft in der Bahnhofstraße eine Ansammlung von Menschen bemerkt, die heftig miteinander redeten. Näher kommend stellte er fest, dass das Geschäft nicht geöffnet war. Die Rollläden der Eingangstür und des Schaufensters waren heruntergelassen, und davor lagen Glasscherben. Dicke rote Buchstaben bedeckten den Schaufensterrollladen, und es roch nach frischer Farbe. Wolfgang wechselte zur anderen Straßenseite hinüber, damit er den Zusammenhang der klobigen Buchstaben besser erfassen konnte und begann zu buchstabieren. Die Buchstaben fügten sich nur langsam aneinander zu einem drohenden „Judas verrecke“. Er konnte das zuerst nicht verstehen. Dann erinnerte er sich aber, dass seine Mutter vor längerer Zeit einmal auf einen Juden geschimpft hatte, weil dieser sie angeblich betrogen hatte. „Die Juden sind eben doch alle wie Judas, der unseren lieben Herrn Jesus Christus verraten hat“, hatte sie damals gesagt. Darauf hatte sein Vater provozierend entgegnet, Christus sei aber doch auch ein Jude gewesen. Diesen Einwand wollte sie jedoch nicht gelten lassen. Wolfgang überlegte, ob der Inhaber dieses Geschäfts vielleicht auch jemanden betrogen hatte. Da ihm diese Frage nicht so wichtig erschien, ging er schließlich

weiter. Doch auf der Meeden, einem Platz, auf dem dörfliche und städtische Elemente eine seltsame Symbiose eingegangen waren, bot sich ihm ein ähnliches Bild. Wieder gab es vor einem Haus eine Menschenansammlung. Auch hier lagen die Scherben zerbrochener Fensterscheiben auf dem Bürgersteig, und die Hauswand war von schrillen roten Buchstaben überzogen. Die Menschen waren von einer großen Unruhe ergriffen, manche von ihnen schimpften auf die Juden. In diesem Moment kam gerade Georg Thaler und forderte ihn mit den Worten: „Komm, die spinnen ja alle“, zum Weitergehen auf.

In der Schule erschien zum Ende der ersten Unterrichtsstunde ein anderer Lehrer, Herr Breuer, in der braunen SA-Uniform im Klassenzimmer und berichtete darüber, wie man es den Juden heute aber gezeigt habe. „Auf der Meeden haben wir einen alten Juden durch das ganze Haus gejagt. Bis ins Scheißhaus haben wir ihn verfolgt. Es hat ihm auch nicht geholfen, dass er sich dort verbarriadiert hatte. Wir haben die Tür eingetreten und ihn da herausgeholt. Dann haben wir ihm anständig die Knochen poliert“, brüstete sich der Lehrer in SA-Uniform. „In Paris ist ein deutscher Diplomat von einem Juden erschossen worden. Jetzt müssen wir an den Juden Vergeltung üben.“ Damit begründete er das Vorgehen der SA-Männer. Das überzeugte Wolfgang. Einige Tage danach hatte dann auch Herr Oswald den Schülern erklärt, dass der Reichsminister Dr. Goebbels im „Völkischen Beobachter“, der Parteizeitung der NSDAP, die Verfolgung der Juden mit der Bemerkung gerechtfertigt habe: „Der Jude Grünspan war Vertreter des Judentums. Der Deutsche vom Rath war Vertreter des deutschen Volkes. Das Judentum hat also in Paris auf das deutsche Volk geschossen.“ Damit stand für Wolfgang fest, dass die Juden ein Feind des deutschen Volkes sind.

Und plötzlich war doch Krieg. Am Morgen des 1. September 1939 verbreitete der Großdeutsche Rundfunk die Nachricht: „Seit 4 Uhr 45 wird zurückgeschossen. Nach dem polnischen Überfall auf den Reichssender Gleiwitz hat der Führer den Befehl zum Angriff auf Polen gegeben.“ Wolfgang hörte die Nachricht mit einer gewis-

sen Genugtuung. Für ihn war es keine Frage, dass das Recht auf der Seite Deutschlands war. Rundfunk, Wochenschauen und Filme bestärkten ihn immer mehr in diesem Glauben. Sie berichteten über Gräueltaten an Volksdeutschen in Polen, mit dem Höhepunkt am sogenannten Blutsonntag in Bromberg. Das rief bei ihm Zorn und Abscheu hervor. Aber er war von der Unbesiegbarkeit Deutschlands überzeugt. Die Siegesmeldungen rissen nicht ab. Eifrig verfolgte er den deutschen Vormarsch in Polen auf der Landkarte. In den Wochenschauen konnte er sich von der Tapferkeit der deutschen Soldaten und der Überlegenheit der deutschen Waffen überzeugen. Eindrucksvoll wurde gezeigt, wie die Stukas mit dröhnenden Motoren im Sturzflug ihre Ziele angriffen und vernichteten. Und siegreich rollten die Panzer unaufhaltsam über die Straßen, marschierte die Infanterie immer weiter vorwärts.

3. Kapitel

Als für Wolfgang und seine Mitschüler im März 1941 das dritte Schuljahr seinem Ende entgegen ging, forderte Herr Oswald eines Tages die Schüler auf, in der großen Pause das Klassenzimmer nicht wie üblich zu verlassen. Zu Beginn der Pause betrat ein etwa sechzehn Jahre alter Jugendlicher in Jungvolkuniform, Hauptjungzugführer Bamberger, den Raum. Er las die Namen der Schüler vor, die vor dem 1. Juli 1931 geboren waren. Sie sollten in diesem Frühjahr als Pimpfe in das Jungvolk aufgenommen werden. Für die Zehn- bis Vierzehnjährigen war der Dienst in dieser Untergliederung der Hitlerjugend Pflicht. Wolfgang Hartwig stand neben anderen nicht auf Bambergers Liste, da er nach dem Stichtag geboren war. Er ging aber sofort zu Bamberger und sagte zu ihm: „Ich bin erst im Oktober geboren, doch ich werde deswegen kein schlechterer Pimpf sein als die anderen und will auch mit aufgenommen werden.“ Das schien Bamberger zu imponieren, und er antwortete: „Wenn du dich freiwillig meldest, dann nehmen wir dich auch auf.“ Als Wolfgang später seinem Vater voller Begeisterung davon erzählte, nahm der alte Herr das eher zurückhaltend auf und meinte: „Dafür wäre es aber wirklich im nächsten Jahr noch früh genug gewesen“, wohl wissend, dass jetzt nichts mehr rückgängig gemacht werden konnte. Wolfgang antwortete ganz bestimmt: „Aber ich habe mich freiwillig gemeldet und werde aufgenommen, und damit ist die Sache erledigt.“ So wurde Wolfgang Pimpf im Jungvolk.

Am 19. April, dem Vorabend des Führer-Geburtstags, erfolgte dann die feierliche Aufnahme des neuen Jahrgangs in das deutsche Jungvolk. Dazu waren alle Pimpfe des Standorts Meuselwitz im Ehrenhain im Wirker-Park angetreten. Der Standortführer der HJ, ein Mittzwanziger, der im Frankreichfeldzug schwer verwundet worden war und danach die Wehrmachtsuniform mit der braunen HJ-Uniform vertauscht hatte, gab das Kommando zur Fahnenhissung. Unter Fanfarenstößen wurde die Hakenkreuzflagge am Fahnenmast emporgezogen. Danach sangen die Pimpfe gemeinsam das Lied:

„Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit,
Reißt die Fahnen höher, Kameraden.
Wir fühlen nahen unsere Zeit,
Die Zeit der jungen Soldaten.
Und vor uns marschieren mit sturmzerfetzten Fahnen
Die toten Helden der jungen Nation.
Und über uns die Helden mahnen:
Deutschland, Vaterland, wir kommen schon.“

Während der erste Teil des Liedes in seiner rhythmischen Abgehacktheit die Form eines Aufrufs hatte, schien der zweite Teil zugleich Gebet und Schwur zu sein. Das Echo des Liedes erweckte den Eindruck, als hätten unsichtbare Kameraden ringsum in den Gesang eingestimmt. Ein Gefühl der Freude, vermischt mit Stolz und Dankbarkeit, befahl Wolfgang in diesem Augenblick. Ab jetzt gehörte er direkt dazu.

Dann ergriff der Erste Bürgermeister Kurt Franke das Wort: „Wir führen dem Führer Adolf Hitler heute einen neuen Jahrgang zu. Mit der Aufnahme ins Jungvolk werdet ihr noch stärker in die Pflicht genommen, unserem deutschen Volke zu dienen. Ihr werdet hier eine Erziehung erfahren, die euch dazu befähigen wird, mitzuhelfen bei der Bewältigung der großen Aufgaben, die vor uns liegen. ‚Deutsche Jungen müssen hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie Windhunde sein‘ sagt der Führer. Ihr müsst wissen, der Führer baut auf euch. Mit dieser jungen Generation wird er das deutsche Volk in eine glorreiche Zukunft führen. Mit euch will er eine neue Ordnung, nicht nur für Deutschland, sondern für Europa, ja, für die ganze Welt schaffen.“ Wolfgang, der den Worten des Bürgermeisters andächtig zugehört hatte, bemerkte, dass sein Nachbar zur Rechten, ergriffen von der Feierlichkeit der Situation, feuchte Augen bekommen hatte. Georg Thaler, der links neben ihm stand, schaute dagegen unbeteiligt, vielleicht auch nachdenklich, nach unten. Zum Abschluss sangen noch alle gemeinsam „Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt“ und das Horst-Wessel-Lied.

Die Alltagswirklichkeit im Jungvolk war dann allerdings ernüchternd. Die Pimpfe mussten jeden Mittwoch und Sonnabend nachmittags zum Dienst antreten. Der begann um 14.30 Uhr und endete in der Regel gegen 18.30 Uhr, konnte aber gelegentlich viel länger dauern. Aus besonderen Anlässen fand auch manchmal noch am Sonntagvormittag Dienst statt. Die Neulinge waren im Jungzug vier zusammengefasst, der den Namen des Westgotenkönigs „Alarich“ trug. Der Jungzug war in drei Jungenschaften zu je zehn bis zwölf Pimpfen untergliedert. Er bildete zusammen mit den drei Jungzügen der höheren Altersstufen das Fähnlein zwölf, mit dem Namen „Westgoten“. Die frischgebackenen Pimpfe erhielten zunächst eine Grundausbildung. Dabei exerzierten sie meist auf dem Schulhof der Knabenschule. Wenn der etwa drei Jahre ältere Jungzugführer Joachim Maus schlechte Laune hatte, dann artete das in eine regelrechte Schleiferei aus. Er wollte natürlich die Macht demonstrieren, die ihm sein Amt gab. Ganz besonders schlimm benahm er sich, wenn Mädchen seines Alters in der Nähe waren.

Eine andere Möglichkeit, seine Untergebenen zu schikanieren, ergab sich für Maus beim Lernen der vielen Marsch- und Kampflieder. Meist sangen ihm die Pimpfe nicht laut genug. So ertönte häufig seine schrille Stimme: „Lied aus! Was war denn das für ein Gekrächze? Wir sind doch hier nicht in der Kirche. Ihr werdet das schon noch richtig lernen.“ Dann musste der Jungzug einige Kilometer weit marschieren und das Lied dabei so oft wiederholen, bis Maus es mit den Worten: „Warum geht das nicht gleich so?“, für gut befand. Weil Wolfgang darüber in Wut geraten war, hatte er einmal besonders laut, aber absichtlich falsch gesungen. „Dir haben sie wohl ins Gehirn geschissen, Hartwig?“, brüllte Maus. Und Wolfgang musste nach Dienstende noch eine Stunde nachexerzieren. Auch sonst hatte er mehrfach rebellierte, das machte seine Situation nur noch schlimmer. Schließlich meldete er sich eine Zeitlang krank.

Im Widerstreit der Gefühle zwischen Pflichterfüllung und Rebellion siegte dann doch die Pflichterfüllung. Wolfgang nahm wieder regelmäßig am Dienst teil. Kurze Zeit später wurde Maus vor dem

versammelten Fähnlein abgesetzt. Dabei standen ihm die Tränen in den Augen. Der neue Jungzugführer Bernd Friedrich war kein so schlimmer Schleifer. Er fand anscheinend, dass der junge Hartwig ein zackiger und brauchbarer Pimpf sei. So begeisterte sich Wolfgang doch noch für den Dienst im Jungvolk. Viel Freude bereiteten ihm die Geländespiele in den bewaldeten Bereichen der Umgebung. Dabei verteidigte ein Teil des Jungzugs, möglichst gut getarnt, ein Objekt gegen Angreifer, die sich unter Ausnutzung der Tarnungsmöglichkeiten des Geländes an das Ziel heranpirschten. Am Ende gab es dann eine gewaltige Rauferei. Auf dem Rückmarsch wurden hauptsächlich Kampflieder gesungen. Sehr häufig ließ Jungzugführer Friedrich das Lied von der Fahne singen, für das er anscheinend eine besondere Vorliebe hatte.

„Unsere Fahne flattert uns voran,
In die Zukunft zieh‘n wir Mann für Mann.
Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not,
Mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.“

Der Refrain endete mit dem bedeutungsschweren Satz: „Ja, die Fahne ist mehr als der Tod.“ Wolfgang sang diesen Text, wie man eben ein Lied singt, ohne dabei über den Sinn der Worte nachzudenken, und bei seinen Kameraden war das sicher nicht anders. Es dachte wohl kaum einer von ihnen daran, dass er in eine Situation geraten könnte, wo diese Worte tatsächlich einen realen Sinn erhalten würden. Und so war es mit vielen Dingen, die von den Jungen einfach hingenommen wurden, ohne dass sie sich ihrer wirklichen Bedeutung bewusst waren.

Der Höhepunkt in Wolfgangs erstem Jahr im Jungvolk war die Teilnahme an einem zweitägigen Lager des Fähnleins, das als „Fahrt“ bezeichnet wurde. An einem Sonnabendmorgen in den großen Ferien zogen die vier Jungzüge des Fähnleins zwölf in Marschformation mit dem Lied „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus“ durch die Stadt in Richtung auf das etwa zehn Kilometer entfernte Wildenhain los, das sie nach einigen Stunden erreichten. Dort bezogen sie

Quartier in einer großen Scheune, die als Nachtlager diente. Die Kochstellen für die vier Jungzüge in ausreichendem Abstand vom Waldrand waren schnell errichtet, das notwendige Holz aus dem Wald herbeigeschafft. So war bis 13 Uhr die Erbsensuppe zubereitet. Wolfgang, der zusammen mit seinem Freund Rolf die Suppe für seinen Jungzug austeilte, lobte sie: „Das ist eine extra feine Erbsensuppe, schmeckt viel besser als bei Muttern und sättigt besonders gut!“ Dabei schwang er die Suppenkelle, als wolle er der Suppe damit den letzten Schliff geben. Auch wenn es am Abend und am nächsten Mittag nochmals Erbsensuppe gab, waren doch alle mit dem Gemeinschaftsessen sehr zufrieden.

Am Nachmittag hatte jeder Jungzug für sich Holz für ein zünftiges Lagerfeuer aufgestapelt. Als es langsam zu dämmern begann, wurden die Holzstöße angezündet. Die Jungen saßen um die Feuer herum und erzählten lustige Geschichten. Als die Dämmerung weiter fortgeschritten war, konnte man den Wald nur noch als dunkle Silhouette wahrnehmen. Die Flammen loderten immer höher in den Abendhimmel hinein, und bald begannen auch die ersten Sterne zu leuchten. Unter den Jungen breitete sich eine romantische Lagerfeuerstimmung aus. Die von ihnen gesungenen Abenteuerlieder verstärkten diesen Eindruck noch. Den Abschluss bildete eine Ode an Deutschland, die sehr getragen gesungen wurde.

„Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit,
Über die Zeiten fort, sei‘st du gebenedeit.
Heilig sind deine Seen, heilig dein Wald
Und der Kranz deiner stillen Höh‘n,
bis an das weite Meer.“

An diesem Abend spürte Wolfgang, dass sie innerhalb weniger Monate zu einer echten Gemeinschaft zusammengewachsen waren, getreu dem Motto ‚Einer für alle, alle für einen!‘ Der nächste Morgen verlief dann mit den Aufräumarbeiten eher langweilig. Nach dem Mittagessen trat das Fähnlein den Rückmarsch an.

„Die Kosaken kommen!“ Mit diesen Worten wurden einmalige Reiterdarbietungen von Kosaken für Sonnabend, den 21. Juni 1941, auf dem Gelände neben dem Sportplatz am Penkwitzer Weg angekündigt. Kosaken waren eine Elite-Einheit, ein spezieller Teil des russischen Heeres, nämlich die leichte Kavallerie. Sie waren wilde, gefürchtete Krieger, bekannt für ihren Wagemut, ihre Tapferkeit und ihre überragenden Reitkünste. Natürlich ließ Wolfgang sich die Sensation nicht entgehen. Er war begeistert von den artistischen Darbietungen der Kosaken, die auf ihren Pferden durchs Feuer ritten, als sei das nichts Besonderes. „Mensch, das ist wirklich ein Wunder, dass die Pferde sich dabei nicht den Arsch verbrennen,“ entfuhr es ihm.

Als am Morgen des 22. Juni der Großdeutsche Rundfunk die Meldung verbreitete, die deutschen Truppen seien im Morgengrauen auf breiter Front zum Angriff auf die Sowjetunion angetreten, um einem sowjetischen Angriff zuvorzukommen, waren die meisten Menschen völlig überrascht. Gestern hatten die Meuselwitzer noch die Kosaken als willkommene Gäste begrüßt und gefeiert, heute waren sie Feinde. Deutschland hatte mit Russland, genauer der kommunistischen Sowjetunion, seit August 1939 einen Nichtangriffspakt. Es gab intensive Handelsbeziehungen, und das Verhältnis der beiden Staaten schien beinahe freundschaftlich zu sein. Wolfgangs Vater wusste zu berichten, dass noch zwei Tage zuvor von den Gustloff-Werken hergestellte Spezialmaschinen für Russland das Werk verlassen hatten. Er äußerte sich sehr skeptisch über den Feldzug, weil er den Beginn eines riskanten Zweifrontenkrieges bedeutete. Aber im Rundfunk folgte Siegesmeldung auf Siegesmeldung. Wolfgang verfolgte den Vormarsch der deutschen Truppen sehr genau. Er markierte auf einer Landkarte die eroberten Städte in den von den Sowjets bisher besetzten polnischen Gebieten, den annektierten baltischen Staaten, den weißrussischen, ukrainischen und russischen Sowjetrepubliken. In mehreren großen Kesselschlachten wurden die sowjetischen Truppen geschlagen und ganze Truppenteile gefangen genommen. Und im Jungvolk wurden jetzt bevorzugt Lieder gesungen wie:

„Gen Ostland wollen wir reiten“
und
„Siehst du im Osten das Morgenrot,
ein Zeichen der Freiheit, der Sonne.
Wir halten zusammen, auf Leben und Tod,
mag kommen, was immer da wolle.
Da gibt es kein Klagen, hört auf mit dem Hadern,
Noch fließt uns deutsches Blut in den Adern.
Volk ans Gewehr, Volk ans Gewehr!“

Am ersten Schultag nach den großen Ferien versammelten sich die Schüler aller Klassen auf dem Flur im ersten Geschoss der Schule. Vor der Fensterfront an der Schmalseite des Flurs befand sich ein mit grünen Kacheln ausgelegtes Brunnenbecken. Die sich links und rechts des Beckens anschließende Erhöhung war ebenfalls mit grünen Kacheln ausgelegt. Auf diese Erhöhung stieg der Schulleiter Pfeifer in seiner hellbraunen Parteiuniform und erklärte den Schülern, dass die deutsche Wehrmacht am 22. Juni auf Befehl des Führers und obersten Befehlshabers Adolf Hitler einem Überfall der sowjetischen Truppen auf das deutsche Volk zuvorgekommen sei. „Es war das Ziel einer jüdisch-bolschewistischen Verschwörung, das deutsche Volk zu vernichten“, ereiferte sich Pfeifer. „Wie die Horden Dschingis-Khans wären diese Untermenschen in Deutschland eingefallen, hätten gebrandschatzt und gemordet, wie sie das zu Beginn des ersten Weltkriegs in Ostpreußen taten, bis ihnen bei Tannenberg von den deutschen Truppen unter Hindenburg und Ludendorff eine vernichtende Niederlage bereitet wurde. So weit hat es der Führer diesmal gar nicht erst kommen lassen.“ Und Wolfgang erinnerte sich an die Bilder von gefangenen Russen in den Wochenschauen. Sie sahen heruntergekommen und verdreckt aus. Manche von ihnen hatten unverkennbar mongolische Züge. Jüdische Kommissare sollten sie in den Kampf getrieben haben, und wer zurückwich, wurde mit Genickschuss erledigt. Pfeifer fuhr fort: „Nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa wäre von den roten Horden überflutet worden, wenn sich nicht der deutsche Soldat ihnen entgegengestellt hätte. Wir werden diese Gefahr ein für allemal

beseitigen und für das deutsche Volk, den germanischen Menschen, neuen Lebensraum im Osten gewinnen. Der Herrenmensch wird über den Untermenschen triumphieren. Aber neben unseren tapferen Helden an der Front müssen auch die Menschen an der Heimatfront ihren Beitrag zum Endsieg leisten.“ Er erinnerte daran, dass deutsche Frauen in den Rüstungsbetrieben wie in der HASAG und den Gustloff-Werken in Meuselwitz bei der Produktion der modernen Waffen aufopferungsvoll mitwirkten und forderte die Schüler auf, wo immer das möglich sei, in diesem Kampf auf Leben und Tod mitzuhelfen. Aus dem Halbdunkel des Flures heraus, inmitten der Masse der Schüler stehend, nahm Wolfgang die Gestalt da vorn in der hellbraunen Parteiuniform, umflutet von dem durch das breite Fenster einfallenden Licht, wie einen Propheten wahr. Und Pfeifer schloss mit den Worten: „Diesmal darf nicht wieder dieses furchtbare Wort ‚Umsonst‘ über den Gräbern unserer toten Helden stehen!“ Dieser eine Satz löste bei Wolfgang einen regelrechten Schock aus. Für einen kurzen Moment hatte ihn der Gedanke erfasst, Deutschland könne doch den Krieg verlieren, und seine Menschen könnten dem Untergang geweiht sein. Aber seine Zweifel waren schnell wieder verfliegen, und das Vertrauen in den Führer brachte ihm den Glauben an den Endsieg zurück.

Ein besonders langes Schuljahr von Frühjahr 1941 bis Sommer 1942 lag hinter den Schülern, denn der Beginn des neuen Schuljahres und aller folgenden war im gesamten Reichsgebiet auf den Herbst neu festgesetzt worden. Am Ende seines vierten Schuljahres hatte Wolfgang die Aufnahmeprüfung für die Oberschule – und zuvor die als Voraussetzung dafür erforderliche Aufnahmeprüfung für die Hauptschule (5) – abgelegt. Nach den Ferien würde Wolfgang also die Oberschule in Meuselwitz besuchen, jetzt wollte er aber erst einmal die Ferien richtig genießen.

Im Süden und Osten von Meuselwitz markiert ein meist stetiger Anstieg des Geländes das Ende der Leipziger Tieflandsbucht. Einen tiefen Einschnitt in die Landschaft findet man aber an einer Stelle südlich der Stadt. Hier erstreckt sich unterhalb des Hainbergs auf

einer Länge von etwa einem Kilometer ein See, der bis zu dreihundert Meter Breite erreicht. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war dort Braunkohle im Tagebau abgebaut worden. Im Laufe der Jahrzehnte hatte dann das Grundwasser den Tagebau in einen leicht schwefelhaltigen See verwandelt, in den vom Westen her eine schmale Halbinsel hineinragte. An seinem langen Südufer zum Hainberg hin gab es an mehreren Stellen kleine, dünenartige Erhebungen aus feinkörniger, weicher Erde, der an heißen Sommertagen ein leichter Schwefelgeruch entströmte. Nicht allzu weit vom Südufer entfernt führte ein schmaler Weg am See entlang. Er endete am Westufer in einem flachen, teilweise sumpfigen Areal. Der steile Anstieg jenseits dieses Weges deutete an, wie der Tagebau sich hier in die Landschaft hineingefressen hatte. Aber die Natur hatte im Laufe der Zeit alle Narben geheilt. Der Hang, mit kleinen Bäumen und Sträuchern dicht bewachsen, war mit dem Ufergelände und dem See zu einer idyllischen Landschaft verschmolzen. So war der Hainbergsee zu einem idealen Badegelande geworden. Dort verbrachte Wolfgang 1942 den größten Teil seiner Sommerferien. Zusammen mit Rolf Köhler, Georg Thaler und anderen Schulfreunden brach er meist schon morgens zum Hainbergsee auf. Am westlichen Ufer nahe der Halbinsel gab es einige kleinere Buchten, in denen der Boden des Sees nicht so steil abfiel wie am südlichen Ufer. Dort war das mit vielen jungen Birken bewachsene Gelände auch nahezu eben und nicht sumpfig. Hier hatten sie ihren festen Platz, von dem aus sie sich Abkühlung im Wasser verschafften, durch das Gelände streiften oder sich auch mit Ballspielen beschäftigten.

Beinahe hätten die Badefreuden für Wolfgang ein schlimmes Ende genommen. Er konnte nämlich noch nicht schwimmen und hatte deshalb im seichten Gewässer geübt. Dabei stieß er sich immer mal mit dem Fuß auf dem Boden ab. So schaffte er es dann im Laufe der Zeit, einige Züge zu schwimmen. Wagemutig wie er war, versuchte er eines Tages, eine kleine Badebucht von etwa zehn Metern Breite zu durchschwimmen, obwohl er annehmen musste, dass es in der Bucht Stellen gab, an denen er nicht mehr stehen konnte. Als er etwa die Mitte der Bucht erreicht hatte, ging er plötz-

lich unter. Rolf, der selbst auch nicht schwimmen konnte, hatte das glücklicherweise bemerkt. Aber außer ihm war niemand in der Nähe. Wolfgang hatte instinktiv noch einmal tief Luft geholt, bevor er unterging. In diesem Moment überkam ihn eine seltsame Ruhe. Nicht die Spur von Panik erfasste ihn. Im Gegenteil, er hatte ein Gefühl des Geborgenseins, so als würde er gleich in einen tiefen Schlaf versinken. Wahrscheinlich hatte das nur wenige Sekunden gedauert, und ohne eigenes Zutun war er plötzlich wieder aufgetaucht. Da stand auch schon Rolf, einen Arm nach ihm ausstreckend, bis über das Kinn im Wasser. Nach einer Schwimmbewegung mit den Armen konnte Wolfgang Rolfs Arm erfassen und sich dann von ihm ins seichte Wasser ziehen lassen. „Da hast du aber verdammtes Schwein gehabt, das hätte auch leicht schiefgehen können“, bemerkte Rolf trocken. „Danke dir!“, mehr konnte Wolfgang nicht sagen. Jetzt schossen ihm viele Gedanken durch den Kopf. Im Nachhinein erfasste ihn Panik. Er konnte selbst nicht verstehen, warum er in der kritischen Situation so ruhig geblieben war. „Normalerweise hätte ich doch sehr heftig reagiert, und das wäre genau falsch gewesen“, dachte er für sich. Er glaubte bestimmt nicht an einen Gott, wie seine Mutter ihn in seinen frühen Kindertagen als gütigen Vater im Himmel beschrieben hatte, der über die Menschen wacht und sie belohnt oder bestraft und den man durch Gebete und Wohlverhalten günstig stimmen kann. Aber es musste doch eine höhere Macht geben, die ihm beigestanden hatte, ganz gleich, ob man sie nun Gott, Schicksal oder Vorsehung nennt. Zu dieser Überzeugung war Wolfgang gekommen, nachdem ihm klar geworden war, wie dieser Schwimmversuch hätte ausgehen können.

Noch selbstbewusster als vor über vier Jahren trat Wolfgang nach den großen Ferien 1942 den Schulweg an, der ihn in den nächsten Jahren in das Gebäude der Oberschule am oberen Ende der Rathausstraße führen sollte. Sein Vater hatte ihn – nicht ganz unerwartet – zuvor ermahnt, er müsse sich anstrengen und sein Bestes geben, denn das Schulgeld sei hoch, und wenn er versage, müsse er zur Volksschule zurück. „Das wirst du nicht erleben. Ich werde dich bestimmt nicht enttäuschen, da kannst du sicher sein“, hatte ihm

Wolfgang entgegnet. Am ersten Unterrichtstag wurden die neuen Schülerinnen und Schüler im Rahmen einer Feierstunde in der Aula der Schule vom Schulleiter begrüßt. Das Rednerpult war mit einer Hakenkreuzfahne bespannt, und von der Wand mahnte in großen Lettern der Spruch „Nordisches Blut verpflichtet.“ Für Wolfgang war es eine große Genugtuung, aus dem Munde des Schulleiters zu hören, dass nicht die äußere Erscheinung den nordischen Menschen, den Germanen, ausmache, sondern dass Haltung, Einstellung und Charakter das Entscheidende seien. „So kann in kleinen, dunkelhaarigen Menschen mit braunen Augen genauso wertvolles nordisches Blut fließen wie in großen, blonden mit blauen Augen“, verkündete der Schulleiter, der selbst zum ersten Typ gehörte, pathetisch. Diese Feststellung befriedigte Wolfgang sehr. Er hatte das noch nie in so deutlicher Weise gehört. Stolz erzählte er später seinen Eltern: „Wenn ich auch keine blonden Haare und keine blauen Augen habe, so bin ich doch ein richtiger Germane. Das Entscheidende sind der Charakter und die Einstellung. Das hat unser neuer Schulleiter heute erklärt.“

Zu dieser Zeit begann Wolfgang mit tagebuchartigen Aufzeichnungen. Zu den interessantesten Punkten darin gehörten die Bemerkungen über seine Lehrer. Sein Mathematiklehrer war ein respekteinflößender Mittvierziger, namens Althaus, eine äußerlich wenig sympathische Erscheinung mit glattpolierter Glatze, der immer in Parteiuniform erschien. Er versuchte, die Schüler zu selbständigem Denken zu erziehen. Bei aller Strenge war Althaus immer sehr gerecht und verteilte Lob und Tadel in angemessener Weise. Als er nach einem halben Jahr die Schule verließ, bedauerte Wolfgang das sehr. Sein Nachfolger für den Mathematikunterricht war Herr Holtz, der als Hauptfach Musik unterrichtete. Sein Auftreten war äußerst theatralisch. Er mimte den Künstler, und mit einiger Phantasie konnte man ihn für einen Nachkommen Richard Wagners halten. Seinem schmalen Gesicht mit der leicht nach hinten verlaufenden Stirn verlieh die zu große Nase einen Zug von Grobheit. Ein unverkennbares Markenzeichen von ihm waren grau-melierte Knickerbockerhosen, die er fast immer trug. Fritz Holtz leitete den Schulchor, der auch häufig bei au-

berschulischen Veranstaltungen im Ort und in der Umgebung auftrat. So wurde der Chor unter dem Namen 'Holtz-Chor' allgemein bekannt. Der Leitspruch von Fritz Holtz war: „Wo man singt, da lass' dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.“ Für Wolfgang war es ein großes Handicap, dass er nicht gut singen konnte, obwohl er eigentlich nicht unmusikalisch war. So wurde er von Holtz in die Gruppe der Brummer eingeordnet, und das war gleichbedeutend mit der Charakterisierung als Schüler zweiter Klasse. In schroffem Gegensatz zur musischen Grundhaltung von Holtz stand die Gestaltung seines mathematischen Unterrichts. Das A und O aller Mathematik schien für ihn das große Einmaleins zu sein. Das wurde tagtäglich in unregelmäßiger Reihenfolge abgefragt. Eine falsche Antwort hatte bei den Jungen sofort eine Ohrfeige zur Folge, die Mädchen strafte Holtz dagegen nur verbal ab. Wenn er schlechter Laune war und einen seiner besonderen „Freunde“ prüfte, stand er schon mit erhobener Hand vor ihm und schlug auch manchmal bereits zu, wenn die Antwort nicht sofort kam. Widerspruch duldete er überhaupt nicht. Das Wort „Nein“ im Sinne einer Ablehnung durfte nicht benutzt werden, und als Wolfgang stattdessen „doch“ sagte, hatte er sich sofort eine Ohrfeige eingehandelt.

Holtz war erst Anfang dreißig. Er musste ganz besondere Beziehungen haben, denn um 1942/43 waren die meisten Männer dieses Alters längst zum Militär eingezogen, wenn sie nicht aus gesundheitlichen Gründen als absolut dienstuntauglich galten. Holtz aber avancierte zu diesem Zeitpunkt zum Standortführer der Hitlerjugend. Das war wohl kaum auf seine Verdienste als Leiter des Chores zurückzuführen. Für Wolfgang war es ein ganz ungewohntes Bild, als er Holtz zum ersten Mal in brauner Gala-Uniform mit Schildmütze anstatt in den üblichen Knickerbockerhosen sah.

Ein anderer relativ junger Lehrer, Herr Etzold, verlor sehr schnell seine Stellung und wurde trotz massiver gesundheitlicher Probleme eingezogen, weil er sein Missfallen an einer Straffaktion des Bürgermeisters Franke erkennen ließ. Eine junge Frau hatte ein Verhältnis mit einem französischen Kriegsgefangenen gehabt. Auf Geheiß von

Franke wurde sie durch die Stadt geführt, kahlgeschoren, mit einem Schild „Ich habe mich mit einem Feinde eingelassen!“ Als der etwas seltsame Zug, die Frau begleitet von lärmenden und grölenden Schaulustigen, die obere Rathausstraße passierte, rief Etzold seine Schüler ans Fenster und sprach: „Das müsst ihr gesehen haben. Das ist ja tiefstes Mittelalter.“ Der letzte Satz wurde ihm zum Verhängnis. Wolfgang aber hatte in seinen Aufzeichnungen geschrieben: „Ich finde, die Bestrafung der Frau geht in Ordnung. Sie hat nicht nur ein Verbot übertreten, sondern auch ihren Mann betrogen, der an der Front steht und das Vaterland verteidigt.“

Ein Ereignis in seiner Nachbarschaft beschäftigte Wolfgang sehr. Als er am 1. Mai 1943 vom Festumzug und der anschließenden Kundgebung nach Hause ging, hielt vor einem der Häuser in der Bahnhofstraße in der Nähe seiner elterlichen Wohnung ein Krankenwagen. Zwei Sanitäter trugen auf einer Trage eine Frau zum Sanitätsauto. Es war die Zahnärztin Frau Glaser, eine Mittvierzigerin, die ihn gelegentlich behandelt hatte, wenn einer seiner Zähne plombiert werden musste. Sie war immer sehr nett zu ihm gewesen, hatte sich über die Schule und über seine Freunde erkundigt. Irgendwie hatte er das Gefühl, dass sie ihn mochte. Nun lag sie da auf der Trage und wurde abtransportiert. Wie sich in der kleinen Stadt schnell herumsprach, hatte sie sich mit Schlaftabletten umbringen wollen. Aber die Ärzte im Altenburger Krankenhaus konnten ihr noch rechtzeitig den Magen auspumpen und brachten sie durch. Auch der Grund für ihren Selbstmordversuch war rasch bekanntgeworden. Sie war wegen „zersetzender Äußerungen“ zu einer halbjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden. „Wie kann man denn deshalb versuchen, sich das Leben zu nehmen?“, hatte Wolfgang beim Abendessen verwundert gefragt. „Für die meisten Menschen meiner Generation, insbesondere aus bürgerlichen Kreisen, ist eine Zuchthausstrafe eine große Schande“, antwortete sein Vater. „Es ist eine schlimme Demütigung, zusammen mit Kriminellen eingesperrt zu sein, Sträflingskleidung zu tragen und die Haare geschoren zu bekommen. Das Schlimmste aber ist die Verachtung, mit der die Menschen der Gesellschaft danach auf einen Ex-Sträfling herabschauen.“ „Aber sie hat doch überhaupt kein Verbre-

chen begangen. Das ist doch eine ganz andere Sache“, erwiderte Wolfgang. Tatsächlich hatte Frau Glaser in einem Dorfgasthof, in dem sie schon häufig mit ihrer Familie zu Mittag gegessen hatte, bei der Abgabe der Lebensmittelmarken für das Essen geäußert: „Den Mitgliedern unserer Regierung nimmt man bestimmt keine Lebensmittelmarken fürs Mittagessen ab, die essen in ihren speziellen Restaurants, zu denen einfache Menschen gar keinen Zugang haben und genießen auch sonst alle möglichen Privilegien.“ Der Besitzer des Gasthofs zeigte Frau Glaser daraufhin an. Wolfgang fand dieses Verhalten empörend, ebenso das Urteil des Richters. „Man muss doch im Augenblick der Verärgerung auch einmal richtig schimpfen dürfen, schließlich hat die Frau ja niemandem geschadet“, hatte er zu diesem Fall in seinen Aufzeichnungen vermerkt. „Ich halte das für einen ausgemachten Unsinn. Der Führer hätte hier sicher eine Bestrafung verboten, wenn er den Fall gekannt hätte.“ Tatsächlich sagten viele Menschen damals, wenn nach ihrer Meinung etwas nicht in Ordnung war: „Das weiß der Führer bestimmt nicht!“ Frau Glaser hatte nach ihrer Gesundung die Strafe verbüßt. Als Wolfgang ihr später auf der Straße begegnete, grüßte er sie besonders freundlich.

Kurz vor Führers Geburtstag war Wolfgang zum Jungzugführer befördert worden. Er übernahm die Führung des Jungzugs, der aus den neu aufgenommenen, jüngsten Pimpfen gebildet wurde. Seine Klassenkameraden Gunter Kretzschmar und Helmut Lange sowie sein Freund Siegfried Schenk wurden als Jungenschaftsführer für diesen Jungzug bestimmt. „Wir vier zusammen werden einen Jungzug aufbauen, da werden die anderen nur staunen“, erklärte Wolfgang vollmundig gegenüber dem Fähnleinführer. Siegfried Schenk kannte er schon von der Volksschule, und er schätzte ihn nicht weniger als seine beiden jetzigen Klassenkameraden. Siegfried war vaterlos groß geworden. Seine Mutter hatte es nicht leicht, die kleine Familie, zu der auch noch ihre eigene Mutter gehörte, von dem schmalen Gehalt einer Sekretärin zu ernähren. Siegfried besuchte die Hauptschule, eine neue Einrichtung des dritten Reiches, von der nach zwei Jahren noch der Übergang zur Oberschule möglich war. Wolfgang besprach mit Gunter, Helmut und Siegfried seine Vorstellungen über den

Umgang mit den neuen Pimpfen. Aufgrund seiner eigenen unangenehmen Erfahrungen mit dem früheren Jungzugführer Maus wollte er zwar ein strenger, aber gerechter Jungzugführer sein, ein Vorbild für seine Jungen und kein wild gewordener Schleifer. Zusammen mit seinen drei Freunden gelang es ihm tatsächlich, aus den neuen Pimpfen eine Gemeinschaft zu bilden, die in jeder Hinsicht vorbildlich war. Das machte ihn besonders stolz.

Einer der ersten Auftritte von Wolfgang mit seinem Jungzug nach der feierlichen Aufnahme der Pimpfe war der Empfang des zweiten Meuselwitzer Ritterkreuzträgers, des Jagdfliegers Oberleutnant Beller, in seiner Heimatstadt. Der Bahnhof war mit Girlanden geschmückt worden. HJ, BDM, Jungvolk und Jungmädels bildeten ein Spalier, das sich vom Bahnhof bis zur elterlichen Wohnung des Ritterkreuzträgers direkt neben der damaligen Post erstreckte. Bürgermeister Franke begrüßte den Helden am Bahnhof und fuhr dann mit ihm im offenen Wagen die kurze Strecke bis zur Wohnung. Grenzenloser Jubel begleitete diese Fahrt. Der Wagen wurde mit Blumensträußen überschüttet. Der Jubel steigerte sich noch, als Oberleutnant Beller in der ersten Etage des Eckhauses Bahnhofstraße/Pfitznerstraße ans offene Fenster trat und den Jungen und Mädchen zuwinkte.

Für die Meuselwitzer war der Krieg ganz allmählich näher gekommen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1942 waren die Menschen nachts öfter durch das Heulen der Sirenen aus dem Schlaf gerissen worden. Einige Male war Wolfgang zusammen mit seinem Vater während des Alarms auf den Dachboden gestiegen. Sie hatten auf einem alten Stuhl stehend durch die Dachluke beobachtet, wie die Scheinwerfer den nächtlichen Himmel absuchten. Mächtige Strahlenbündel wanderten wie von Geisterhand gezogen über den Nachthimmel, überkreuzten sich oft, blieben dann plötzlich wie angeheftet an einem Punkt stehen, meist von einer Zunahme des Flakfeuers begleitet, um dann wieder vorsichtig tastend weiterzuwandern. „Das Bild ist ja eine volle Wucht,“ kommentierte Wolfgang das Spiel der Lichter, „man glaubt, die Scheinwerfer stehen in der nächsten Straße, dabei sind sie doch etliche Kilometer entfernt.“

Nach den Sommerferien 1943 wurde Wolfgang von Siegfried Schenk gefragt, ob er denn einmal mit zu seinem Freund Horst Kunze käme, sie könnten einen dritten Mann zum Skatspielen gut gebrauchen. Wolfgang war sofort begeistert, und so spielten die drei in der Wohnung von Horsts Eltern mehrmals miteinander Skat. Horst Kunze besuchte auch die Oberschule, er war aber ein Jahr älter als Wolfgang und deshalb eine Klasse über ihm. An einem regnerischen Septembernachmittag saßen die drei wieder Skat spielend um einen kleinen, runden Holztisch in Horsts Zimmer. An diesem Tag schien Siegfried eine absolute Glückssträhne zu haben. Nachdem er schon mehrere Spiele nacheinander gewonnen hatte, riskierte er einen „Nul Overt“, und seine Gegenspieler hatten erneut das Nachsehen. „Das gibt es ja nicht. Irgend etwas ist hier faul. Ich glaube, du betrügst uns“, sagte Wolfgang. „Wenn du das nächste Spiel wieder gewinnst, erschieße ich dich“, drohte Horst im Scherz. Neben ihm lag die Pistole seines Vaters, die er seinen Mitspielern schon vorher voller Stolz gezeigt hatte. Mit einem Schussversuch hatte er ihnen demonstriert, dass sie keine Patronen enthielt und außerdem auch gesichert war. Horsts Vater war Berufssoldat. Die Waffe hatte schon seit der Vorkriegszeit in einem alten Schrank in der Dachbodenkammer gelegen. Horst hatte sie erst kürzlich dort entdeckt. Nachdem Horst und Wolfgang bei der nächsten Partie erneut gepasst hatten, spielte Siegfried einen „Grand ohne Zweien“. „Pass auf, Horst, diesmal ziehen wir ihm die Hosen aus“, feuerte Wolfgang seinen Mitspieler Horst an. Es war ein spannendes Spiel, und die Entscheidung musste ganz knapp ausgefallen sein. Rasch wurden die Karten gezählt. Die Spannung in Siegfrieds Gesicht wich einem triumphierenden Lächeln. Mit der Geste eines Siegers hielt er die Karten hoch und verkündete: „Einundsechzig!“ „Das darf nicht wahr sein“, bemerkte Wolfgang und addierte nochmals die „Augen“ der von Horst und ihm gemachten Stiche. „Tatsächlich, nur neunundfünfzig!“ Horst nahm daraufhin die Pistole, richtete sie auf Siegfried und drückte ab. Ein ohrenbetäubender Knall schreckte die Spieler auf. Dann schienen sich die Sekunden zu Minuten zu dehnen. Siegfried lächelte noch immer, aber aus seiner Stirn quoll Blut. Scheinbar im Zeitlupentempo fiel er vornüber mit dem Kopf auf die Tischplatte. Ein lähmendes Entsetzen hatte Wolfgang erfasst.

Er schaute hinüber zu Horst. Der hatte die Pistole fallen lassen, sah fahlweiß aus, als sei alles Blut aus seinem Körper gewichen, und schien doch noch immer nicht zu begreifen, was geschehen war. Dann stieß er plötzlich einen markerschütternden Schrei aus und begann jämmerlich zu weinen wie ein kleines Kind. Siegfrieds Oberkörper lag leblos auf der Tischplatte, von der sich ein Blutstrom auf den Fußboden ergoss. Die Minuten wurden zu Stunden. Horst und Wolfgang versuchten, ihren Freund aufzurichten. Doch der Körper fiel sofort wieder in sich zusammen. Er gab kein Lebenszeichen von sich. Der herbeigerufene Arzt konnte nur noch Siegfrieds Tod feststellen. „Ich werde diese Bilder wohl nie vergessen können“, schrieb Wolfgang später nieder.

Die kriminalpolizeilichen Ermittlungen ergaben, dass sich nur eine Patrone in der Pistole befunden hatte. Die Waffe musste wohl im Lauf des Nachmittags versehentlich entsichert worden sein. Horsts Vater wurde wegen Verletzung der Aufsichtspflicht und grober Fahrlässigkeit zu einer Gefängnisstrafe auf Bewährung verurteilt. Die Familie verließ Meuselwitz wenige Wochen später.

In der Friedhofskapelle nahm Wolfgang Abschied von seinem Freunde. Die Stirn des Toten war von einem Verband umhüllt, aber die Züge seines Gesichts waren so friedlich, als schlief er nur. Dabei durchlebte Wolfgang noch einmal die furchtbare Tragödie mit allen Einzelheiten. Ein einziger Augenblick, ein scheinbar unwesentliches Detail wie der falsch positionierte Sicherungshebel, verkettet mit einer Reihe von anderen zufälligen Kleinigkeiten konnte über Leben und Tod entscheiden. So grausam war das Schicksal manchmal. Warum hatte Horst nicht wenigstens zuvor nochmals mit einem Schussversuch geprüft, ob die Waffe ungeladen oder zumindest gesichert war, wenn er schon solchen unverantwortlichen Blödsinn machen musste, sie auf einen Menschen zu richten? Oder hatte er, Wolfgang selbst, nicht vielleicht beim Spiel einen Fehler gemacht, der dazu geführt hatte, dass Siegfried gewann? Schon bei einer Augenzahl von 60 : 60 wäre das Spiel für Siegfried verloren gewesen, und dann wäre wohl alles ganz anders gekommen. Möglicher-

weise hätte Horst die Pistole aber auch auf ihn selbst, seinen Partner, gerichtet, wenn er einen offensichtlichen Fehler begangen hätte, durch den das Spiel verloren gegangen wäre. Erst als der protestantische Pfarrer in seiner Trauerrede von dem unerforschlichen Entschluss Gottes sprach, diesen zwölfjährigen Jungen so früh aus dem Leben abzurufen, wurde Wolfgang jäh aus seinen Gedanken gerissen. Er war wütend über die Worte des Pfarrers. Wenn Gott wirklich die Geschicke der Menschen lenken würde, dann konnte dies doch nicht absichtlich geschehen sein, dann müsste er doch nach Wolfgangs Verständnis einen Fehler gemacht haben. Noch mehr empörte er sich innerlich über die Rede des Bürgermeisters Franke. Dieser hatte die Bolschewisten und die Imperialisten, die diesen Krieg vom Zaune gebrochen hätten, letztendlich für den Tod von Siegfried verantwortlich gemacht. Ohne den Krieg wäre die Pistole nicht in die Hand des Unglücksschützen gekommen, so argumentierte Franke. Wolfgang erkannte die bewusste Verfälschung der Tatsachen durch den Bürgermeister sofort. Diesem Menschen konnte man nicht trauen, er würde ohne Skrupel lügen, wenn er ein bestimmtes Ziel verfolgen wollte.

Anschließend bewegte sich der Trauerzug durch ein Spalier der Pimpfe des Fähnleins 12 langsam in Richtung auf einen der frisch aufgeworfenen Erdhügel am Rande des Friedhofs zu. Als der Sarg in das Grab herabgelassen wurde, musste Wolfgang sehr mit den Tränen kämpfen. Aber er versuchte sich zu beherrschen. Schließlich konnte er sich diese Blöße vor seinen Pimpfen nicht geben. Hatte er ihnen doch eingeschärft: „Ein deutscher Junge weint nicht!“ Siegfrieds Mutter aber brauchte ihren Schmerz nicht zu verbergen. Tiefste Verzweiflung sprach aus ihrem Gesicht. Sie war eine gebrochene Frau. Nichts auf dieser Welt war ihr geblieben. Sie hatte mit ihrem Sohn alles verloren, was ihr im Leben etwas bedeutet hatte.

4. Kapitel

Die Zahl der Bombenangriffe nahm immer mehr zu mit einer stark steigenden Zahl an Todesopfern unter der Zivilbevölkerung. In den Zeitungen war jetzt noch öfter als zuvor vom ungebrochenen Widerstandswillen der Bevölkerung zu lesen, und es wurde Vergeltung für die Leiden der Zivilbevölkerung gefordert. In einer seiner seltener gewordenen Reden kündigte der Führer diese Vergeltung mit Hilfe neuer Wunderwaffen an. So richteten sich auch Wolfgangs Hoffnungen immer stärker auf diese Wunderwaffen. Er glaubte noch immer fest an die Worte des Führers. Hatte ihm sein Vater doch schon von frühester Kindheit an eingeschärft: „Ein Mensch muss zu seinem Wort stehen, darauf muss man sich unbedingt verlassen können.“ Also musste man den Worten des Führers ganz besonders vertrauen können. Der Einsatz der Wunderwaffen würde die Situation mit einem Schlage zugunsten Deutschlands verändern. Und so wie er dachten auch noch viele Erwachsene.

Zu Beginn des Jahres 1944 drangen alliierte Bomberverbände nicht nur häufiger, sondern vor allem immer tiefer in den deutschen Luftraum ein. In Mitteldeutschland wurde das ganz besonders nach der Invasion spürbar. Bei Fliegeralarm gingen die Hartwigs jetzt mit zwei kleinen Koffern, in denen sich wichtige Dokumente und ein paar lebensnotwendige Dinge befanden, in das Nachbarhaus und suchten dort den vermeintlich sichereren Luftschutzkeller auf. Der Hausbesitzer, Herr Peter, ein früherer Arbeitskollege von Ernst Hartwig, hatte ihnen das angeboten. Da es auch tagsüber öfter Fliegeralarm gab, musste der Schulunterricht häufig unterbrochen werden. Wolfgang nahm dann zwei seiner Klassenkameraden, die in Dörfern der Umgebung wohnten, mit zu sich nach Hause. Aber die Jungen gingen erst in den Luftschutzkeller, wenn es scheinbar kritisch wurde. Man glaubte einfach, das tagsüber besser beurteilen zu können. Vom Garten des Nachbargrundstücks aus beobachteten sie die Wege der feindlichen Bomberverbände, die in geordneter Formation von zwanzig bis dreißig Maschinen die Gegend überflogen und Bahnen von Kondensstrei-

fen hinterließen. Kleine, weiße Wölkchen zeigten die explodierenden Flakgranaten um den Verband herum an. „Aber warum zielt denn die Flak so schlecht? Die müssten doch wenigstens ab und zu ein Flugzeug abschießen“, meckerte Wolfgang. Nur ein einziges Mal konnten sie einen Volltreffer beobachten. Inmitten des feindlichen Verbandes leuchtete plötzlich ein runder Feuerball auf, und danach war eine deutliche Lücke im Pulk entstanden. „Den hat’s aber erwischt“, jubelte Wolfgang. Aber so viele Bomberverbände sie noch vorüberfliegen sahen, sie konnten keinen weiteren Abschuss beobachten. „Wo sind eigentlich unsere Jäger?“, bohrte Wolfgang weiter. „Ich will doch endlich einmal einen richtigen Luftkampf sehen.“ Nach seinen Vorstellungen hätten die Bomberverbände doch gar nicht so weit nach Deutschland eindringen dürfen. Sie hätten doch längst versprengt sein müssen, wenn die deutschen Jäger so erfolgreich waren, wie immer berichtet wurde.

Aber die feindlichen Flugzeuge warfen nicht nur Bomben ab, sondern auch Flugblätter mit Nachrichten, die aus der Sicht der deutschen Behörden für die Bevölkerung äußerst schädlich waren. So mussten Schüler und Schülerinnen zeitweise an Stelle von Unterricht über Felder und Wiesen und durch Wälder streifen, und Flugblätter einsammeln. Natürlich durften diese nicht gelesen werden, sie wurden vielmehr anschließend sofort vernichtet. Während Wolfgangs Klasse zu einer solchen Aktion unterwegs war, gab es plötzlich Fliegeralarm. Die Schüler waren jedoch zu weit von der Stadt entfernt, um noch einen Luftschutzkeller erreichen zu können. Um vor eventuellen Tieffliegern sicher zu sein, nahm die ganze Klasse in einem nahe gelegenen Waldstück Deckung. Sie legten sich längs auf den Boden und schützten den Kopf mit Händen und Armen. Das war auch nötig, denn die herabfallenden Splitter von explodierten Flakgranaten schlugen pfeifend und zischend ringsherum ein. Zum Glück wurde niemand ernsthaft verletzt. Nur einer der Schüler, Heinz Böttcher, hatte von einem kleineren Splitter einen Kratzer am Oberarm abbekommen. Wolfgang klappte sein Taschenmesser auf und rief: „Streifschuss‘ komm mal her. Ich glaube, wir müssen den Arm amputieren.“ Von da an wurde Heinz von allen „Streifschuss“ genannt. Aber es grenzte

fast an ein Wunder, dass alles so glimpflich abgelaufen war, denn in dem Waldstück und der Umgebung lagen viele mittlere und große Splitter herum.

Doch die Bombeneinschläge näherten sich Meuselwitz immer mehr. Ab Mitte 1944 wurden die beiden Hydrierwerke an der Bahnstrecke Altenburg-Zeitz, die Brabag bei Tröglitz und die DEA bei Rositz, abwechselnd bombardiert. „Hier ist Schneewittchen, hier ist Schneewittchen“, meldete sich gegen Mittag des 30. Novembers der Flaksender, „feindliche Bomberverbände von Martha-Emil 2 und Martha-Emil 10 mit Kurs auf Martha- Emil 8.“ Daraufhin schaltete Wolfgang sofort das Radio aus und raste, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter. Er lief und lief, bis er völlig außer Atem im Keller des Nachbarhauses angekommen war. Seine Eltern hatten gleich zu Beginn des Fliegeralarms den Luftschutzraum aufgesucht, Wolfgang aber verfolgte seit einigen Wochen den Weg der feindlichen Maschinen mit Hilfe der Meldungen eines Flaksenders und verließ die Wohnung erst, wenn sich diese Meuselwitz, dem Planquadrat Martha-Emil 8, näherten. In das immer stärker werdende Flakfeuer mischten sich wie Donnerschläge die Detonationen von Bomben. Im Keller war es ungewöhnlich still geworden. Es schien, als warte jeder auf den nächsten Einschlag. Nach einiger Zeit wurden die Detonationen seltener, und dann war plötzlich alles vorbei. Niemand wusste, wie lange es eigentlich gedauert hatte, so war allen das Zeitgefühl abhanden gekommen. Der Angriff hatte den im Osten der Stadt liegenden HASAG-Werken gegolten. Dort wurden neben anderem wichtigen Kriegsmaterial die berühmtesten Panzerfäuste hergestellt, mit denen Einzelkämpfer, aus Entfernungen um die hundert Meter, Panzer abschießen konnten. Die Verwüstungen auf dem Werksgelände waren verheerend, aber vieles wurde in relativ kurzer Zeit von Fremdarbeitern und Häftlingen (6) wieder aufgebaut. Neben den HASAG-Werken wurden hauptsächlich die Wohnviertel in deren unmittelbarer Umgebung getroffen. In seinen Aufzeichnungen, die er offensichtlich noch nachträglich ergänzt hatte, bezieht sich Wolfgang auf einen Bericht aus der Nachkriegszeit. Dort ist von 33 total zerstörten und über 300 leicht bis mittelschwer beschädigten Gebäuden die Rede. Die

Zahl der Toten wird mit 90 angegeben, darunter 38 KZ- Häftlinge und ein französischer Kriegsgefangener auf dem Gelände der HASAG.

Seit Anfang September 1944 waren endlich die Vergeltungswaffen V1 – unbemannte Flugzeuge mit Sprengkopf und intermittierendem Strahltriebwerk – und V2 – Großraketen mit Flüssigkeitsantrieb – gegen England im Einsatz. Viele Menschen schöpften dadurch wieder Hoffnung auf eine Wende im Kriegsverlauf. Verstärkt wurde diese, als am 16. Dezember an der Westfront eine für die Alliierten völlig überraschende deutsche Offensive in den Ardennen begann. Obwohl diese Offensive nicht erfolgreich war und letztlich steckenblieb, hatte sie doch die amerikanische Front arg durcheinander gebracht. Das wirkte sich auch auf die Aktivitäten der alliierten Luftwaffe aus. So nahm in Mitteldeutschland von diesem Zeitpunkt an die Zahl der Fliegeralarme deutlich ab. Wolfgang vermerkte: „Wir hatten über die Weihnachtsfeiertage bis in den Januar hinein eine relativ ruhige Zeit. Es tat wirklich sehr gut, mehrere Nächte ohne Fliegeralarm durchschlafen zu können. Trotzdem war es ein trauriges Weihnachtsfest.“

Am 3. Januar musste Wolfgang sich in einem Heim des Jungvolks in Altenburg zu einem siebentägigen Lehrgang einfinden, an dem etwa fünfzig Pimpfe seines Alters aus dem Kreisgebiet teilnahmen. Dabei wurden die Dreizehn- bis Vierzehnjährigen von sogenannten Ausbildern, sechzehn- bis achtzehnjährigen Hitlerjugendführern, unter Leitung eines etwa dreißigjährigen höheren Führers, sehr intensiv auf ihre geistigen Fähigkeiten, ihre politische Einstellung und ihre sportliche Leistungsfähigkeit getestet. Eines Nachts erschien der Führer vom Dienst im Schlafsaal und brüllte: „Alles aufstehen, anziehen und zum Abmarsch antreten!“ Es war nicht etwa Fliegeralarm. Nein, der Führer vom Dienst erklärte den Pimpfen: „Es sind amerikanische Fallschirmjäger abgesprungen, die sich im Herzog-Ernst-Wald verborgen halten. Wir werden jetzt den Wald durchkämmen, um die Amerikaner aufzuspüren.“ Im Wald angekommen, schickte der Führer vom Dienst die Pimpfe einzeln mit einem gewissen zeitlichen Abstand los. Sie sollten zunächst dem leicht abfallenden Waldweg einige hundert Meter folgen, dann an einer Abzweigung links abbiegen, eine Brücke

überqueren und sich etwa hundert Meter nach der Brücke an einem Sammelpunkt treffen. Es war also ganz offensichtlich, hier handelte es sich um eine so genannte Mutprobe. Wolfgang war sehr wütend. Der Tag war ziemlich anstrengend gewesen. Er hatte sich am Abend todmüde auf seinem Strohsack ausgestreckt und war sofort eingeschlafen. Und jetzt wurden sie alle wegen solcher Kindereien, wie er meinte, um den Schlaf gebracht. Wolfgang wurde als Letzter auf den Weg geschickt. Als er gerade nach links in Richtung Brücke abbiegen wollte, traten plötzlich zwei „Amerikaner“, in weiße Betttücher gehüllte Gestalten, aus dem Gebüsch hervor und verstellten ihm den Weg. Er war nur mit seinem Fahrtenmesser bewaffnet. Aber das konnte er natürlich nicht benutzen. Er wollte ja auch niemanden ernstlich verletzen. Da fiel ihm der Schulterriemen ein. Blitzschnell hakte er diesen vorn und hinten vom Koppel los und schlug mit ihm auf die Köpfe der beiden „Amerikaner“ ein. Das war offenbar nicht ganz schmerzlos und kam wahrscheinlich auch so überraschend, dass sie ihm sofort Platz machten und ihn vorbeiziehen ließen. Unmittelbar vor der Brücke kamen vier weitere Gestalten in Weiß auf ihn zu. Doch die waren – möglicherweise vorgewarnt – schneller als Wolfgang. Noch bevor er seinen Schulterriemen aushaken konnte, hatten sie ihn an Händen und Füßen gepackt und zur Brücke getragen. Er versuchte sich loszureißen, aber sie hatten ihn fest im Griff. Sie hoben ihn über das Holzgeländer der Brücke und ließen ihn über dem Flüsschen hängen. „Ach, du Scheiße, ist das vielleicht die Pleiße?“, dachte Wolfgang und wunderte sich über seine poetische Phantasie in dieser ungemütlichen Situation. „Lasst mich doch fallen, ich komme schon wieder heraus, wenn es auch ein bisschen kalt wird“, murmelte er vor sich hin. Sie aber hoben ihn wieder über das Geländer zurück, legten ihn im Schnee auf der Holzbrücke ab und verschwanden. Wolfgang stand auf und ging zum Sammelpfad. Danach marschierten die Pimpfe in Richtung Heim.

Zusammen mit fünf anderen Pimpfen stapfte Wolfgang am Nachmittag des 10. Januar durch den frisch gefallenen Schnee. Der Zug nach Zeitz über Meuselwitz stand auf einem etwas weiter vom Bahnhofsgebäude entfernten Gleis bereit. Die Jungen besetzten ein

Abteil im vorderen Bereich des Zuges und mussten noch eine gute halbe Stunde bis zur Abfahrt warten. Kurze Zeit später fuhr auf dem benachbarten Gleis ein Güterzug ein. Der Zug wurde sofort von bewaffnetem Militär umstellt. Wolfgang saß am Fenster und konnte alles genau beobachten. In der Mitte des Güterwagens gegenüber wurde eine Tür geöffnet. In dem Waggon waren Menschen in Sträflingskleidung zusammengepfert. Zwei Soldaten holten vier Sträflinge aus dem Waggon. Es waren ausgemergelte Gestalten mit eingefallenen Gesichtern. Sie trugen den Judenstern auf der Sträflingskleidung. Einer von ihnen erinnerte Wolfgang an seinen Vater. Der Mann bückte sich, schob mit den Händen etwas Schnee zu einem kleinen Haufen zusammen und führte ihn zum Mund. Offensichtlich hatte er großen Durst. Der Wachtposten neben ihm versetzte ihm darauf mit dem Gewehrkolben einen kräftigen Schlag in den Rücken. Der Häftling prallte mit dem Kopf gegen den Waggon und blutete stark aus der Nase. Ein anderer Posten trat einen der Häftlinge ins Kreuz. Der hatte sich wohl nicht richtig aufgestellt. „Die geben`s aber den Judenschweinen!“ rief einer der Pimpfe im Abteil. „Das ist aber nicht fair. Ein Soldat sollte nicht auf Wehrlose einschlagen“, sagte Wolfgang leise vor sich hin. „Du bedauerst die wohl auch noch?“ fuhr der Pimpf ihn an. „Ich habe nur festgestellt, dass es nicht fair ist, auf Wehrlose einzuprügeln“, entgegnete Wolfgang. „Aber das sind doch unsere Feinde!“ fühlte sich der Pimpf im Recht. „Trotzdem ist es unfair“, dachte Wolfgang, „die werden bestimmt niemandem etwas tun können.“ Doch er zog es vor, nichts mehr zu sagen.

Plötzlich war Bewegung ins Wageninnere gegenüber gekommen. Wolfgang traute seinen Augen nicht. Drei leblose Körper wurden aus dem Waggon auf den Bahnsteig geworfen. Je zwei der Häftlinge mussten eine Leiche aufheben und unter Bewachung wegtragen. Für die dritte Leiche wurden noch zwei Träger aus dem Waggon geholt. Sie wurden mit Kolbenhieben angetrieben. Nach wenigen Minuten kehrten die Gefangenen zurück. Die Wagentüren wurden wieder verriegelt, und der Zug setzte sich bald danach in Bewegung. Die Abdrücke der toten Körper im Schnee auf dem Bahnsteig waren schon verwischt, zurückgeblieben waren nur die Spuren von Stiefeln, und an

einer Stelle war noch ein kleiner roter Fleck im Schnee zu sehen. Wolfgang war sehr nachdenklich geworden und sagte bis zur Ankunft in Meuselwitz kein einziges Wort mehr, während die anderen Pimpfe über ganz alltägliche Dinge sprachen.

Nach Wolfgangs Rückkehr aus Altenburg gab es wieder öfter Fliegeralarm, sogar noch häufiger als vor der deutschen Ardennenoffensive. Die feindlichen Bomber schienen jetzt wie Heuschreckenschwärme über das Land herzufallen. Der Höhepunkt der Terrorangriffe war die Bombardierung Dresdens am 13. Februar 1945. Genau eine Woche später, am 20. Februar, kurz vor vier Uhr morgens, zerriss das Heulen der Sirenen wieder einmal die Stille der Nacht. Als Hartwigs mit ihren beiden Köfferchen im Nachbarhaus verschwanden, war schon der Motorenlärm der Bomber zu hören, zeitweise unterbrochen und übertönt vom starken Abwehrfeuer der Flak. Wolfgang wollte gerade die Haustür hinter sich schließen, als der Hof plötzlich wie in gleißendes Licht getaucht erschien. „Das kann nur das Licht von ‚Christbäumen‘ sein, jenen Leuchtkörpern, die von sogenannten ‚Pfadfinder-Maschinen‘ abgesetzt werden, um die Ziele für die nachfolgenden Bombenverbände taghell zu erleuchten“, schoss es ihm durch den Kopf. Panische Angst befahl den sonst doch sehr mutigen Jungen. Als er den Keller betrat, waren schon die Detonationen der ersten Bombeneinschläge zu hören. Angst spiegelte sich auch in den Gesichtern der anderen Menschen im Keller wider. Die Detonationen kamen immer näher, wurden immer häufiger, und plötzlich ging das Licht aus. Der Keller wurde nur noch spärlich von einem Notlicht erhellt. Es war ein gespenstisches Bild. Wolfgang saß neben seiner Mutter. Sie hatte die Hände ihres Mannes ergriffen und hielt sie ganz fest. Wolfgang war sehr überrascht von dieser Geste, sie war für seine Eltern ganz ungewöhnlich. In dieser Situation hätte er viel eher erwartet, dass seine Mutter die Hände zum Gebet falten würde. Das Gesicht des 67jährigen Herrn Peter wirkte wie versteinert. Seine Tochter Eleonore Becker – seit über zwei Jahren Kriegerwitwe – blickte besorgt zu ihm hin. Sie hatte ihre vierjährige Tochter Irmtraud fest an sich gepresst. Die Kleine fühlte sich wohl durch ihre Mutter ausreichend beschützt und verhielt sich ganz ruhig. Ein gewaltiger Donner-

schlag ließ alle zusammenzucken. Die Scheiben des kleinen Kellerfensters zerbarsten, und durch das Fenster und den Kellergang drang dichter Staub in den Keller ein. Jetzt schützten alle Mund und Nase mit nassen Tüchern. Neben der kleinen Irmtraud saß ihre Tante Vera Peter. Die noch sehr junge Frau war erst kurz vor Weihnachten mit wenig Gepäck aus ihrer ostpreußischen Heimat geflüchtet und hatte im Hause ihres Schwiegervaters Unterkunft gefunden. Ihr Mann, ein Offizier im Generalstab, hatte ihr wegen der bevorstehenden russischen Offensive, die besonders Ostpreußen bedrohte, eindringlich zur Flucht geraten. Sollte sie, dem furchtbaren Schicksal vieler ostdeutscher Frauen – der Vergewaltigung durch sowjetische Soldaten – rechtzeitig entgangen, nun im Vaterhaus ihres Mannes von Fliegerbomben begraben werden? Die Intervalle zwischen den Detonationen der Bomben wurden immer kürzer. Wolfgangs Blick fiel auf Frau Albert – eine Freundin von Eleonore Becker – und ihre beiden Söhne, die zusammengekauert auf einer Bank hockten. Sie hatten die Nachricht vom Tod ihres Mannes bzw. Vaters erst in der Vorweihnachtszeit erhalten. Ihr Schmerz über diesen Schicksalsschlag war noch ganz frisch und unvernarbt. Und die Wucht der Detonationen verstärkte sich noch mehr. Das Notlicht erlosch, und Finsternis schloss die Angst der Menschen ein. Putz rieselte von der Decke und den Wänden, die Erde schien zu beben, und der Keller schwankte bedrohlich. Man musste befürchten, das Haus würde zusammenstürzen und sie alle unter sich begraben. Jeder Augenblick konnte das Ende bringen. Aber jeder Einschlag, den man noch wahrnehmen konnte, wurde von einer Bombe verursacht, die das eigene Leben nicht direkt gefährdete. Nur ab und zu hörte man ein leichtes Hüsteln. Der Staub war so dicht, dass er auch durch die nassen Tücher vor Mund und Nase nicht völlig zurückgehalten wurde. Wolfgang war überzeugt, dass sie ihr Zuhause nebenan nur noch als Trümmerhaufen wiederfinden würden. Das war ihm jetzt aber völlig gleichgültig. Er wollte hier nur lebend wieder herauskommen. Doch merkwürdigerweise war er immer ruhiger geworden, je näher die Einschläge kamen, je größer die Gefahr wurde. Ähnlich war es ihm auch ergangen, als er im Hainbergsee unterzugehen drohte. Es war wie eine Eingebung; das Gefühl, er werde dieses Inferno überleben, wurde immer stärker. Der Wille zum Überleben und das

Vertrauen in das Schicksal waren die Wurzeln dieser Selbsttäuschung. Erst als die Einschläge sich weiter entfernten und viel seltener wurden, schlichen sich bei ihm wieder Befürchtungen ein, eine Nachzüglerbombe könne ihm und der Kellergemeinschaft noch zum Verhängnis werden. Langsam verebbten der Motorenlärm und das Flakfeuer. Und plötzlich war es ganz still. Nach einigen Minuten wagte sich Herr König, ein Ingenieur der von Berlin nach Meuselwitz verlagerten Elektrotechnik-Firma Görler, nach oben, um die Lage zu erkunden. Die anderen folgten ihm kurze Zeit später. Ein Feuerschein im oberen Teil der Freiligrathstraße, südlich von der Bahnhofstraße, erhellte die Nacht. Dort war die Straße von Trümmerbergen übersät, die von den Hallen der Gustloff-Werke und den gegenüberliegenden Wohnhäusern stammten. Die untere Freiligrathstraße war dagegen von Bombentreffern verschont geblieben.

Verwundert stellte Wolfgang fest, dass ihr Wohnhaus noch stand. Doch vom Druck der Explosionswellen waren in der Umgebung alle Fensterläden eingedrückt, Fensterscheiben zerborsten und sogar manche Türen herausgerissen worden. Die Hausbewohner hatten sich zunächst im Erdgeschoss im Wohnzimmer von Frau Richter eingefunden. Jeder hatte sich in dem vom Staub und kleinen Trümmerteilen überzogenen Wohnzimmer einen Platz gesucht. Es war recht ungemütlich, denn der Wind pfiff durch die Fensteröffnungen. Aber wen kümmerte das schon. Jeder war froh, überlebt zu haben. Plötzlich waren Stimmen von außen zu hören. Drei dunkle Gestalten kletterten über die Trümmerberge in der Freiligrathstraße. Frau Richter forderte sie auf hereinzukommen. Ihre Gesichter waren rußverschmiert, sie sahen aus wie Schornsteinfeger. Erst bei näherem Hinsehen erkannte Wolfgang die Frau und ihre beiden Töchter, die in der oberen Freiligrathstraße gewohnt hatten. Ihr Haus war zerstört worden, aber der Keller hatte Stand gehalten, und sie konnten nach draußen gelangen, ehe das Feuer vom Nachbargebäude auf die Überreste ihres Hauses übergegriffen hatte. Wenige Minuten später stürzte ein Unbekannter in Frau Richters Wohnzimmer: „Die Feuerwehr muss unbedingt gerufen werden, sonst brennt noch der ganze Häuserblock ab. Das Feuer hat sich über die Müller’sche Druckerei sehr schnell ausgebreitet. Es

muss sofort jemand ins Rathaus laufen, um die Feuerwehr anzufordern.“ „Ich werde gehen, ich bin als Melder für dieses Haus eingeteilt“, antwortete Wolfgang. Auf seinem Weg durch die Bahnhofstraße musste er an der Kreuzung mit der Schulstraße einen mannshohen Trümmerberg überwinden. Die Mädchenschule war schwer getroffen worden, und große Steinbrocken waren bis auf die Bahnhofstraße geschleudert worden. Im Rathaus schienen in dieser Krisensituation nur sehr wenige Menschen zu sein. „Eine Feuerwehr steht am Ortsrand, aber sie kommt nicht durch den Penkwitzer Weg in die Stadt, da dieser völlig mit Trümmern zugeschüttet ist“, erklärte ein Mitarbeiter des Bürgermeisters. „Die neueren Hallen des Gustloff-Werkes links und rechts des Penkwitzer Weges sind schwer getroffen worden. Versuche, die Feuerwehr irgendwie in die Stadt zu schleusen! Aber komm danach sofort zurück, wir brauchen hier jeden.“ Und Wolfgang machte sich auf den Weg. Er musste sich regelrecht durch die Trümmer in der Bahnhofstraße und den sich anschließenden Penkwitzer Weg kämpfen. Erst jetzt konnte er das ganze Ausmaß der Zerstörung wahrnehmen. Ungefähr 50 Meter von dem von seinen Eltern und ihm bewohnten Haus entfernt hatte eine Bombe einen riesigen Krater in den Garten eines Villengrundstücks und die angrenzende Bahnhofstraße gerissen. Ein besonders hoher Trümmerhaufen hatte sich nahe der Kreuzung der Bahnhofstraße mit der Pfitznerstraße aufgetürmt, verursacht durch einen Volltreffer in der Post. Diese Stelle wurde später abgesperrt, weil unter dem Trümmerhaufen ein Blindgänger ausgemacht worden war. Hier hatten vor noch nicht allzu langer Zeit die Jungen und Mädchen der Hitlerjugend dem Ritterkreuzträger Beller zugejubelt. Bei aller Konzentration auf seinen Weg hatte Wolfgang doch bemerkt, dass es nördlich der Bahnhofstraße keine Bombeneinschläge gegeben hatte. Also leitete er die an der Unterführung der Bahnlinie Altenburg-Zeitz wartende Feuerwehr über Felder und den Abstellplatz einer Baufirma an die von-Seckendorff-Straße heran. Von dort aus konnten sie dann ungehindert die Kreuzung erreichen. Das Eckhaus, das dem von Hartwigs bewohnten Haus schräg gegenüberlag, stand inzwischen schon in Flammen. Aber da die Feuerwehr nun vor Ort war, ging Wolfgang davon aus, dass dem von ihnen bewohnten Haus keine unmittelbare Gefahr mehr drohe. So lief er sofort zum

Rathaus zurück. Auf halbem Wege zu seiner Rechten brannte die Mädchenschule jetzt lichterloh. Obwohl er in ziemlicher Entfernung vom Zentrum des Brandes über die Trümmerberge kletterte, spürte er im Gesicht und an den Händen eine sengende, kaum zu ertragende Hitze.

Ins Rathaus zurückgekehrt schickte ihn Bürgermeister Franke zum Bahnhof. Für viele der Verletzten war dringend eine Krankenhausbehandlung in Altenburg erforderlich. So sollte er erkunden, ob die Bahnstrecke nach Altenburg noch intakt war und für einen Krankentransport genutzt werden konnte. Die Beamten am Bahnhof lächelten nur über diese Frage und erklärten, es gäbe nicht einmal mehr eine Telefonverbindung. Nachdem ihm anschließend im Rathaus nicht gleich wieder eine neue Aufgabe zugewiesen worden war, entschloss sich Wolfgang, erst einmal zu Hause vorbeizuschauen. Schon von weitem sah er, wie die dreieckige Alpina-Uhr in Flammen stand, die vom Hause des Juweliers und Uhrmachers Bernhard in die Bahnhofstraße ragte und die er von frühester Kindheit an vom Erkerfenster aus immer mit großem Interesse betrachtet hatte. Das Feuer hatte also auch dieses Haus noch erfasst und völlig niedergebrannt. Aber der Feuerwehr gelang es dann doch, eine weitere Ausdehnung des Feuers in der Bahnhofstraße zu verhindern.

Die gesamte Wohnung der Hartwigs war in einem schlimmen Zustand, besonders die Räume zur Bahnhofstraße hin. Alle Fenster waren kaputt, eine Tür war aus dem Rahmen gerissen worden. Alles war mit Staub und Dreck überzogen. Am nächsten Morgen ging Wolfgang zu einer Zimmereifirma und holte ein paar Bretter, damit wenigstens das Schlafzimmerfenster vorübergehend zugenagelt werden konnte. Als er zurückkam, stand auf der Kreuzung zwischen Bahnhofstraße und Freiligrathstraße ein mit Schimmeln bespannter, an den Seiten und nach hinten offener Leichenwagen, auf dem mehrere Särge aufgestellt waren. Dann sah er einen Mann mit einem jungen Mädchen auf dem Arm zum Leichenwagen gehen. Ihr langes blondes Haar fiel nach unten und reichte fast bis zum Erdboden. Wolfgang ließ die Bretter fallen, ihm wurde übel. Er stützte sich mit den

Armen an einer Hauswand ab und schloss die Augen. Er meinte, dieses Mädchen erkannt zu haben. Sie hatte in einem der zerstörten Häuser in der oberen Freiligrathstraße gewohnt. Er war ihr öfter begegnet, sie mochte ein oder zwei Jahre jünger sein als er. Nachdem er sich wieder gefasst hatte, hob er seine Bretter auf und ging, vom Leichenwagen wegblickend, direkt auf das Haus zu, das er mit seinen Eltern bewohnte. Die Zahl der Toten dieses zweiten Angriffs wurde mit 175 angegeben. 923 Häuser wurden zerstört oder beschädigt, etwa 400 Bomben oder Luftminen waren auf die kleine Stadt gefallen.

Schritt für Schritt normalisierte sich das Leben der Familie Hartwig mit jedem Tag etwas mehr. Am 24. Februar glich die Wohnung aber noch eher einer Höhle, als Wolfgang im Radio die letzte Proklamation des Führers hörte. Darin prophezeite Hitler das Ende des Krieges innerhalb der nächsten zehn Monate mit einem deutschen Sieg. Diese Botschaft richtete Wolfgang wieder auf. In den letzten Wochen hatten ihn manchmal Zweifel befallen. Aber des Führers Wort konnte ja keine Lüge sein. Dieser hatte bestimmt noch eine Wunderwaffe in der Hinterhand, die den Krieg zugunsten Deutschlands entscheiden würde. Doch die Fliegeralarme nahmen nicht ab, sondern wurden eher noch häufiger. In Meuselwitz war so viel zerstört, dass ein weiterer Angriff wenig wahrscheinlich schien. Die Hauptgefahr drohte jetzt durch Angriffe von Tieffliegern, die auch schon mal auftauchten, ohne dass es zuvor Alarm gegeben hatte. Häufig wurden Eisenbahnzüge von Tieffliegern angegriffen oder sogar einzelne Personen außerhalb der Stadt. Von den drei Schulen in Meuselwitz waren zwei zerstört. In der unzerstörten Knabenschule waren zunächst Verletzte, dann ausgebombte Familien und Flüchtlinge untergebracht. So fand seit dem 20. Februar kein Schulunterricht mehr statt. Der Schulausfall wurde teilweise durch vermehrten Jungvolkdienst ausgeglichen. Die Pimpfe mussten besonders bei den Aufräumarbeiten in der Stadt mithelfen.

Anfang März erhielt Wolfgang eine Einladung zu einem siebentägigen Lehrgang vom 17. bis 24. März an der Gebietsführerschule in Camburg. Wolfgang hatte inoffiziell erfahren, dass es sich dabei um

einen Ausleselehrgang für die Aufnahme an einer Adolf-Hitler-Schule handelte. Bei diesem Lehrgang trafen Pimpfe aus allen Teilen Thüringens zusammen. Aus dem Kreis Altenburg kamen noch drei weitere Teilnehmer, die Wolfgang schon von dem Januar-Lehrgang her kannte. Der Lehrgang verlief ähnlich wie der in Altenburg. Nur einer „Mutprobe“ mussten sich die Pimpfe diesmal nicht unterziehen. Während des Lehrgangs gab es sehr viele Unterbrechungen des Programms durch Fliegeralarme. Die Teilnehmer fanden dann in einem in den Felsen gebauten Brauereikeller Schutz. Die Ausbilder waren siebzehn- bis achtzehnjährige Hitlerjugendführer. Der Ausbilder, dem Wolfgang Gruppe unterstand, äußerte eines Tages die Meinung, der Krieg sei verloren. Wolfgang widersprach sofort heftig: „Ich glaube an den Endsieg. Der Führer wird bald neue Wunderwaffen einsetzen. Er hat ja vorausgesagt, dass in spätestens zehn Monaten der Krieg beendet sein wird.“ Tatsächlich war Wolfgang's Glaube daran inzwischen doch etwas erschüttert worden. Aber er wusste, er konnte an dieser Stelle nur so antworten. Und Schweigen wäre womöglich als Zustimmung angesehen worden. Ihn hätte es natürlich interessiert, ob der Ausbilder die Pimpfe nur provozieren wollte, oder ob er wirklich seine persönliche Meinung gesagt hatte. Die allgemein pessimistische Stimmung spiegelte sich auch in einem Geländespiel wider, das am vorletzten Tag veranstaltet wurde. Etwa zehn ausgewählte Pimpfe, darunter Wolfgang, mussten eine kleine Anhöhe in einem Waldstück verteidigen. Sie standen für die deutsche Wehrmacht und erhielten „Spezialwaffen“, an Stöcken befestigte faustgroße Schlagbälle. Der Rest des Lehrgangs, etwa 60 bis 70 Pimpfe, das waren die „Russen“. Die sollten die Anhöhe einnehmen. Die Verteidiger leisteten erbitterten Widerstand gegen die gewaltige Übermacht der Angreifer, wie man das von ihnen erwartet hatte. Aber am Ende wurden sie doch bezwungen. Wolfgang hatte einen der Angreifer bei dem Gefecht mit dem Schlagball am Auge getroffen. Der arme Kerl musste mit einem blauen Auge nach Hause fahren.

Am Abend des 24. März kehrte Wolfgang ziemlich deprimiert nach Hause zurück. Amerikanische und britische Truppen hatten am 22. und 23. März an zwei Abschnitten den Rhein überquert und waren

auf breiter Front im Vormarsch. Die Russen standen an der Oder und hatten schon einen Brückenkopf auf dem linken Oderufer errichtet. Die militärische Lage war hoffnungslos. Anfang April hatten amerikanische Truppen Thüringen erreicht und durchquerten es in rasantem Tempo. In Meuselwitz wurde wie in allen anderen Orten der „Volkssturm“ ausgerufen. So wurden alle nicht der Wehrmacht angehörenden Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren zur Verteidigung ihrer engeren Heimat herangezogen. Sie trugen Zivil, waren aber durch eine Armbinde als Angehörige des Volkssturms gekennzeichnet. Ihre Ausrüstung war sehr mangelhaft. Nicht einmal jeder von ihnen hatte ein Gewehr. Es gab nur ein paar Panzerfäuste. An den Ortseingängen und Ortsausgängen wurden Panzersperren von ihnen errichtet. „Vor nicht allzu langer Zeit haben wir im Jungvolk gedankenlos gesungen: ‚Heilig Vaterland in Gefahren, deine Söhne sich um dich scharen. Von Gefahr umringt, heilig Vaterland, alle stehen wir Mann bei Mann‘“, erinnerte sich Wolfgang, „jetzt ist das Wirklichkeit geworden, und keiner weiss, wie es ausgehen wird.“ Ein letztes Aufgebot regulärer Infanterie marschierte durch den Ort westwärts, nur ausgerüstet mit Karabiner und Handgranaten. Die Bevölkerung erhielt Lebensmittelzuteilungen für sechs bis acht Wochen im Voraus. Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner passierte Bürgermeister Franke in der Uniform eines Leutnants des Heeres auf dem Fahrrad eine der Panzersperren in Richtung „Front“. Einer der Volkssturmeinheiten rief ihm nach: „Sieh zu, dass du die Kurve noch kriegst!“ Zu dieser Volkssturmeinheit gehörte auch der Hitlerjugend-Standortführer Fritz Holtz. Als einer der Wortführer wies er darauf hin, dass es Wahnsinn sei, unter den gegebenen Umständen – nicht ausgebildet und kaum bewaffnet – Widerstand leisten zu wollen. Aber bei diesem allerletzten Aufgebot war eigentlich kaum noch Überzeugungsarbeit notwendig. Wenige Stunden vor dem Einzug der Amerikaner löste sich der Meuselwitzer Volkssturm auf. Das allgemeine Chaos ausnutzend, gingen die Männer einfach nach Hause.

5. Kapitel

Am Freitag, dem 13. April, signalisierten die Sirenen in Meuselwitz „Feindalarm“. Jetzt wurde noch schnell ein Textillager der Marine aufgelöst. Die Wollsachen wurden an Meuselwitzer Geschäfte verteilt. Sonnabendvormittag hatten sich vor den Geschäften riesige Mensentrauben gebildet. Doch bevor der Verkauf begann, schlugen plötzlich mehrere Salven von Panzergranaten in der Stadt ein. In den Straßen brach ein Chaos aus. Die Leute strömten massenweise in die umliegenden Luftschutzkeller. Glücklicherweise wurde an der Spitze des Rathaussturms schnell eine weiße Fahne gehisst. Daraufhin stellten die Amerikaner den Beschuss ein. Die Aufforderung aus dem Rathaus, an den Häusern ebenfalls weiße Fahnen zu hissen, verbreitete sich schnell. Bald hingen an jedem Haus weiße Tücher oder Bettlaken unter den Fenstern. Wenige Stunden später durchquerten amerikanische Panzer und andere Militärfahrzeuge die Stadt von der Zeitzer Straße kommend und über die Altenburger Straße wieder verlassend. Es gab nur wenige Menschen, die aus einigermaßen sicherer Entfernung den Durchzug der amerikanischen Truppen beobachteten. Noch blieb alles relativ ruhig. Die Geschäfte konnten am Sonntag in aller Frühe mit dem Verkauf der Textilien beginnen. Wolfgang hatte sich schon lange vor Geschäftseröffnung angestellt und erstand einen sehr dicken Marinepullover und ein Paar ähnlich fester, wollener Marinestrümpfe. Seine Mutter trennte die Textilien auf und bestrickte später mit der Wolle die ganze Familie.

Am frühen Nachmittag des 15. April rückte dann ein größerer Verband amerikanischer Truppen über den Penkwitzer Weg und die Bahnhofstraße in Meuselwitz ein. Wolfgang vermied es, sich direkt am Fenster aufzuhalten. Selbst aus dem Hintergrund konnte er Panzer auf Panzer und Jeep auf Jeep durch die Bahnhofstraße rollen sehen. Unter den Soldaten auf den Panzern und in den Jeeps waren auch farbige Amerikaner. Wolfgang hatte, wie wohl fast alle Meuselwitzer, vorher noch nie einen Farbigen gesehen. Plötzlich klingelte es. Draußen stand ein amerikanischer Soldat mit einer Pistole

in der Hand. Er herrschte den öffnenden Ernst Hartwig an: „Come out!“ Dann kamen auch Wolfgang und seine Mutter in den schmalen Korridor. Der Amerikaner fragte kurz: „Is anybody else here?“ Wolfgang brachte nur ein kurzes „No“ heraus. Daraufhin winkte der Amerikaner ab, sagte „okay“ und stieg die Treppe weiter nach oben. Wolfgang traute sich jetzt näher an den seit frühen Kindertagen beliebten Aussichtsposten, das Erkerfenster, heran. Auf den Bürgersteigen herrschte ungewohnter Betrieb. Fremdarbeiter liefen bepackt mit Beutegut umher. Er konnte beobachten, wie in dem Bekleidungsgeschäft an der Ecke Bahnhofstraße/Ziegelstraße kräftig geplündert wurde.

Meuselwitz war also nun eine besetzte Stadt. Die Amerikaner hatten eine Reihe von Häusern beschlagnahmt, meist Villen oder villenartige Gebäude, die von ihren Soldaten belegt wurden. Die Bewohner dieser Häuser mussten sich innerhalb weniger Stunden bei Verwandten oder Bekannten eine Bleibe suchen und durften nur das Notwendigste mitnehmen. Die Besitzer forderten alle Einwohner auf, ihre Fotoapparate und Schreibmaschinen abzugeben. Es wurde eine nächtliche Ausgangssperre verhängt, und die Stadtausgänge sowie einzelne wichtige Gebäude und Straßenkreuzungen wurden vom Militär bewacht. Zu diesen Gebäuden gehörte auch das Haus in der Bahnhofstraße, in dessen Erdgeschoss sich die Bank „Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt“ ADCA befand. Als Wolfgang an einem der folgenden Tage auf der anderen Straßenseite vorbeiging, rief ihn einer der beiden Wache stehenden Soldaten: „Hallo, come here!“ Wolfgang war nicht wohl zumute. Aber der Ami fragte ihn nur, wie alt er sei und wie er heiße. „Wolfgang Hartwig“ wiederholte der Soldat. Mit amerikanischem Akzent und entsprechender Betonung hörte sich das für Wolfgang ganz fremd an. Plötzlich griff der Ami in seine Brusttasche, holte einen Riegel Schokolade heraus und hielt ihn Wolfgang hin. Der war zuerst unsicher, ob er ihn nehmen sollte. Aber Stolz hin und Stolz her, der Kerl war nett und benahm sich nicht wie ein Feind. Jahrelang hatte Wolfgang keine Schokolade mehr gegessen, und so nahm er den Riegel schließlich dankend an. Der Ami grinste spitzbübisch, als er sah, wie Wolf-

gang die Schokolade mit großem Genuss verspeiste. Dann unterhielten sie sich. Wolfgang erfuhr, dass sein Gesprächspartner Bob hieß, fünfundzwanzig Jahre alt und verheiratet war, aus Milwaukee kam und dort in einer Schuhfabrik gearbeitet hatte. Bob schien Wolfgang zu mögen, er gab ihm jeden Tag einen Riegel Schokolade und auch noch andere Süßigkeiten. Auch andere Jungen unterhielten sich mit den Wachtposten an der ADCA und erhielten von ihnen Schokolade, Kekse und Kaugummi. Die amerikanischen Soldaten waren allgemein sehr großzügig. Manchmal wurden sie regelrecht von bettelnden Jungen belagert.

Der deutsche Widerstand konzentrierte sich jetzt nur noch auf die Ostfront. Um Berlin wurde schwer gekämpft, bevor es am 2. Mai kapitulierte. Am 1. Mai hatte Wolfgang über den Reichssender Laibach die Meldung des Großdeutschen Rundfunks gehört: „Unser Führer Adolf Hitler ist heute Nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzuge an der Seite seiner Soldaten kämpfend, für Deutschland gefallen.“ Der amerikanische Rundfunksender AFN meldete kurz darauf, dass Hitler im Führerbunker in der Reichskanzlei Selbstmord begangen habe und dass er einen Tag zuvor noch seine Geliebte Eva Braun geheiratet habe. Wolfgang war von dieser Nachricht schockiert. Er hatte diesem Manne bedingungslos vertraut, und nun stand auch noch am Ende dieses Lebens eine große Lüge. Er erkannte in diesem Moment, dass die Macht Hitlers über sein Volk über Jahre hinweg auf Lügen aufgebaut gewesen war. Er fühlte sich belogen und betrogen, und wie ihm erging es vielen Deutschen. Alle Opfer waren umsonst gewesen. Millionen Menschen hatten ihr Leben verloren oder waren zu Krüppeln geworden, waren aus ihrer Heimat vertrieben worden, hatten ihr Hab und Gut verloren, und wie viele Frauen und Mädchen waren geschändet worden. Er mußte an die Rede des Rektors Pfeifer denken: „Nie wieder darf das furchtbare Wort ‚Umsonst‘ über den Gräbern der Toten stehen!“ Nun war die Lage noch viel schlimmer als nach dem ersten Weltkrieg. Deutsche hatten in diesem Krieg im Namen des deutschen Volks furchtbare Verbrechen begangen, hatten unsagbares Leid über die Völker Europas gebracht. Jetzt war

Deutschland besiegt, von seinen Feinden besetzt und lag völlig am Boden. Es war zum Heulen. Aber selbst in dieser Stunde der bitteren Erkenntnis hielt er sich an das, was ihm immer wieder einge-trichtert worden war: „Ein deutscher Junge weint nicht! Wenigstens“, so versuchte er sich zu trösten, „sind wir nicht von den Russen be-setzt worden.“ Was würde nun werden?

Als Wolfgang am Morgen des 1. Juli 1945 aus dem Fenster schau-te, stellte er fest, dass an der ADCA keine amerikanischen Posten standen. Nach dem Frühstück lief er schnell zum Rathaus. Weder dort noch vor der benachbarten Sparkasse waren amerikanische Posten zu sehen. Dann waren die Gerüchte also doch wahr, die in den letzten Tagen immer wieder aufgetaucht, aber auch immer wie-der als falsch bezeichnet worden waren. Diesen Gerüchten zufolge sollten die Russen das von den Amerikanern eroberte Thüringen sowie auch die restlichen Teile von Sachsen-Anhalt und Sachsen übernehmen. Im Gegenzug sollten die USA, Großbritannien und Frankreich dafür Besatzungsbereiche in Berlin bekommen, das in vier Sektoren unterteilt und Sitz des Alliierten Kontrollrats werden sollte. Jetzt waren die Amerikaner abgezogen. Über der Altenburger Straße entdeckte Wolfgang ein rotes Spruchband mit weißen kyril-lischen Buchstaben. Vom Restaurant „Zur Börse“ zum Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde von mehreren Män-nern ein ähnliches Spruchband angebracht. Ein schon etwas älterer, krummbeiniger Mann von kleiner, gedrungener Gestalt, gab mit knar-render Stimme den Männern Anweisungen. In der Mitte der Straße stehend schaute er mal nach links, mal nach rechts. Als das Spruch-band zunächst etwas schief über der Straße hing, lief sein beinahe quadratisches Gesicht vor Zorn rot an. Mit donnernder Stimme be-schimpfte er die Männer und bezichtigte sie der Sabotage. Nun würden also doch die Russen einziehen. Tief enttäuscht wandte sich Wolfgang ab und ging nach Hause. Am Nachmittag rückten dann die Russen ein. Panjewagen auf Panjewagen rollte durch die Altenburger Straße, am Rathaus vorbei, über den Marktplatz in Rich-tung Zeitzer Straße. Dazwischen gab es auch Marschkolonnen und einzelne Jeeps. Wolfgang stand einige Zeit am Marktplatz. Die

Schaulustigen waren sehr zurückhaltend. Nur einige wenige Menschen winkten den Russen zu. Vereinzelt wehten auch rote Fahnen an Häusern. Einer seiner früheren Pimpfe begrüßte Wolfgang im Vorbeigehen mit „Heil Moskau!“ „Ach, scher dich zum Teufel!“, murmelte Wolfgang leise vor sich hin.

In einem Artikel des Altenburger Echos (7) vom 3. Juli 1945 hieß es dann: „An die Soldaten der Roten Armee! Endlich seid Ihr da! Mit heißem Herzen haben wir Altenburger Antifaschisten auf den Tag Eurer Ankunft gewartet. ...Eure Gegenwart hilft uns, den Kampf gegen den Faschismus energisch fortzusetzen. Mit Eurer Hilfe wollen wir den letzten Vertreter des Nazismus anprangern, vor der antifaschistischen Bevölkerung bloßstellen und, wenn nötig, unschädlich machen... Wo Ihr jetzt steht, da wollen wir auch hin! Dass der große Teil der Deutschen noch nicht die sittliche und politische Reife für dieses Ziel besitzt, lässt sich nicht leugnen. Aber jeder für sich und jeder durch den anderen wird den Weg finden zu innerer und äußerer Freiheit, zu sozialer und nationaler Freiheit, wie sie einem Kulturvolk zukommt, das sich von dem mittelalterlichen Dunkelmännertum der Rassenideologie und des ostelbisch-preußischen Militarismus, dieses Nährbodens des Nazibazillus, freigekämpft hat. Lasst uns beweisen, dass wir wert sind, Mitstreiter für die Menschenfreiheiten zu sein, dass wir für dieses hehre Ziel Seite an Seite mit der Roten Armee und seinem großen Führer, Generalissimus Stalin, marschieren. Tod dem Faschismus! Freisetzung aller sittlichen und materiellen Werte für die Höherentwicklung der Menschheit – das ist das Ziel aller aufrechten Antifaschisten, und davon gehen wir nicht mehr ab. Das und nichts anderes ist unser heißer Dank an Euch! Es lebe die siegreiche Rote Armee! Es lebe ihr Führer, Generalissimus Stalin! Der Ausschuss der Antifaschistischen Front“ – Wolfgang warf die Zeitung weg. Er war angewidert von dieser Speichelleckerei. Schon wieder war die Rede von einem großen Führer. Schon wieder wurde versucht, die Wirklichkeit mit großen Worten zu verschleiern. Wie sah es denn in der Realität aus?

Das, was man zuvor über die Verhältnisse in dem bisher sowjetisch besetzten Teil Deutschlands gehört hatte, sollte sich jetzt bestätigen. Besonders in den ersten Monaten gab es Übergriffe durch sowjetische Soldaten. Sie machten vom „Recht der Sieger“ Gebrauch und nahmen der deutschen Zivilbevölkerung die verschiedensten Dinge ab. Uhren und Fahrräder waren die bevorzugten Beuteartikel. In Städten mit größeren Truppenkontingenten wurden auch Fälle von Vergewaltigungen bekannt. Aber die Situation war nicht vergleichbar mit der in den letzten Kriegsmonaten, als sowjetische Soldaten regelrecht über die deutschen Frauen herfielen. Trotzdem trauten sich Frauen und Mädchen abends kaum noch auf die Straße. In Meuselwitz blieb es relativ ruhig. Nach außen trat noch die russische Viehstation am stärksten in Erscheinung, die auf dem Sportplatz am Penkwitzer Weg errichtet worden war. Beinahe jeden Tag wurden große Rinderherden durch die Stadt getrieben. Dass die Straßen danach mit Kuhfladen übersät waren, störte in dieser Zeit niemanden. Für Unruhe und Furcht sorgten vielmehr Dinge, die sich eher der direkten Wahrnehmung entzogen. So verschwanden Personen, ohne dass etwas über ihren Verbleib bekannt wurde. Auch 16- bis 18jährige ehemalige Hitlerjugendführer waren darunter. Doch es waren nicht nur ehemalige Nazis, die über Nacht scheinbar im Nichts versunken waren.

Ganz langsam, Schritt für Schritt, begann sich das öffentliche Leben in Meuselwitz zu normalisieren. Jeder versuchte, so gut es ging, über die schwierigen Zeiten zu kommen. Die Wohnungsnot war groß in der zerbombten Stadt. Die Lebensmittelrationen waren sehr knapp. Der Hunger beherrschte den Alltag. Wolfgang fuhr häufig mit dem Fahrrad über Land, um zu „hamstern“. Von den meisten Hamsterfahrten brachte er Obst und Gemüse mit nach Hause. Das war in der Meuselwitzer Umgebung nicht so knapp, und man konnte es noch für Geld allein bekommen. Wenn er großes Glück hatte und ihn eine Bäuerin besonders nett fand, konnte er auch schon einmal ein paar Kartoffeln oder sogar ein Brot erstehen. Aber das war die große Ausnahme.

Eine andere Möglichkeit zur Aufbesserung der Ernährungssituation waren das „Ährenlesen“ nach dem Abernten der Felder und zeitlich später das „Kartoffelstopplern“ nach der Kartoffelernte. Wie viele andere lief Wolfgang über gerade abgeerntete Getreidefelder und suchte nach liegengebliebenen Ähren. Zu Hause wurden dann die Getreidekörner ausgeklopft und anschließend in der Kaffeemühle zu Mehl vermahlen. Wenn die Landarbeiter die Kartoffeln von den Feldern für die Bauern aufgelesen hatten, wurden die Felder freigegeben und die „Stoppler“ durften dann Kartoffeln, die übersehen worden waren, für sich einsammeln. Als Wolfgang eines Tages in der Nähe von Breitenhain, einem Dorf in fünf Kilometer Entfernung, Kartoffeln stoppelte, fiel ihm auf, dass ein junges Mädchen im Alter von etwa achtzehn Jahren ihn mehrmals interessiert ansah. Auch am nächsten Tag trafen sie sich auf einem anderen Feld zufällig wieder. Sie ging eine Zeitlang neben ihm her, aber er tat so, als bemerke er nicht, dass sie ihn beobachtete. Plötzlich fragte sie ihn: „Wie heißt du denn?“ „Das geht dich doch überhaupt nichts an“, antwortete er etwas bissig. „Aber es interessiert mich, du siehst meinem älteren Bruder sehr ähnlich.“ Darauf wurde er noch gröber: „Spinnst du? Was soll denn das heißen?“ „Wenn du mir deinen Namen nicht verrätst, will ich dir meinen sagen. Ich heiße Irene Hartwig.“ Wolfgang blickte überrascht zu ihr auf. „Das ist nicht wahr!“ „Aber natürlich ist das wahr. Ich bin die Tochter von Richard Hartwig, und deine Reaktion lässt mich vermuten, dass du der Sohn von Ernst Hartwig, dem jüngeren Bruder meines Vaters, bist.“ Wolfgang war völlig sprachlos, er verstand die Welt nicht mehr. Seine Eltern hatten ihm nie erzählt, dass sein Vater einen Bruder hat, der noch dazu ganz in der Nähe wohnt. Wieso eigentlich? Was steckte dahinter? Erst langsam fand er seine Sprache wieder und brachte stotternd hervor: „Du hast Recht, ich bin der Wolfgang, Ernst Hartwigs Sohn. Aber ich wusste überhaupt nicht, dass mein Vater einen Bruder hat. Ich verstehe das alles nicht, du musst es mir erklären.“ „Lass uns für heute Schluss machen mit dem Stopplern. Wir setzen uns am Rande des Dorfs auf eine Bank, und ich werde dir alles erzählen“, schlug Irene vor. „Wahrscheinlich haben dir deine Eltern sehr vieles verschwiegen. Du weißt vielleicht gar nicht, dass deine

Mutter die zweite Frau deines Vaters ist“, begann sie später. Wolfgang schaute sie schockiert an und bestätigte das mit einem Kopfnicken. „Aber lass uns von vorn beginnen. Lange vor dem ersten Weltkrieg war dein Vater zum Militärdienst in Fulda. Dort hat er seine erste Frau Hilde kennengelernt. Nach der Militärzeit haben sie in Breitenhain geheiratet und auch da eine Wohnung bezogen. Dein Vater war vor der Hochzeit zum katholischen Glauben übergetreten. Zu Beginn des ersten Weltkriegs wurde er eingezogen und kam wieder nach Fulda in die Garnison. Dort hat er dann Alma, deine Mutter, kennengelernt. Er hat ihr wohl die Ehe versprochen, obwohl er schon verheiratet war. Das Problem war sicher, dass katholische Ehen damals nicht geschieden werden konnten. So hat dann seine Mutter, unsere Großmutter Pauline, entweder eine Erklärung abgegeben, ihr Sohn Ernst sei ledig oder irgendeine Bescheinigung besorgt, aus der das hervorging. Dadurch konnte dein Vater Ernst deine Mutter Alma in Fulda heiraten. Wahrscheinlich war man bei solchen Kriegstraunungen mit den Unterlagen auch nicht so genau. Als Hilde das erfahren hat, räumte sie hier einfach das Feld und kehrte nach Fulda zurück. Ihre Ehe mit deinem Vater ist bis heute nicht geschieden. Das alles hat mir meine Mutter erzählt. Sie hatte noch bis vor wenigen Monaten brieflichen Kontakt mit Hilde. Nach dem Krieg sind deine Eltern nach Meuselwitz gezogen. Deine Mutter hatte überhaupt nichts von der ersten Ehe deines Vaters gewusst. Jahre später hat es in der Familie Streit gegeben, und jemand hat deine Mutter über die unglückselige Situation aufgeklärt. Das hat ihr einen schweren Schock versetzt. Sie soll wochenlang nicht ansprechbar gewesen sein und war in eine Art religiösen Wahn verfallen. Erst ganz allmählich soll sich ihr Zustand gebessert haben. Jedenfalls haben deine Eltern danach jeden Kontakt zu allen Mitgliedern der Familie deines Vaters abgebrochen.“ „Und deswegen haben sie mir immer erzählt, die Großeltern seien tot und sonst gebe es keine Verwandten meines Vaters“, bemerkte Wolfgang, der völlig fassungslos Irenes Erzählung aufgenommen hatte. „Wenigstens deine Großmutter hättest du noch sehen können. Sie ist 1940 achtundachtzigjährig hier in Breitenhain gestorben. Und dein Vater hat drei Brüder, die mit ihren Familien hier und in der Umgebung

leben“, ergänzte Irene. Diese schier unglaubliche Geschichte hatte Wolfgang völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Sein Vater war also bis heute eigentlich mit zwei Frauen verheiratet.

Als er nach Hause kam, bemerkte seine Mutter sofort, dass mit ihm etwas nicht stimmte und fragte ihn: „Wolfgang, was ist los mit dir?“ „Es ist alles in Ordnung, es gibt nichts Besonderes. Ich war nur heute beim Kartoffelstoppeln nicht sehr erfolgreich“, log er. Erst als er einige Tage später mit seinem Vater allein war, sprach er ihn auf die Geschichte an. „Warum habt ihr mich Zeit meines Lebens belogen? Ich habe erfahren, dass du drei Brüder hast, dass meine Großmutter bis vor fünf Jahren noch in Breitenhain gelebt hat und dass du eigentlich mit zwei Frauen verheiratet bist. Es hat gar keinen Zweck zu leugnen, meine Cousine, die Tochter deines Bruders Richard, hat mir alles erzählt.“ Ernst Hartwigs Gesicht wurde kreidebleich. Er begann etwas zu stammeln, doch dann riss er sich zusammen und sagte: „Es ist wirklich alles wahr. Ich wollte es dir erzählen, wenn du noch etwas älter bist. Es tut mir leid, dass du es jetzt von jemandem anderen erfahren hast. Bitte, erwähne deiner Mutter gegenüber nichts davon. Sie hat damals schwer darunter gelitten und war eine Zeitlang psychisch am Ende. Ich weiß, dass ich ihr unsagbar weh getan habe und bereue das auch sehr. Aber ich habe keine andere Möglichkeit gesehen. Erspare ihr jetzt neues Leid und schweige darüber. Ich bitte dich.“ „Ich verachte dich dafür, dass du dein Leben und auch mein Leben auf Lüge und Betrug aufgebaut hast. Du hast mich bitter enttäuscht, ich kann dir das nicht verzeihen“, entgegnete Wolfgang in scharfem Ton und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Diese Lebenslüge seines Vaters beschäftigte Wolfgang wochenlang immer wieder. Da brachte ihm wenigstens der Alltag, so traurig er auch war, etwas Ablenkung. Neben seinen Hamsterfahrten ging er noch mehrmals in der Woche zum Steinklopfen zu den Trümmerbergen am Rittergut und an der Oberschule. Das war eine mühevolle Arbeit. Aus Brocken von Mauerresten wurden mit einem Spitzhammer einzelne ganze Ziegelsteine losgeklopft. Dann musste der festgebackene Mörtel von ihnen noch so weit entfernt werden, dass sie

wieder als Baumaterial verwendet werden konnten. So leisteten die Schüler einen wichtigen Beitrag beim Wiederaufbau ihrer Schule.

Am 1. Oktober 1945 begann für die Meuselwitzer Schüler nach mehr als siebenmonatiger Pause der Schulunterricht wieder. Da von den drei Schulen am Ort nur noch die Knabenschule intakt war, mussten die Schülerinnen und Schüler der beiden Grundschulen und der Oberschule in diesem Gebäude betreut werden. Deshalb fand für die einzelnen Klassen anfangs der Unterricht nur an zwei, später an drei Halbtagen in der Woche – vormittags oder nachmittags – statt. In der Regel sah das so aus, dass die Aufgaben des vorhergehenden Unterrichtsages besprochen wurden und danach neue – den Umständen entsprechend umfangreiche – Hausaufgaben gestellt wurden. Außerdem führte die Entlassung der meisten Lehrer, die der NSDAP angehört hatten, zu einem eklatanten Lehrkräftemangel.

Zu den vielen Alltagsproblemen der Menschen kam noch ein weiteres, als der Winter einbrach. Obwohl Meuselwitz direkt im Kohlegebiet lag, bekam die Bevölkerung nur völlig unzureichende Mengen an Braunkohlenbriketts zu Heizzwecken zugeteilt. Auf den Rangiergleisen des Güterbahnhofs standen aber tagtäglich lange Züge, deren Waggons mit Briketts beladen waren. Wer nicht total kalt sitzen wollte, konnte dieser Versuchung nicht widerstehen. So ging Wolfgang wie viele andere Meuselwitzer mehrmals in der Woche auf Kohlenklau. Hinter der Unterführung der Bahnstrecke nach Zeitz am Penkwitzer Weg konnte man nach Ersteigen eines Bahndamms durch ein Loch im Zaun relativ leicht an die abgestellten Züge herankommen. Wolfgang kletterte dann auf einen der Güterwaggons, packte 20 bis 25 Briketts in eine riesige Tasche aus festem Stoff, die er über die Schulter hängte. Mit der schweren Last stieg er vom Waggon herab und trat den Heimweg an. Dabei musste er natürlich vor der Polizei auf der Hut sein, die häufig am Penkwitzer Weg auftauchte, um die Kohlendiebe zu fassen.

So war das Leben der Menschen in Deutschland nach Kriegsende von Hunger, Kälte, Hoffnungslosigkeit und Angst vor der Zukunft

geprägt. Aber noch mehr als die materielle Notlage bedrückte es Wolfgang, dass die Pfeiler eingestürzt waren, auf denen sein Leben bisher geruht hatte. Zu seinem Vater hatte er das Vertrauen verloren, seit er von dessen charakterlosem Verhalten erfahren hatte. Die auf die militärische Niederlage Deutschlands folgenden Enthüllungen über die grausamen Verbrechen, die im Namen Deutschlands begangen worden waren, hatten ihn zutiefst getroffen. Er hatte zwar gewusst, dass Konzentrationslager existierten, aber was in ihnen geschah, hatte er doch nicht ahnen können. Gegen Ende des Kriegs war er aus seiner relativ heilen Welt, der Unbekümmertheit der Kindheit, herausgerissen worden und hatte Tod und schweres Leid aus nächster Nähe kennengelernt. Das hatte ihn reifen lassen. Jetzt erst konnte er wirklich fühlen und begreifen, welch furchtbares Verbrechen es war, wehrlose, unschuldige Menschen, Männer und Frauen, Kinder und Greise umzubringen, in Gaskammern zu schicken. Nun erkannte er auch die Primitivität und Hinterlist der Argumentation der Nazis: Ein Jude erschießt einen Deutschen, also sind die Juden Feinde der Deutschen. Dieser Krieg hatte furchtbares Leid über die Völker der Welt gebracht, und es hatte meist Unschuldige getroffen. Das wurde auch wieder an den Opfern der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki im August 1945 deutlich. Beinahe alles, woran er bisher geglaubt hatte, war falsch und unwahr gewesen. Er fühlte sich verführt und betrogen. Dieses innere Eingeständnis hatte ihn in eine tiefe Krise gestürzt. Aus dem einst so aktiven, tatendurstigen Knaben war ein häufig missmutiger, mit sich selbst und der Welt unzufriedener Junge geworden, der sich ziellos und orientierungslos in den Bahnen eines tristen Alltags bewegte.

Erst als der neue Schulleiter, sein Deutsch- und Lateinlehrer Dr. Bauer, mit den Schülern im Frühjahr 1946 den Plan für eine Aufführung des „Sommernachtstraums“ besprach und ihn, Wolfgang Hartwig, für die Rolle des Klaus Zettel auswählte, änderte sich das beinahe schlagartig. Jetzt hatte er eine Aufgabe, auf die er sich konzentrieren konnte. Er hatte ein Ziel vor sich. Er wollte sich und den anderen beweisen, was in ihm steckte, und so ging er von Anfang an mit Begeisterung an diese Aufgabe heran.

Zweiter Teil

1. Kapitel

Im Sommer 1990, dem ersten Jahr nach der Wende, fand im Meuselwitzer Schlosspark am selben Ort wie vor 44 Jahren wieder eine Schüleraufführung von Shakespeares „Sommernachtstraum“ statt. Der Schauplatz hatte sich selbst nach dieser langen Zeit nicht grundlegend verändert. Nur der Zaun hinter dem Schlossteich, der früher den Zugang zum Schlosspark versperrt hatte, existierte nicht mehr. An einem warmen, freundlichen Sommerabend Anfang Juli gelang es den Akteuren – Schülern der Oberschule Meuselwitz – auch diesmal, dem Publikum in einer märchenhaften Atmosphäre den Zauber des „Sommernachtstraums“ zu vermitteln. Die Wahl des Stücks und des Ortes war aber kein Zufall. Christa Fritzsche, eine der Lehrerinnen der Oberschule für die Fächer Deutsch und Englisch, hatte diese Aufführung initiiert und dann auch inszeniert. Die zweiunddreißigjährige, attraktive Frau war die Nichte von Rolf Köhler, der 1946 den Peter Squenz gespielt hatte. Von ihm hatte sie sehr viel über die damalige Aufführung und auch über das Schicksal der anderen Rüpel, insbesondere des Klaus Zettel, alias Wolfgang Hartwig, erfahren. Bei ihrer Vorliebe für Shakespeare war es nur ein kleiner Schritt zu dem Entschluss jetzt, 44 Jahre später, den Versuch einer erneuten Aufführung des Stücks mit Schülern ihrer Schule zu wagen. Gespannt verfolgte sie den Ablauf des Geschehens auf der Naturbühne und wurde mit jeder Szene entspannter und zufriedener. Neben ihr saß Wolfgang Naumann, ein siebenunddreißigjähriger Kollege, der erst seit dem Frühjahr an dieser Schule die Fächer Biologie und Chemie unterrichtete. Er war ein sportlicher Typ, dunkelblond mit traurigen braunen Augen. Sie fand ihn sehr sympathisch und meinte zu fühlen, dass auch er ähnliche Empfindungen für sie hatte, obwohl er ihr bisher eher scheu und zurückhaltend begegnet war. Wolfgang Naumann beobachtete den Gang der Dinge auf der Bühne mit großem Interesse. Die Aufführung

bereitete ihm sichtlich Vergnügen. Besonders lustig fand er den Auftritt des verwandelten Klaus Zettel mit der Eselskopf-Maske. Als dann jedoch die erwachende Titania mit den Worten „Weckt mich von meinem Blumenbett ein Engel“, diesen Esel ansah und sich in ihn verliebte, veränderte sich sein Gesichtsausdruck sehr schnell. Einen kurzen Moment erschien er sehr nachdenklich und überrascht, ja, beinahe erschrocken. Dann plötzlich verriet ein leichtes Zucken der Gesichtsmuskeln eine starke innere Anspannung, die in eine nervöse Unruhe überging. Die folgenden Szenen mit den Turbulenzen um die beiden Liebespaare ließ er teilnahmslos an sich vorbeiziehen. Seine Gedanken schienen weit weg vom Geschehen auf der Bühne zu sein. Erst der nächste Auftritt der Elfenkönigin mit der Schar der Elfen und dem zum Esel verwandelten Zettel fesselte wieder seine Aufmerksamkeit. Als dann Titania mit den Worten: „Schlaf du! Dich soll indes mein Arm umwinden“ ihren Arm um die Schulter des Esels legte, huschte für Bruchteile einer Sekunde ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. Die Änderung seiner Körperhaltung verriet, dass plötzlich eine ungeheure Spannung von ihm gewichen war. Völlig gelöst verfolgte er nun den Rest der Komödie. Danach gratulierte er seiner Kollegin: „Das war eine zauberhafte Aufführung, dazu kann man Sie nur beglückwünschen!“ „Danke, aber gratulieren Sie den Schülerinnen und Schülern, mein Anteil an dem Erfolg ist wirklich nicht groß. Aber ich hatte den Eindruck, dass einige Szenen des Stücks Sie besonders bewegt haben“, fügte sie indirekt fragend hinzu. Daraufhin zog er eine Fotografie aus seiner Brieftasche, auf der ein ganz in Weiß gekleidetes junges Mädchen zusammen mit einem unter der Maske eines Esels verborgenen Burschen abgebildet war, und erklärte ihr mit einer gewissen Befriedigung: „Der heutige Abend hat mir die Aufklärung eines für mich sehr wichtigen Rätsels gebracht. Ich kannte den ‚Sommernachtstraum‘ nicht, und deshalb war mir der Hintergrund dieses Bildes unklar. Ich habe die Fotografie erst vor wenigen Tagen bekommen.“ Zu seinem Erstaunen entgegnete sie: „Ich besitze das gleiche Foto. Es stammt von einer gemeinsamen Aufführung von Schülern und Schülerinnen der Altenburger und Meuselwitzer Oberschulen im Jahr 1946, die an der gleichen Stelle stattfand. Mein Onkel spielte damals den Peter Squenz, und

Klaus Zettel, der Esel, war sein Freund. Die Erzählungen meines Onkels haben mich dazu angeregt, das Stück nach 44 Jahren noch einmal an derselben Stelle aufzuführen. Übrigens habe ich noch andere Aufnahmen von der damaligen Aufführung.“ „Die würde ich auch gern einmal sehen.“ „Dann kommen Sie morgen Nachmittag zu einer Tasse Tee bei mir vorbei“, nutzte sie die Gelegenheit zu einer Einladung. „Ich werde sehr gern kommen und Ihnen dann auch erzählen, auf welcher merkwürdigen Art und Weise ich das Foto erhalten habe. Es ist eine sehr lange Geschichte.“

Der im Dezember 1952 geborene Wolfgang Naumann war in Potsdam aufgewachsen. Sein Vater, ein höherer SED-Funktionär, hatte ihn streng kommunistisch erzogen. Nach dem bitteren Ende des Prager Frühlings (8) und den negativen Auswirkungen auf das gesamte kommunistische Lager kam es Ende 1968 zu einem ersten Zerwürfnis zwischen dem knapp Sechzehnjährigen und seinem Vater, einem strikten Verfechter der orthodoxen kommunistischen Ideologie. Bis zum Tode seines Vaters im Jahr 1987 hatte sich Wolfgang nie wieder richtig mit ihm ausgesöhnt. Um einem politischen Engagement aus dem Weg zu gehen, so weit es unter den damaligen Zuständen möglich war, wandte er sich den Naturwissenschaften zu. Nach dem Studium war er als Lehrer für Biologie und Chemie an einer Oberschule in Schwerin tätig. Seine Ehe mit einer Kollegin hatte nur zehn Jahre Bestand, 1987 kam es in beiderseitigem Einverständnis zur Scheidung. Seitdem war der Kontakt zu seiner Mutter in Potsdam wieder etwas enger geworden.

Am späten Nachmittag des 9. November 1989 erhielt Wolfgang Naumann ein Telegramm, in dem ihm mitgeteilt wurde, dass seine Mutter mit einer lebensgefährlichen Erkrankung in ein Potsdamer Krankenhaus eingeliefert worden sei. Er fuhr sofort nach Potsdam und fand seine Mutter am Morgen des 10. November in einem sehr kritischen Zustand vor. Sie war zeitweise nicht bei Bewusstsein und erkannte ihn erst nach einiger Zeit. Die Ärzte hatten ihn darauf vorbereitet, dass mit dem Schlimmsten zu rechnen sei. So saß er stundenlang an ihrem Bett und bangte um ihr Leben. Am Nachmittag be-

merkte er plötzlich ein seltsames Leuchten in ihren hellblauen Augen. Mit großer Kraftanstrengung brachte sie – öfter größere Pausen einlegend – immer nur ein paar Worte hervor. „Mein Wolfgang – ich verlasse dich jetzt – für immer.“ Er streichelte ihr die Wangen und nahm ihre Hände in die seinen. Tränen standen ihm in den Augen. „Du bist nicht“ – ungeduldig wartete er auf ihre nächsten Worte – „wirklich unser Sohn.“ Ihm drohte das Blut in den Adern zu erstarren. „Wir haben dich – im Alter von zwei Jahren adoptiert.“ „Wer sind meine leiblichen Eltern?“ stieß er hastig hervor und bereute sofort, in diesem Moment eine solche Frage zu stellen. „Vater unbekannt“, ihre Stimme wurde immer leiser, „Mutter aus Altenburg.“ Dann hauchte sie noch ganz leise: „Sonja.“ Er glaubte jedenfalls diesen Namen verstanden zu haben. „Sob“ und sie setzte erneut an. Ihre Augen schienen stärker hervorzutreten, die Pupillen weiteten sich. „Sob“, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, und dann fiel ihr Körper in sich zusammen. Er begriff, dass sie nun für immer von ihm gegangen war und weinte bitterlich. Er hatte diese Frau sehr geliebt, und die Tatsache, dass sie nicht seine leibliche Mutter war, änderte nichts an seinen Gefühlen für sie. Mit ihrem letzten Atemzug hatte sie ihm doch noch die Wahrheit anvertraut. Und er war sich sicher, dass sie ihn wie ihr eigenes Kind geliebt hatte. Aus Furcht, ihr inniges Verhältnis könne darunter leiden, hatte sie wohl nie zuvor mit ihm darüber gesprochen und das Geheimnis erst auf dem Sterbebett preisgegeben. In aller Stille beerdigte er die Frau, die ihm eine liebevolle, gute Mutter gewesen war. Zu einem Zeitpunkt, da die Menschen um ihn herum freudig und ausgelassen den Fall der Mauer feierten, war er mit seiner Trauer allein geblieben.

Von jetzt an ließ ihn die Frage nach seiner Herkunft nicht mehr los. „Warum hat meine leibliche Mutter mich weggegeben? In welchen Verhältnissen hat sie gelebt? Ist sie noch am Leben? Oder gibt es vielleicht Verwandte, die Auskunft auf meine Fragen geben können? Hat man wirklich nicht gewusst, wer mein Vater ist?“ Noch in der Vorweihnachtszeit fasste Wolfgang Naumann den Entschluss, die Suche nach Spuren seiner leiblichen Mutter aufzunehmen. Es gelang ihm, im Frühjahr 1990 seine Versetzung an die Oberschule

Meuselwitz im Kreis Altenburg zu erreichen. Bei seinen Recherchen musste er allerdings feststellen, dass weder in Altenburg noch in einem anderen Ort in der Umgebung Unterlagen über eine Adoption durch die Naumanns existierten. Er fragte sich, ob es vielleicht irgendwelche politischen Gründe dafür gab. Da er annahm, dass neben seinem Geburtsdatum auch der Vorname bei der Adoption unverändert geblieben war, schaute er in Altenburg im Geburtenregister unter dem Datum des 6. Dezember 1952 nach. Unter diesem Datum fand er tatsächlich einen Eintrag über die Geburt eines Wolfgang Swoboda. Als leibliche Mutter war Sonja Swoboda, geboren am 9. Oktober 1929 in Rositz, Kreis Altenburg, angegeben. Ein Eintrag über den Vater fehlte. Das alles stimmte mit den Angaben seiner Adoptivmutter überein, und so konnte er davon ausgehen, dass er wirklich als Wolfgang Swoboda in Altenburg das Licht der Welt erblickt hatte. Das russische Wort „Swoboda“ bedeutet Freiheit. So weit reichten seine rudimentären Russischkenntnisse gerade noch. Es musste also ein slawischer Name sein. Diese besondere Bedeutung des Wortes machte die Spurensuche nach seinen Wurzeln für ihn noch interessanter.

Im Einwohnerverzeichnis von Altenburg war nur eine Person dieses Namens aufgeführt, eine Renate Swoboda. Sie suchte er also auf und bat um ein kurzes Gespräch. „Mein Name ist Wolfgang Naumann, ich bin 1954 oder 1955 von Herrn und Frau Naumann adoptiert worden, habe aber Grund zu der Annahme, dass ich im Dezember 1952 hier in Altenburg als Sohn einer Sonja Swoboda geboren worden bin. Kennen Sie diese Sonja Swoboda? Wenn ja, was können Sie mir über diese erzählen?“ Renate Swoboda, eine vollschlanke Endsechzigerin mit lebhaften dunklen Augen, war überrascht und reagierte zunächst etwas zurückhaltend auf seine Frage. Dann bat sie ihn doch einzutreten und erzählte ihm, dass Sonja Swoboda ihre Schwägerin gewesen sei. Sie selbst sei aber schon 1948 von Sonjas älterem Bruder Peter geschieden worden und habe seitdem keinen Kontakt mehr mit der Familie gehabt. „Ich habe allerdings gehört, dass Sonja einige Jahre später in anderen Umständen war und ihr Elternhaus verlassen hatte. Noch später erfuhr ich

dann mehr zufällig von ihrem Tod. Auch Sonjas Eltern sind in der Zwischenzeit wahrscheinlich verstorben.“ Wolfgang, erfreut darüber, vielleicht doch einen wichtigen Anhaltspunkt gefunden zu haben, bat Renate: „Meine Adoptivmutter hat mir erst kürzlich, unmittelbar vor ihrem Tod offenbart, dass ich nicht ihr leiblicher Sohn bin. Jetzt möchte ich natürlich Näheres über meine eigentlichen Wurzeln erfahren. Können Sie mir denn einiges über Sonja und ihre Familie erzählen?“ „Es tut mir leid, ich besitze nicht einmal eine Fotografie von Sonja. Die Umstände meiner Scheidung waren so unschön, dass ich damals sofort Rositz, den Wohnort der Familie, verlassen und alles vernichtet habe, was mich an diese Familie erinnert hat. Aber Sonja war ein ganz lieber Mensch. Ich habe sie sehr gemocht. Sie war in ihrem Charakter ihrer Mutter ähnlich. Das war auch eine liebe Frau, gutmütig und sehr verträglich. Aber sie war ihrem Manne absolut hörig. Sonjas Vater, Karl Swoboda, tyrannisierte die ganze Familie. Für ihn stand die kommunistische Partei und später die SED an allererster Stelle. Er war schon in den zwanziger Jahren Mitglied der kommunistischen Partei geworden. Seine tschechischen Vorfahren waren Mitte des 19. Jahrhunderts aus Böhmen kommend nach Mitteleuropa eingewandert. Wie er immer betonte, verpflichtete ihn sein Name, für die Freiheit der Massen, der arbeitenden Klasse, einzutreten. In seiner Borniertheit erkannte er nicht, dass er sich in Wirklichkeit zum Werkzeug einer unmenschlichen Unterdrückungsmaschinerie gemacht hatte.“ Hass und Verachtung für diesen Mann spiegelten sich in den Augen von Renate Swoboda wider.

Karl Swoboda war 1933 zusammen mit seiner Frau, dem dreizehnjährigen Sohn und der knapp vierjährigen Tochter in die Sowjetunion übersiedelt. Die Familie verbrachte dort die meiste Zeit in Sibirien in einem Lager, einer Art Ghetto, in dem deutsche Emigranten angesiedelt worden waren. Peter und später auch Sonja gingen dort zur Schule und lernten dabei natürlich auch Russisch. Der Vater war manchmal wochenlang fern von der Familie mit Aufträgen für die Partei unterwegs. 1938 kehrte Karl Swoboda mit der Familie aus der Sowjetunion nach Deutschland zurück. Als Grund für seine Rückkehr gab er an, er sei vor die Alternative gestellt wor-

den, entweder die sowjetische Staatsbürgerschaft anzunehmen und gleichzeitig die deutsche aufzugeben oder nach Deutschland zurückzukehren. Im Meuselwitzer „Schnauderböten“ wurde ein Bericht von ihm veröffentlicht, in dem er sich sehr kritisch über das Leben in der Sowjetunion geäußert hatte. Ähnlich kritische Äußerungen hatte er auch in einer öffentlichen Versammlung gemacht. Karl Swoboda begann wieder, in seinem Beruf als Ingenieur im Raffineriewerk der DEA bei Rositz zu arbeiten. Die Familie lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen und wohnte in einem kleinen, unauffälligen Einfamilienhaus in Rositz zur Miete. Der Sohn Peter hatte noch zu Beginn des Krieges Renate geheiratet. Bald danach wurde er zum Militär eingezogen und war dann während des Russlandfeldzugs im Stab der Heeresgruppe Nord in Südfinnland als Dolmetscher tätig. Gegen Kriegsende geriet er in sowjetische Gefangenschaft. Die Tochter Sonja besuchte von 1940 an das Mädchengymnasium in Altenburg, das nach dem Krieg mit der Jungen-Oberschule und dem humanistischen Gymnasium zur Karl-Marx-Oberschule zusammengelegt wurde.

Als im April 1945 die Amerikaner Thüringen eroberten, setzten sie umgehend Karl Swoboda als Polizeikommandanten im benachbarten Meuselwitz ein. Dadurch entstand wohl auch das Gerücht, er sei während des Krieges im Untergrund tätig gewesen und habe als Agent der Sowjets eine wichtige Rolle gespielt. Karl Swoboda war es auch, der im Juli 1945 im gesamten Kreisgebiet dafür sorgte, dass zur Begrüßung der einrückenden sowjetischen Truppen über den Durchgangsstraßen rote Spruchbänder mit Dankessprüchen an die ruhmreiche Rote Armee und den weisen Führer der Sowjetunion, Generalissimus Josef Stalin, aufgehängt wurden. Seine sowjetischen Freunde ernannten ihn zum Kommandanten der Polizei im gesamten Kreis Altenburg. Er durfte trotz allgemeiner Wohnungsnot aus dem sehr bescheidenen Häuschen in eine geräumige Villa in Rositz umziehen. Dort fanden fortan große Trinkgelage mit Offizieren der sowjetischen Kommandantur Altenburg statt. Karl Swoboda wurde zur rechten Hand der Russen, wie die Bevölkerung die Sowjets vereinfachend bezeichnete. Er verfolgte Faschisten und Kapitalisten, sowie Menschen, die er dafür hielt, mit harter Hand. Seine Lieblingssprüche „Wer

nicht für uns ist, ist gegen uns“ und „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, waren charakteristisch für seine Einstellung, für die Rigorosität, mit der er bei der Durchsetzung von Zielen der sowjetischen Besatzungsmacht und der kommunistischen Partei oder später der SED vorging. Wegen seines sonderbaren Ganges wurde der überall gefürchtete, krummbeinige Mann mit dem fast quadratischen Gesicht wenig liebevoll der „Dackel“ genannt.

Für Renate Swoboda war es schicksalhaft, dass laufend sowjetische Offiziere bei ihren Schwiegereltern verkehrten. Dadurch lernte sie den Oberleutnant Grigori Pawlowitsch Schtschebatow kennen und verliebte sich in ihn. Ihre Schwiegereltern bemerkten sehr bald, dass Renate anscheinend ein Verhältnis mit Grigori hatte und überraschten die beiden eines Tages in Renates Wohnung. In Abwesenheit des Ehemanns Peter, der sich noch in sowjetischer Gefangenschaft befand, wurde Renates Ehe auf Betreiben ihres Schwiegers sofort geschieden. Grigori Pawlowitsch verschwand unmittelbar nach dem Vorfall.

Nachdem Wolfgang Naumann so viel Negatives über seinen vermeintlichen Großvater erfahren hatte, bereute er es jetzt fast, Renate Swoboda aufgesucht zu haben. Als sie ihre Schilderung beendet hatte, starrte sie plötzlich sehr nachdenklich vor sich hin. Dann sprang sie auf und lief ins Nachbarzimmer. Nach kurzer Zeit kam sie zurück und überreichte Wolfgang das Foto der Elfenkönigin mit dem Esel. „Mir ist glücklicherweise noch rechtzeitig eingefallen, dass ich vor Jahren noch ein Bild von Sonja irgendwo beim Aufräumen gefunden habe. Da hatte ich schon so viel Abstand zu den damaligen Ereignissen, dass ich mich entschloss, die Fotografie zu behalten. Ich weiß allerdings nicht, wie und unter welchen Umständen sie entstanden ist. Ich schenke Ihnen das Bild. So haben Sie wenigstens ein ganz kleines Andenken an Ihre Mutter.“ Wolfgang verließ Renates Wohnung sehr glücklich. Wenn ihm die Aufnahme auch sehr merkwürdig erschien, so wusste er jetzt wenigstens, wie seine Mutter als junges Mädchen, einige Jahre vor seiner Geburt, ausgesehen hatte. Vielleicht würde es ihm doch gelingen, noch mehr über sie zu erfahren.

Bei seinem Besuch am Tage nach der Aufführung des „Sommernachtstraums“ hatte Wolfgang Naumann seiner Kollegin Christa Fritzsche zunächst seine ungewöhnliche Geschichte erzählt. Sie zeigte ihm danach mehrere Fotos von der früheren Aufführung. Am meisten interessierte ihn natürlich ein Foto der Elfenkönigin Titania, umgeben von ihren acht Elfen. Auf diesem Bild konnte er sie in ihrer vollen Größe sehen. Einerseits war er stolz darauf, welche schöne Mutter er doch gehabt hatte, andererseits sehr traurig darüber, dass er sie so früh verloren hatte und sich daher überhaupt nicht an sie erinnern konnte. Auf einem anderen Foto war der Elfenkönig Oberon abgebildet zusammen mit seinem dienstbaren Geist, dem allgegenwärtigen und ständig Unruhe stiftenden Droll, in dieser Aufführung von einem jungen Mädchen verkörpert. Und dann gab es noch Fotos der sechs Rüpel, wie sie un gelenk daher kamen und wie sie in entsprechender Verkleidung die traurige Komödie von Pyramus und Thisbe darboten. Christa Fritzsche erzählte ihm von den Rüpel: von ihrem Onkel Rolf Köhler als resoluten Anführer Peter Squenz und von seinem Freund Wolfgang Hartwig, dem Star der Truppe, der als Klaus Zettel und Pyramus glänzte. Wolfgang Naumann wunderte sich darüber, wie genau seine Kollegin über die 44 Jahre zurückliegende Aufführung und die einzelnen Darsteller Bescheid wusste, mit wieviel Temperament sie ihm alles schilderte. Aber Christa Fritzsche erklärte ihm, dass ihre Mutter und später auch ihr in Westdeutschland lebender Onkel Rolf ihr sehr viel über die Schulzeit der Rüpel darsteller und die folgenden Jahre erzählt haben und dass sie sogar Aufzeichnungen von Wolfgang Hartwig besitze. Das alles habe sie ja auch bewogen, unter den jetzt total veränderten Bedingungen noch einmal den „Sommernachtstraum“ zu inszenieren. „Erzählen Sie mir bitte alles, was Sie von den Personen der damaligen Aufführung wissen“, bat Wolfgang Naumann seine Kollegin. Ihn interessierte es, wie die Schüler in dieser Zeit so kurz nach Kriegsende gelebt hatten. Vielleicht würde ja auch das nur sehr verschwommene Bild, das er jetzt von seiner Mutter hatte, dadurch ein kleines bisschen deutlicher werden. Schließlich hatte er auf diese Weise einen Grund, länger bei der ihm sehr sympathischen, jungen Frau zu bleiben. Für Christa Fritzsche war es geradezu ein Bedürf-

nis, ihrem Kollegen alles, was sie von ihrer Mutter erfahren hatte, so genau wie möglich zu schildern. So entwickelte sich ein langes Gespräch, bei dem Wolfgang Naumann seine Kollegin nur hin und wieder mit einer Frage unterbrach.

2. Kapitel

Nach der Aufführung des „Sommernachtstraums“ im ersten Nachkriegsjahr 1946 hatten sich die äußeren Lebensumstände für Wolfgang Hartwig und die anderen Rüpel zunächst kaum geändert. Der Hunger beherrschte noch immer den Alltag.

Die Schulsituation hatte sich im Laufe des Jahres 1946 normalisiert. Es fand wieder täglich Unterricht statt. Ende 1946 wurde in der sowjetischen Besatzungszone eine Schulreform durchgeführt. Für alle Schülerinnen und Schüler wurde die achtjährige Grundschule eingeführt. Nach dem Grundschulabschluss sollte dann entweder der Eintritt ins Berufsleben oder der Übergang zur vierjährigen, mit dem Abitur abschließenden Oberschule erfolgen. Gymnasien und Oberschulen wurden zu Einheitsoberschulen mit einem sprachlichen und einem naturwissenschaftlichen Zweig und einem Aufbauzweig zusammengefasst. Wolfgang und seine Kameraden wurden direkt in die Klassen 9a und 9b der Oberschule neuen Typs überführt. Er hatte sich für die stärker naturwissenschaftlich orientierte Klasse 9b entschieden.

In den Wirren der Nachkriegszeit gab es eine sehr große Fluktuation der Lehrkräfte an den Schulen. Die Hauptursache dafür war ein häufiger Wohnortwechsel der neuen Lehrkräfte im Gefolge von Flucht und Vertreibung oder Familienzusammenführung. So war eines Tages für Wolfgangs Klasse eine neue Lehrerin für die Fächer Deutsch und Englisch angekündigt worden. Die Klasse war zu diesem Zeitpunkt in einem ziemlich düsteren Raum im Keller der Knabenschule untergebracht. Kurz nachdem das Klingelzeichen das Ende der Pause angekündigt hatte, wurde die Tür geöffnet und energischen Schrittes trat eine große, hagere Person um die vierzig in einem ärmlichen, grünen Kostüm aus einfachem Stoff ein. Das Raunen, das durch die Klasse ging, unterbrach sie sofort mit einer schrillen Zurechtweisung: „Da gibt es kein A und kein O, mein Name ist Foerster mit OE.“ Die flinken Augen in dem schmalen, kantigen

Gesicht schienen in Sekundenschnelle jede Schülerin und jeden Schüler zu erfassen. Ihr kurzes, unordentlich frisiertes Haar und die fahle Gesichtsfarbe erweckten den Eindruck, sie sei auf direktem Wege von der Flucht in das Klassenzimmer gekommen. Mit ihrer kräftigen Stimme und der forschenden Art verschaffte sie sich sofort Respekt auch in dieser Klasse, die einigen ihrer Kollegen das Leben ziemlich schwer machte. Ihre äußere, nicht gerade attraktive Erscheinung störte Wolfgang weniger, sie passte eigentlich gut in die damalige Zeit. Nach wenigen Wochen löste die Anna – wie die Schüler ihre Lehrerin nur noch nannten, wenn sie von ihr sprachen – Dr. Bauer als Direktor der Schule ab. Und sie war für die Schule ein absoluter Glücksfall. Mit ihrer energischen Art erreichte sie beim Kreisschulrat und im Kultusministerium in Weimar sehr viel, was sowohl die Ausstattung mit Lehrkräften, als auch den Aufbau des zerstörten Schulgebäudes in der Rathausstraße betraf.

Ein herber Verlust für die Schule war das plötzliche Verschwinden von Dr. Bauer. Niemand war über seinen Verbleib informiert, weder die Direktorin noch die Kollegen. So hielt sich hartnäckig das Gerücht, er sei von den Russen verhaftet und verschleppt worden, ohne dass es dafür eine Bestätigung gab. Der Lehrkörper bestand dann nur noch aus jüngeren Lehrkräften, die zum großen Teil infolge der Kriegsereignisse ihr Hochschulstudium nicht abgeschlossen hatten und in den Schuldienst gegangen waren. Zu ihnen kamen Ende 1947 noch zwei Oberschulhelfer, Konrad Funke für Latein und Gegenwartskunde und Rolf Menge für Biologie. Die beiden waren unmittelbar nach ihrem Abitur in Kurzlehrgängen ausgebildet worden und waren nur wenige Jahre älter als die Schüler, die sie jetzt unterrichteten. Zu diesem Zeitpunkt war auch das alte Schulgebäude in der Rathausstraße so weit wiederhergestellt, dass zunächst nur einige, wenige Monate später jedoch alle Klassen dort unterrichtet werden konnten. Es gab zwar so noch manche Mängel, über die wurde damals aber leicht hinweggesehen.

Die Aufführung des „Sommernachtstraums“ hatte bei Wolfgang Hartwig das Interesse am Theater und an der Literatur geweckt.

Wie eine im Verborgenen schlummernde Kraft urplötzlich durch ein Ereignis freigesetzt wird und sich dann wie eine Lawine vervielfacht, so schuf er sich auf diesem Gebiet neue Ziele. Das half ihm über die Probleme und Sorgen des Alltags hinweg. Shakespeare war für ihn die Eingangspforte in diesen ihm bisher verschlossenen Bereich des Lebens. In der Thaler'schen Buchhandlung kaufte er sich nacheinander zum Preis von weniger als einer Reichsmark die Reclam-Ausgaben der Texte vieler Shakespeare'scher Theaterstücke, angefangen von „Romeo und Julia“ bis hin zu den Königsdramen. Er las die Texte mit großem Einfühlungsvermögen, so als müsse er selbst eine Rolle in dem jeweiligen Stück übernehmen. Dieser Prozess des Hineinwachsens in die Literatur wurde durch den Schulunterricht noch weiter gefördert. Neben Goethe und Schiller stand auch Lessing an hervorragender Stelle im Lehrplan. Durch dessen Bühnenstück „Nathan der Weise“ wurde Wolfgang an das Gedanken- gut von Aufklärung und Humanismus herangeführt. Jetzt erkannte er, dass die Freiheit des Individuums das erstrebenswerte Ziel für jede Gesellschaftsordnung ist, so wie der Marquis Posa es von seinem König Philipp in Schillers „Don Carlos“ fordert: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ Im Zuge dieser Entwicklung fand Wolfgang auch in wachsendem Maße Zugang zu den Prosawerken. Ausgangspunkt seines Interesses war die Klassik mit den „Leiden des jungen Werther“. Neben den Werken Fontanes befasste er sich besonders intensiv mit der Romanliteratur des 20. Jahrhunderts. Die unbarmherzige Schilderung des Frontalltags im 1. Weltkrieg in Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ beeindruckte ihn dabei am meisten. Nachdem Wolfgang während des dritten Reichs so fest an die nationalsozialistische Idee geglaubt hatte, erschien es ihm nun, als sei er aus einem bösen Traum erwacht. Er hatte sich endgültig von der nationalsozialistischen Ideenwelt gelöst und verstanden, dass auch die Ideale „Heimat“ und „Nation“ von den Nazis nur zur Verschleierung ihrer wirklichen Ziele benutzt worden waren. Das sollte ihn in Zukunft gegen ähnliche Verführungen immun machen.

Im Herbst 1947 war Dieter Gerth neu in Wolfgangs Klasse gekommen. Er musste eine Ehrenrunde drehen. Der für sein Alter

etwas kleine, schwächliche Junge mit der spitzen Zunge war nach der Flucht aus Pommern 1945 zusammen mit seiner Mutter nach Meuselwitz, der Heimat seines Vaters, übersiedelt. Sein früh verstorbener Vater war Arzt gewesen. Zwischen Dieter und Wolfgang, die sich zuvor kaum gekannt hatten, entwickelte sich sehr schnell eine feste Freundschaft. Auf Anregung von Dieter besuchten sie gemeinsam Theateraufführungen in Altenburg. Nach der Aufführung von Bert Brechts „Mutter Courage und ihre Kinder“ diskutierten sie noch lange über diese Geschichte aus dem Dreißigjährigen Krieg, in deren Mittelpunkt eine Marketenderin steht. Sie waren fasziniert von der genialen Art des Autors, wie er am Schicksal dieser Frau, die zunächst am Krieg verdient, aber dabei nacheinander ihre drei Kinder verliert, den Zuschauern die Grausamkeit und Unbarmherzigkeit des Kriegs vor Augen führt. In seinen Aufzeichnungen bedauerte Wolfgang sehr, dass man kaum die Möglichkeit hatte, moderne Theaterstücke westlicher Autoren wie z.B. Anouilhs „Antigone“ oder Giroudaux' „Der trojanische Krieg findet nicht statt“ in der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR auf der Bühne zu sehen. Genau über diese beiden Stücke hatten sie im Gegenwartskundeunterricht ausführlich gesprochen, und sein Lehrer Konrad Funke hatte ihm danach die Texte geliehen.

In den ersten Nachkriegsjahren waren die Theateraufführungen immer gut besucht. Es gab noch kein Fernsehen, und so war man auf öffentliche Veranstaltungen angewiesen, wenn man dem Alltag entfliehen wollte. Theaterkarten waren daher, besonders für Auswärtige, schwer zu bekommen. So war es ein glücklicher Zufall, dass der am Altenburger Landestheater engagierte Schauspieler Carl Bucher im Nachbarhaus von Dieter Gerth wohnte. Wegen seiner gutnachbarlichen Beziehungen zu Carl Bucher gab es für Dieter keine Probleme bei der Beschaffung von Theaterkarten. So besuchten Dieter und Wolfgang gemeinsam auch viele Operaufführungen. Wolfgang's Lieblingsoper war Mozarts „Zauberflöte“. In ihr konnte er seine neuen Ideale wiederfinden. Sie atmete den Geist der Humanität, verband die heitere, burlleske Art der einfachen Menschen in Gestalt von Papageno und Papagena mit der erhabenen, edlen Welt des Tamino

und der Pamina und fand ihre Krönung in dem weisen Priester Sarastro, der die Ideale der Menschheit verkündete.

Im Herbst 1947 besuchte Wolfgang die Tanzstunde. Später ging er dann sonntags oder sonntags öfter zum Tanzen in Meuselwitz oder in Zipsendorf in den Ratskeller. Dort war nichts mehr zu spüren von der einigermaßen gediegenen Atmosphäre der Tanzstunde. Der Andrang in den beiden Lokalen war so groß, dass die Sitzplätze an den Tischen bei weitem nicht ausreichten. In den Pausen zwischen den Tänzen standen dann viele der Besucher auf den Gängen zwischen den Tischen oder auf der Tanzfläche herum. Während der Tänze war die Tanzfläche immer stark überfüllt. So wurde mancher Tanz zu einem regelrechten Kampf um ein freies Fleckchen auf dem Parkett, wobei die Paare natürlich gehörig ins Schwitzen kamen. Besonders anziehend wirkte auf die jungen Menschen, dass die Tanzorchester noch bevorzugt westliche Schlager spielten. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich die SBZ und die westlichen Besatzungszonen schon deutlich auseinander entwickelt. Während der Westen Deutschlands für Einflüsse aus den USA und Westeuropa völlig offen war, wurde die SBZ in immer stärkerem Maße dagegen abgeschirmt. Jazz und moderne Schlager waren für die Jugendlichen eine der letzten Brücken zum Westen. Sie vermittelten ihnen einen Tick westlichen Lebensgefühls, ebenso wie Schuhe mit Krepptsohlen und Ringelsöckchen. Wolfgang kannte natürlich die Texte der Schlager wie die meisten seiner Altersgenossen. Wenn Melodien erklangen wie „Wenn auf Kuba silbern der Mond scheint“, „Am Zuckerhut, am Zuckerhut, da geht's den Senoritas gut“, „Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt“ oder „Ganz Paris träumt von der Liebe“, dann meinte er, doch etwas vom Hauch der großen, weiten Welt zu spüren. Und es erfasste ihn ein Fernweh, vielleicht gerade weil er glaubte, er würde diese Orte wohl nie in seinem Leben kennen lernen. Doch auch der Traum von der großen Liebe erfüllte sich für Wolfgang bei diesen Tanzveranstaltungen nicht. Manchmal begleitete er ein Mädchen, mit dem er mehrmals getanzt hatte, nach Hause. Dann gab es vor der Haustür einen Abschiedskuss oder auch mehrere. Aber dabei blieb es.

Zu dieser Zeit schwärmte Wolfgang für Blondinen. So begann Wolfgang vorsichtig, eine Verbindung zu einem jüngeren, sehr hübschen blonden Mädchen namens Inge Böttcher zu knüpfen, die im Herbst 1947 in die unterste Klasse aufgenommen worden war. Aber natürlich war Wolfgang nicht auf diesen hellblonden Typ festgelegt. Eines Nachmittags fuhr er mit dem Zug von Altenburg nach Meuselwitz zurück, nachdem er sich in der Landesbibliothek mit neuem Lesestoff versorgt hatte. Der Zug war brechend voll. Er stand in einer Ecke des Ganges und hatte sich durch eine Drehung gerade etwas mehr Platz verschafft. Da erblickte er in etwa drei Meter Entfernung das Gesicht eines Mädchens, das ihn sofort faszinierte. Es war ein feingeschnittenes Gesicht mit einer schmalen, vielleicht ein ganz klein wenig zu kurz geratenen Nase und einem wohlgeformten, kleinen Mund. Das rehbraune, glatt nach hinten gekämmte Haar war am Ende einfach zusammengebunden. Ihre Blicke trafen sich, und ihre wunderbaren, hellbraunen Augen schienen eine magische Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Er war ganz unglücklich, dass er dieses Mädchen nicht ansprechen konnte. Aber eigentlich schien das gar nicht notwendig zu sein, denn ihre Augen sprachen miteinander eine unmissverständliche Sprache. Zu seinem großen Bedauern verließ das Mädchen in Kriebitzsch, eine Station vor Meuselwitz, den Zug auf der von ihm aus entgegengesetzten Seite. Er hatte zu spät bemerkt, dass sie aussteigen wollte und stand so ungünstig in der Ecke, dass er sich bis zur Weiterfahrt des Zugs nicht mehr bis zur Tür hätte durchkämpfen können. Das Bild dieses Mädchens verfolgte ihn wie eine Fata Morgana noch viele Tage, und er war traurig darüber, dass er sie vielleicht nie wiedersehen würde. Aber schließlich sagte er sich: „Es gibt ja noch andere hübsche Mädchen“, und wandte im neuen Jahr sein Interesse wieder der blonden Inge zu.

Im Karneval 1948 veranstaltete die Oberschule ein Kostümfest in einer Gaststätte im nahe gelegenen Bünauroda. Da die Schülerzahl in den vier Jahrgangsstufen nicht sehr groß war, gab es überhaupt keine Platzprobleme. So unterschied sich dieses Kostümfest auf angenehme Weise von den öffentlichen Karnevalsveranstaltungen mit ihren hoffnungslos überfüllten Sälen. Wolfgang und Inge hatten

zusammen mit Dieter Gerth und Gudrun Wagner, einer Klassenkameradin von Inge, an einem Tisch Platz genommen. Es herrschte kein Kostümwang. Trotzdem hatten viele der Schülerinnen und Schüler versucht, mit einfachen Mitteln etwas zu improvisieren. Wolfgang trug ein schwarzes Hemd und eine rote Hose aus dünnem Stoff mit weiten Hosenbeinen. Der breitkrepelige Hut aus Strohgeflecht und der Schnurrbart, den er sich angemalt hatte, machten ihn halbwegs als Spanier erkenntlich. Dieter mit Augenbinde und Tabakspfeife im blauweiß-gestreiften Hemd mimte den Piraten. Gudrun hatte sich als Harlekin zurechtgemacht. Auf ihrer königsblauen Bluse waren verschiedenfarbige, bunte Tupfen aus dünnem Papier aufgenäht, auf dem Kopf hatte sie eine spitze Pappmütze, und ihre Wangen waren rot angemalt. Inge war nicht kostümiert. Sie trug ein hellblaues Kleid mit einem Muster Ton in Ton, das dem schlanken, blonden Mädchen mit den hellblauen Augen außerordentlich gut stand.

Mit dem Schlager „Wer soll das bezahlen, wer hat das bestellt, wer hat so viel Pinke-Pinke, wer hat so viel Geld?“ eröffnete die Kapelle das Tanzvergnügen und sorgte sofort für eine bombige Stimmung. Es schien ein vergnüglicher Abend zu werden. Nach zwei weiteren populären Schlagern kündigte die Kapelle durch ein kurzes und energisches Bumm-bumm, Bumm-bumm das Ende des ersten Tanzes an. Wolfgang und Inge stürzten sich gleich nach der kurzen Pause sofort wieder in das Getümmel auf der Tanzfläche. Und nach dem Motto „Wir tanzen wieder Polka, wie früher Tante Olga,“ tanzten sie Polka. Ganz zufällig schaute er zur Eingangstür des Saales hinüber. Dort fiel ihm ein Mädchen in roter Bluse, schwarzem Rock, mit einem Kopftuch aus schwarzem Tüll und einem ungewöhnlich großen Ring im Ohr auf. Sie hatte das Gesicht zur Seite gewandt und unterhielt sich mit einer Schülerin aus der 9. Jahrgangsstufe, mit der sie offensichtlich gerade gekommen war. „Aha, jetzt haben wir also auch eine Spanierin hier“, dachte Wolfgang und wollte das gerade Inge mitteilen, die der Eingangstür den Rücken zugekehrte. Da verschlug es ihm die Sprache. Er war wie vom Blitzschlag getroffen: Die Spanierin hatte den Kopf zur Tanzfläche hingewendet, und

er erkannte das Mädchen aus dem Zug. Im selben Moment trafen sich ihre Blicke. Ein verführerisches Lächeln von ihr versetzte ihn in freudige Erregung, ein tiefes Glücksgefühl kam über ihn. Diesmal würde er mit ihr sprechen können, mit ihr tanzen und ihre unmittelbare Nähe spüren. Dann fand er seine Sprache wieder, wechselte ein paar belanglose Sätze mit Inge und erzählte ihr ganz beiläufig, dass soeben eine Spanierin den Saal betreten habe. „Da wirst du wohl auch einmal mit deiner Landsmännin tanzen müssen“, kommentierte die ahnungslose Inge seine Bemerkung. Wolfgang dauerte es viel zu lange, bis das Bumm-bumm, Bumm-bumm der Kapelle den Tanz beendete. Als habe er Wolfgangs geheimen Wunsch erraten, forderte Dieter die blonde Inge zum nächsten Tanz auf. Wolfgang konnte gar nicht schnell genug an den Tisch der schönen Unbekannten kommen. Er verbeugte sich mit einem Lächeln vor ihr. „Darf ich Sie um diesen Tanz und am besten gleich noch um viele folgende bitten?“ „Sehr gern“, entgegnete sie, erhob sich von ihrem Stuhl und schritt auf ihn zu. Erst jetzt bemerkte er, dass sie nicht nur ein schönes, ebenmäßiges Gesicht hatte, sondern auch eine tadellose Figur. Sie schmiegte sich beim Tanz eng an ihn, und er hatte das Gefühl, sein Blut begänne zu kochen. „Welch ein glücklicher Zufall, dass wir uns hier wieder begegnen. Ich hatte schon befürchtet, ich würde Sie nie wiedersehen, nachdem neulich im Zug die Mitreisenden zwischen uns verhinderten, dass wir uns näher kommen konnten“, begann er das Gespräch. „Merkwürdig“, antwortete sie mit einem schalkhaften Lächeln, „mir hat eine innere Stimme gesagt, ich würde Sie bald wieder treffen“, und sie schaute ihn dabei ganz lieb an. „Ich bin Wolfgang Hartwig, aber für Sie natürlich nur Wolfgang“, stellte er sich vor. „Ich wohne, wie Sie vielleicht vermuten, in Meuselwitz und besuche seit mehr als fünf Jahren diese Schule, die den heutigen Ball veranstaltet. Da Sie in Kriebitzsch ausgestiegen sind, nehme ich an, dass Sie dort oder in der Umgebung wohnen.“ „Es ist schon noch ein Stück von Kriebitzsch entfernt. Ich komme aus Wintersdorf und heiße Jutta Hilpert“, entgegnete sie. „Wenn Sie einverstanden sind, lassen wir das blöde ‚Sie‘ und gehen zum ‚Du‘ über, das ist ohnehin im Fasching üblich“, schlug Wolfgang ihr vor. „Ich bin damit einverstanden, doch du gehst ganz schönforsch ran“,

bemerkte Jutta. „Aber wir haben doch seit unserer ersten flüchtigen Begegnung schon eine Menge Zeit verloren“, erwiderte Wolfgang und presste sie noch fester an sich. Einer der Musiker war ans Mikrofon getreten und sang mit krächzender Stimme den Text zu einer Melodie, die bei Wolfgang immer eine Sehnsucht nach der Fremde, dem Unerreichbaren, erweckt hatte. „South of the border down Mexico way, that’s where I fell in love when stars above came out to play. And now as I wander my thoughts ever stay south of the border down Mexico way.“ Aber jetzt wollte er gar nicht nach Mexiko unterwegs sein. Er fühlte sich in diesem Moment in Bünauroda genau am richtigen Ort. Selbst der so genannte Gesang des Solisten störte ihn nicht. Er kommentierte ihn allerdings mit den Worten, ihm sei jetzt klar, warum die Lateiner sowohl für Singen als auch für Krähen dasselbe Wort benutzten. Da Jutta kein Latein konnte, erklärte Wolfgang ihr, dass das lateinische Wort „cantare“ beide Bedeutungen haben könnte. Aber dann waren sie schon wieder ganz mit sich selbst beschäftigt. Sie tanzten eng umschlungen, Wange an Wange, und ihre Gesichter glühten vor Leidenschaft. Und sie nahmen jeden Tanz mit und schienen die Welt um sich herum zu vergessen. Unterbrochen wurde diese Abnabelung vom Geschehen um sie herum nur durch die Polonaise, die zunächst durchaus gemäßigt begann, dann aber enorm an Fahrt gewann und sich zu einem Orkan an Ausgelassenheit steigerte. Hier ließen Jutta und Wolfgang im allgemeinen Toben ihren Glücksgefühlen freien Lauf. Danach ignorierten die beiden beim Tanzen das Geschehen um sie herum wieder völlig. „Herrschaften, jetzt ist aber Schluss!“ Die schrille Stimme der Anna riss sie aus ihren Träumen. „Alles hat einmal ein Ende“, verkündete die gestrenge Direktorin. Sie fühlte sich dafür verantwortlich, dass die Veranstaltung fristgerecht um ein Uhr beendet wurde, wie das in der behördlichen Genehmigung zur Auflage gemacht worden war. Sie hatte den ganzen Abend über, gelegentlich eine Zigarette rauchend, ein Bier und ein Schnäpschen trinkend, von ihrem Tisch aus mit einem milden Lächeln das lustige Treiben ihrer vermeintlichen Schutzbefohlenen beobachtet. Einige Mitglieder des Lehrkörpers hatten ihr dabei abwechselnd Gesellschaft geleistet. Die Kapelle spielte zum Abschluss noch „Auf Wiedersehn, auf

Wiedersehn, bleib nicht so lange fort, das nächste Mal wird's doppelt schön, darauf hast du mein Wort“. Und dann erfolgte der große Aufbruch.

Jutta und Wolfgang machten sich auf den Weg nach Wintersdorf. Es war eine frostige Februarnacht. In ihren dünnen Faschingskostümen waren sie nicht gerade warm angezogen, obwohl sie natürlich ihre Wintermäntel darüber trugen. So liefen die beiden Hand in Hand zunächst sehr schnell durch Bünauroda hindurch, um sich zu erwärmen. Nachdem sie auf die Landstraße gekommen waren, blieben sie erst einmal stehen und küssten sich. Dann wärmten sie sich durch einen Zwischenspurts wieder auf, um sich nach etwa fünfhundert Metern erneut um den Hals zu fallen und heftig zu küssen. So kamen sie trotz der häufigen Pausen gut voran und erreichten Wintersdorf gegen zwei Uhr. Vor dem Haus ihrer Eltern angekommen, umschlang sie ihn und küsste ihn. Nie zuvor war er so leidenschaftlich geküsst worden. „Kann ich mit zu dir kommen?“, flüsterte er ihr fragend ins Ohr. „Ich muss erst sicher sein, dass meine Eltern schlafen. Dann öffne ich dir das Fenster meines Zimmers zum Hof hin. Im Lichtschein wirst du darunter den Aschekübel erkennen. Auf den musst du hinaufsteigen, von da aus kannst du dann in mein Zimmer klettern. Ich werde dir dabei natürlich helfen“, erklärte sie ihm. „Aber du musst ganz leise sein, mein Vater schlägt mich grün und blau, wenn er etwas merkt.“ Für den sportlichen Wolfgang war das kein Problem, und so gelangte er auf dem etwas unromantischen Weg über den Müllkübel in Juttas Zimmer. Sie sperrte vorsichtshalber noch die Tür ab und löschte dann das Licht. In der Dunkelheit streiften sie ihre Kostüme wie Hüllen ab. Sie küssten und umarmten sich mit stürmischer Leidenschaft. Mit großer Mühe unterdrückten sie verräterische Laute ihrer Gefühle und gaben nur ein leises Stöhnen von sich, das in der nächtlichen Stille des Hauses verschluckt wurde. Wolfgang schienen die Sinne zu schwinden, und Jutta ging es wohl ähnlich. Und dann folgte auf den Höhepunkt der sinnlichen Anspannung urplötzlich eine tiefe Entspannung. Sie lagen glücklich nebeneinander, liebkosten und küssten sich ganz zärtlich, bis Jutta – nach seinem Gefühl viel zu früh – sagte: „Wolfgang, du musst jetzt wirklich gehen. Mein Vater ist ein

Frühaufsteher, er muss sehr früh zur Arbeit, und zuvor musst du aus dem Haus sein.“ Nachdem Wolfgang sein Kostüm und den Mantel wieder angezogen hatte, küsste er Jutta zum Abschied und flüsterte: „Jutta, du hast mich sehr glücklich gemacht.“ „Ich kann dir das nur zurückgeben, Wolfgang“, erwiderte sie leise. Dann setzte er sich auf den Fenstersims und stieg von da auf den Müllkübel. Da Jutta vorsichtshalber das Licht nicht angemacht hatte, trat er in der Dunkelheit mit dem linken Fuß unglücklicherweise auf die Kante des fast leeren Metallkübels, so dass dieser durch die ungleichmäßige Belastung umkippte und beim Aufschlagen auf den steinernen Boden des Hofes ein lautes Geräusch verursachte. Wolfgang, der noch rechtzeitig abgesprungen war, richtete den Kübel blitzschnell wieder auf und verschwand nach einem kurzen Sprint um die Hausecke in der Dunkelheit der Nacht. Erst jetzt bemerkte er, dass sein rechter Fuß gewaltig schmerzte. Als er nach Hause kam, war der Knöchel stark angeschwollen. Das nahm er aber gern in Kauf, wenn nur Jutta keine Probleme bekommen hatte.

Sie hatte im Augenblick des Krachs geistesgegenwärtig das Fenster geschlossen und die Tür entriegelt. Als ihr Vater, durch den Krach aufgeweckt, ihre Zimmertür öffnete, um nach ihr zu schauen, lag sie scheinbar in tiefem Schlaf. Obwohl Jutta am Abend auf seine Frage behauptete, sie habe nichts gehört, misstrauten Vater und Mutter ihr doch. Nach einem gemeinsamen Kinobesuch am folgenden Wochenende hatte sie Wolfgang gesagt, er könne vorläufig nicht wieder mit zu ihr ins Zimmer kommen. Es gäbe eine Katastrophe, wenn ihr Vater sie dort beide ertappen würde. Tatsächlich bemerkte sie später, dass ihre Eltern die Schlafzimmertür offen gelassen hatten, um sie bei ihrer Heimkehr besser kontrollieren zu können. So besuchten die beiden Liebenden in den folgenden Wochen gemeinsam häufig Kinovorstellungen, in denen sowjetische Filme gezeigt wurden. In dem fast leeren, aber warmen Kinosaal konnten sie dann ungestört miteinander schmusen und mussten nicht stundenlang in der Kälte vor der Haustür stehen. Allerdings musste Wolfgang feststellen, dass der Zauber des Faschingsballs, an dem seine Leidenschaft für Jutta mit elementarer Kraft entbrannt war,

nicht wiederkehren wollte. Sie trafen sich dann immer seltener, bis Wolfgang im Mai mit seiner Klasse und der stärker sprachlich orientierten Klasse 10a für vierzehn Tage zu einem von der Schule organisierten Einsatz zur Borkenkäferbekämpfung fuhr.

Es war an einem Sonnabend im Mai 1948 gegen 23 Uhr 30 im Wartesaal des Bahnhofs Weißenfels. Wolfgang und seine Mitschüler und Mitschülerinnen der Klassen 10a und 10b – etwa vierzig an der Zahl – hatten den vorher leeren Wartesaal soeben besetzt. Sie waren erst wenige Minuten zuvor mit dem Zug von Meuselwitz über Zeitz angekommen, hatten ihr Gepäck in einer Ecke des Wartesaals verstaut und mussten sich nun die Nacht hier um die Ohren schlagen. Einige versuchten, ein bisschen zu pennen, was angesichts des Lärms nicht so einfach war. An einem der Tische hatte sich ein Skatklub gebildet, bestehend aus Werner Gentzsch, Rolf Köhler, Gunter Kretzschmar und Wolfgang. Manche der Jungen alberten mit den Mädchen aus der 10a herum. Dem Skatklub gegenüber saß Frieder Bach und verspeiste ein Schinkenbrot. „Man merkt doch gleich, wer aus der Landwirtschaft kommt, der hat auch zu später Stunde noch etwas zum Kauen“, frotzelte Gunter. „Halt die Klappe“, gab Frieder zurück, „ich musste ja anders als die meisten von euch schon nachmittags um 5 Uhr von zu Hause weg und habe auch ein Recht auf Hunger.“ „Da wirst du ja tatsächlich mehr als 24 Stunden unterwegs gewesen sein, wenn wir in Suhl ankommen“, meldete sich Werner zu Wort und nahm die beiden Karten vom Tisch, den Skat, auf. „Verdammt, da hättest du ja auch etwas Besseres hinlegen können“, beschwerte er sich bei Wolfgang, der gerade die Karten verteilt hatte und fuhr mit dem Schimpfen fort: „Vermutlich müssten wir ja nicht wegen der schlechten Zugverbindungen die ganze Nacht hier herumsitzen, wenn die Russen nicht auf fast allen Bahnstrecken das zweite Gleis abgebaut und nach Russland gebracht hätten.“ „Erstens hättest du ja zu Hause bleiben können“, fuhr Frieder ihm in die Parade, „und zweitens solltest du daran denken, was wir in Russland alles zerstört haben. Da kann man sich wirklich nicht beschweren, wenn die Sowjets im Rahmen der Reparationen das zweite Gleis abgebaut haben.“ „Wenn du davon sprichst,

was wir alles zerstört haben, so muss ich dich darauf aufmerksam machen, dass ich nicht dabei gewesen bin“, bemerkte Werner bisig. Als Frieder erneut zu einer Entgegnung ansetzen wollte, mischte sich Rolf energisch ein. „Jetzt gebt endlich Ruhe, ihr Streithammel. Werner, du weißt genau, wie das gemeint war, und von deinen rhetorischen Fähigkeiten, lieber Friedrich, musst du uns schon lange nicht mehr überzeugen.“ Daraufhin begannen alle in der Runde zu lachen, und die Diskussion war beendet.

Als dann am Sonntagmorgen der Schnellzug Leipzig-Köln in Weißenfels einfuhr, stürmten die Schülerinnen und Schüler die Abteile und besetzten die Hälfte eines 3. Klasse-Waggons. Dieter Gerth meinte: „Da könnte ich ja gleich bis zu meiner Schwester nach Köln durchfahren.“ „Die würden dich an der Grenze aber ganz schnell herausholen, wenn du keinen Interzonenpass hast“, belehrte ihn Rudi, der Junge mit dem prächtigen Haarschopf. „Und dann würdest du wohl wegen eines Versuchs zum illegalen Grenzübertritt erst einmal für einige Zeit aus dem Verkehr gezogen werden.“

Infolge der Trennung in einen naturwissenschaftlichen und einen sprachlichen Zweig waren in Wolfgangs Klasse, der jetzigen 10b, nur noch Jungen, während in der sprachlichen Klasse, der 10a, die Mädchen eine knappe Majorität hatten. Jetzt waren sie endlich einmal wieder alle beisammen, und es herrschte eine bombige Stimmung. Wolfgang sang: „Sachen Se, men Härr, fährt dieser Zuch nach Kötzschenbroda?“ Und Rudi klinkte sich ein „Ja, wenn de Gohle noch reecht!“ Alle kannten das Lied, aber keiner wusste, wo Kötzschenbroda wirklich liegt. Dann kam der Auftritt der kessen Elfriede, die den folgenden Schlager mimisch und gestenreich unterlegte: „In einer Nacht am Ganges bei Mondenschein gelang es, der Maharadscha war mit ihr allein. Er sagte ihr auf Indisch, ach Liebling sei nicht kindisch und sag nicht immer wieder ‚Nein‘.“ Und am Ende der Geschichte wurde sie Maharani. Nach einigen weiteren leicht frivolen Einlagen zog Wolfgang seine Schuhe aus, stellte sich auf seinen Sitz und verkündete lautstark: „Im Harem sitzen heulend die Eunuchen, und einer unter ihnen hat gefehlt. Wie ist das wohl passiert, wenn die Lieblingsfrau

des Sultans einen Sohn erwartet, der Sultan aber ein ganzes Jahr verreist war?“ Just in diesem Moment bremste der Zug, und Wolfgang konnte sich gerade noch am Gepäcknetz festhalten. Frieder aber sprach, sein allen bekanntes schelmisches Grinsen unterdrückend, mit toderntem Gesicht: „Ihr Kulturbanausen, wir fahren in Weimar ein und ihr lasst den nötigen sittlichen Ernst vermissen.“ Bald darauf erreichten sie Erfurt, wo sie erneut umsteigen mussten und einige Stunden Aufenthalt hatten. Wolfgang hatte sich wie die meisten seiner Schulkameradinnen und Schulkameraden ein Plätzchen im Wartesaal gesucht, verspeiste die letzten seiner Brote, die ihm seine Mutter für die Reise eingepackt hatte, und trank den letzten Schluck Ersatzkaffee Marke Kathreiner – im Volksmund Muckefuck genannt – aus der Thermosflasche. Am Nachmittag ging es dann mit dem Bummelzug weiter in Richtung Suhl, dem Ziel ihrer Reise. Wegen des geringen Reiseverkehrs am Sonntag hatten sie in dem in Erfurt eingesetzten Zug einen ganzen Waggon für sich allein belegen können. Bei Wolfgang zeigten sich, wie auch bei den meisten anderen, doch gewisse Ermüdungserscheinungen. Sie hingen jetzt an den Fenstern und genossen einfach die wunderschöne Landschaft des Thüringer Waldes.

Nach der Ankunft in Suhl mussten die Schüler und Schülerinnen noch fast eine Stunde laufen, bis sie ihre Unterkunft in einem kleinen Dorf erreichten. Die Jungen waren im Saal einer früheren Gastwirtschaft untergebracht. Auf dem Fußboden lagen Strohsäcke, zur Wand hin war etwas Platz für das Gepäck und die persönlichen Sachen geblieben, das war alles. Außer zwei Hockern gab es keine weiteren Sitzgelegenheiten in diesem Raum. Über die Qualität der Waschanlagen und Toiletten konnte ebenfalls nichts Positives berichtet werden. Die am anderen Ende des Ortes liegenden Unterkünfte der Mädchen waren nach deren Aussagen etwas weniger primitiv.

Am nächsten Morgen gegen 7 Uhr 30 wurde das Frühstück gebracht: Ein Kübel mit Haferflockensuppe, ein Behälter mit Ersatzkaffee, eine Schüssel mit Marmelade und für jeden ein Kanten Brot, der bis zum Abend reichen musste. Das gab es allerdings zusätzlich

zu den auf Lebensmittelmarken erhältlichen, recht spärlichen Rationen. Aber die Schüler hatten hier ohnehin kaum Gelegenheit, etwas auf ihre Lebensmittelmarken einzukaufen. Also hatten die meisten die Marken zu Hause gelassen. Man hatte ihnen ja gesagt, sie würden hier ausreichend gepflegt. Nach dem Frühstück wurde die Gruppe abgeholt und erreichte nach einem halbstündigen Waldmarsch ihren Arbeitsplatz. Die Mädchen waren schon etwas früher angekommen. Nach einer kurzen Einweisung in ihre Aufgaben machten sich die Schülerinnen und Schüler an die Arbeit. Die befallenen Bäume wurden von Waldarbeitern gefällt, aber der eine oder andere Schüler half auch schon mal dabei mit. Ihre Hauptaufgabe bestand jedoch darin, die Äste von den gefällten Stämmen mit Säge und Beil abzutrennen und danach mit großen Spezialmessern die Rinde von den Stämmen zu entfernen. Äste und Rinde wurden anschließend zu einem Sammelplatz getragen und später dort verbrannt. Gegen 12 Uhr 30 gab es eine halbstündige Mittagspause für das aus dem mitgebrachten trockenen Brot bestehende Mittagessen. Um 17 Uhr traten die Schüler den Rückweg zu ihren Quartieren an. Dort traf gegen 18 Uhr das Abendessen ein, bestehend aus einem Kübel Suppe – abwechselnd Erbsensuppe oder Graupensuppe – einem Kantentrottel und einem Stück einfachen Käse, der alles andere aber kein Fett enthielt. Von der ungewohnten Arbeit an der frischen Luft waren die Schüler dann so müde, dass sie kaum noch besondere Aktivitäten entfalteten. Einige spielten eine Runde Skat, andere unterhielten sich, aber spätestens um 22 Uhr schliefen alle. So vergingen die Tage recht schnell. Am Sonntag, dem einzigen arbeitsfreien Tag, machten sich die Schülerinnen und Schüler gemeinsam auf den Weg nach Suhl. Dort trennte man sich. Mehrere kleine Gruppen besichtigten die Stadt, eine Gruppe ging ins Kino und eine andere schaute sich ein Fußballspiel an. Überall in der Stadt stieß man auf Spruchbänder über den Straßen mit Parolen: „Mit den antifaschistisch-demokratischen Kräften für die nationale Einheit“ – „Gegen die Verklavung durch Marshall-Plan und anglo-amerikanische Kriegstreiber“ – „Ewige Freundschaft mit den Völkern der Sowjetunion“ – „Die Werktätigen kämpfen unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse für die Erhaltung des Friedens“ – „Seite an Seite

mit der großen Sowjetunion kämpfen wir für Frieden und Fortschritt“ – „Die Sowjetunion ist der Garant für die Sicherung und Erhaltung des Friedens“.

Am Abend entwickelte sich in der Unterkunft der Schüler eine hitzige Diskussion. Werner Gentzsch erklärte, die vielen Transparente in Suhl mit ihren absurden Parolen seien ihm auf die Nerven gegangen. „Was sind denn das für Freunde, die alles aus Deutschland herausschleppen?“ „Ich habe dich ja schon darauf aufmerksam gemacht, dass die deutschen Truppen in der Sowjetunion gewaltige Zerstörungen hinterlassen haben“, entgegnete Frieder erbot. „Bei ihrem Rückzug haben sie die Taktik der verbrannten Erde angewandt. Zahlreiche Morde an der Zivilbevölkerung wurden von den Faschisten begangen. Schließlich hat die Sowjetunion die Hauptlast des Krieges getragen. Da muss sie doch durch Reparationen wenigstens teilweise entschädigt werden. Wir können froh sein, dass wir noch einigermaßen glimpflich davongekommen sind.“ Doch Werner zeigte sich uneinsichtig: „Du übersiehst, welche Verbrechen an der deutschen Zivilbevölkerung beim Einmarsch der Russen begangen worden sind. Und wir haben im Osten riesige Landstriche mit allem, was dort stand – wahrscheinlich für immer – verloren: Ostpreußen, fast ganz Schlesien, große Teile von Pommern und Teile von Brandenburg. Auch durch die Bombenangriffe der Westmächte sind zahlreiche unschuldige Menschen ums Leben gekommen.“ „Aber wir Deutschen haben den Krieg begonnen, und Hitler hat die Sowjetunion überfallen.“ Die Diskussion wurde immer heftiger. Werner warf sich mit einer schnellen Bewegung des Kopfes die Haare aus der Stirn. „Es sind ja nicht nur ganze Werke demontiert und nach Russland transportiert worden. Aus unserer laufenden Produktion erfolgen auch erhebliche Entnahmen. Werke wie die Brabag bei Zeitz wurden in sowjetische Aktiengesellschaften umgewandelt, und Spezialisten wurden zusammen mit ihren Familien in die Sowjetunion deportiert. Dazu fordern die Russen auch noch ganze Industrieanlagen aus dem Ruhrgebiet als Reparationen.“ Werner kam immer mehr in Fahrt. „Und was die Russen nicht herausschleppten, wurde verstaatlicht, sogar die Banken. Man versucht, kleine Hand-

werksbetriebe und Selbstständige kaputtzumachen. Mit der Enteignung der größeren Bauern im Zuge der Bodenreform und der Verteilung des Landes an Neusiedler und Kleinbauern wird der Landwirtschaft das Rückgrat gebrochen. So kann doch keine Wirtschaft funktionieren, alles wird vor die Hunde gehen.“ Frieder wurde rot vor Zorn. „Du bist wirklich ein arroganter, uneinsichtiger Kerl“, warf er Werner vor. „Alle diese Maßnahmen, die Enteignung und Verstaatlichung großer Betriebe und Banken und die Enteignung der Großgrundbesitzer, dienen der Abschaffung der Ausbeutung, einer gerechten Verteilung der Produktionsgüter. Die Kapitalisten, Kriegsgewinnler und Junker werden entmachtet. Dadurch wird das Fundament für das Wiedererstehen des Faschismus endgültig zerstört.“ Jetzt griff Wolfgang in die Diskussion ein und versuchte zunächst zu schlichten. „Was die Reparationen betrifft, so ist Frieders Standpunkt sicher nicht falsch, wenn es uns auch schwer fällt, das einzugestehen. Wir haben den Krieg begonnen und ihn verloren. Jetzt müssen wir dafür zahlen und müssen irgendwie durch diese Notsituation hindurch.“ Werner wandte sich verärgert ab und verließ den Schlafsaal. Aber Wolfgang fuhr fort: „Viel schlimmer ist, was diese sogenannten Reformen bewirken. Ich möchte das schlicht und einfach als Sowjetisierung der sowjetischen Besatzungszone bezeichnen. Der Alliierte Kontrollrat (9) hatte die Einführung der Demokratie in ganz Deutschland angekündigt. Das bedeutet freie Wahlen und freie Betätigung der Parteien, die den Willen des Volkes repräsentieren. Was aber passiert in der sowjetischen Besatzungszone wirklich? Es läuft fast alles nach dem Willen der Russen ab. Die Kommunisten diktieren nahezu alles. Da die KPD keine Chance hatte, stärkste Partei in der SBZ zu werden, wurde die stärkere SPD 1946 von den Russen zur Vereinigung mit der KPD gezwungen. Wer sich widersetzte, wurde kaltgestellt. Die Führungspositionen in der so entstandenen SED wurden zwar paritätisch besetzt, aber das Sagen haben überall letztlich die Kommunisten.“ Als Frieder ihn hier unterbrechen wollte, setzte Wolfgang sich zur Wehr. „Jetzt lass mich erst einmal ausreden, dann bist du wieder dran. In den einzigen, einigermaßen freien Wahlen, den Landtagswahlen im Oktober 1946, erhielt die SED in Thüringen zwar eine relative Mehr-

heit der Stimmen, in einigen der größeren Städte Thüringens wie Erfurt, Weimar, Jena und Eisenach lag ihr Stimmenanteil aber deutlich unter dem der LDP. Seither wurden die beiden bürgerlichen Parteien immer stärker in den ‚antifaschistisch-demokratischen Block‘ eingebunden, in dem neben der SED auch noch die ‚demokratischen‘ Massenorganisationen Freier Deutscher Gewerkschaftsbund (FDGB), Freie Deutsche Jugend (FDJ), Demokratischer Frauenbund Deutschlands und Kulturbund vertreten sind. Die führenden Vertreter dieser Massenorganisationen sind natürlich überwiegend SED-Genossen, so dass der Block eindeutig von den Kommunisten dominiert wird. Das ist absolut undemokratisch.“ „Das lasse ich so nicht gelten.“ Mit ausgestrecktem Zeigefinger dozierte Frieder: „Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands repräsentiert die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung. Nur sie vertritt konsequent deren Interessen, und daher kommt ihr auch die führende Rolle in unserer Gesellschaft zu.“ Hier hakte Wolfgang ein. „Aber das ist keine Demokratie. In der von der Sowjetunion, Großbritannien und den USA 1945 auf der Konferenz von Jalta (10) abgegebenen Erklärung wird allen Völkern das Recht auf die Wahl der Regierungsform, unter der sie leben wollen, zugesprochen. Wir aber haben keine Demokratie. Auch Presse und Rundfunk, das Schulwesen und die Justiz werden in immer stärkerem Maße von der SED und damit indirekt von den Russen gelenkt.“ „Als besiegtes Land sind wir jetzt in einer Übergangsphase. In einiger Zeit werden wir sicher die gleichen Rechte haben wie die anderen Völker“, versuchte Frieder zu erklären. „Und wie ist das mit Polen und der CSR?“, warf Wolfgang ein. „In Polen wurde 1945 von den eingerückten Russen eine sowjetfreundliche Regierung etabliert, obwohl in London eine polnische Exilregierung existierte. Vor drei Monaten haben die Kommunisten in der CSR einen Umsturz inszeniert, bei dem die Kontrolle über so zentrale Bereiche wie Polizei, Justiz, Schul- und Bildungswesen, Presse und Rundfunk von Kommunisten übernommen wurde. Da kann doch nicht die Rede davon sein, dass die Völker Osteuropas selbst über ihr Schicksal bestimmen können.“ „Diese Ereignisse sind eine Folge des imperialistischen Verhaltens der USA“, entgegnete Frieder. „Die Amerikaner versuchen ihre Einflussphäre immer weiter

nach Osten auszudehnen und betreiben eine gegen die Sowjetunion gerichtete Politik. Da ist es doch nur zu verständlich, dass die Sowjetunion an ihren Grenzen keine feindlichen Staaten haben will. Mit dem jetzt ins Spiel gebrachten Marshall-Plan (11) wollen die USA die osteuropäischen Staaten und die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands wirtschaftlich versklaven.“ Diese Äußerung brachte Wolfgang in Rage. Aus der Diskussion war längst ein handfester Streit geworden. „Das glaubst du selbst nicht“, fuhr Wolfgang seinen Gegenüber an. „Die Amis bieten den europäischen Völkern – auch den osteuropäischen – wirtschaftliche Hilfe im Rahmen eines Gesamtplans für Europa an, der auch die Sowjetunion einschließt. Aber die Sowjetunion lehnt den Marshall-Plan ab und verbietet den Staaten in ihrer Einflussphäre eine Teilnahme. Wo ist denn da die wirtschaftliche Versklavung?“ „Das ist ja gerade der Punkt. Diese Staaten würden sich dadurch in Abhängigkeit von den USA begeben, wie das die westeuropäischen Staaten tun“, konterte Frieder. „Und durch die Einbeziehung der drei westlichen Besatzungszonen in den Plan betreiben die Westmächte die Spaltung Deutschlands. Dagegen hat sich die Sowjetunion bei den Außenministerkonferenzen in Paris, Moskau und London immer konsequent für die Einheit Deutschlands eingesetzt.“ „Die Russen wollen doch nur das ganze Deutschland unter ihren Einfluss bringen,“ Wolfgang schrie Frieder regelrecht an, „sie hoffen, dass ein neutrales, wirtschaftlich am Boden liegendes Deutschland der beste Nährboden für eine kommunistische Machtergreifung ist.“ „Was redest du denn da für Unsinn,“ Frieder wurde auch immer heftiger, „es sind ja gerade die westdeutschen Revanchisten, die mit amerikanischer Unterstützung die sowjetische Besatzungszone schlucken wollen. Sie beabsichtigen, auch hier bei uns die Macht der Konzerne wiederherzustellen. Die Adenauer, Erhard und Schumacher wollen Kriegsgewinnler, Spekulanten und Schieber weiter gewähren lassen. Aber die Arbeiterklasse unter Führung von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl wird das verhindern. Bei uns werden alle Werktätigen die Früchte der Aufbauarbeit genießen können.“ „Na, darauf wirst du lange warten müssen. Mir wäre es lieber, es geht allen gut und einigen noch besser, als allen gleich schlecht, wie das mit eurer sozialistischen Planwirt-

schaft zu befürchten ist,“ entgegnete Wolfgang provozierend. „Leute, jetzt hört doch endlich auf zu streiten,“ mischte sich Rudi ein. „Weder die Russen, noch die Amis werden uns aus purer Menschenfreundlichkeit helfen, jeder verfolgt nur seine eigenen Interessen. Und ihr könnt so lange diskutieren, wie ihr wollt, ihr werdet nichts an unserer Situation ändern. Also haltet endlich die Klappe.“ Die Kampfhähne waren wohl des Streitens müde geworden. Wolfgang wandte sich ab und ging zu seinem Schlafsack, Frieder schimpfte zwar noch vor sich hin über die Opportunisten, die Verrat an der deutschen Einheit begehen würden, gab dann aber doch auch Ruhe.

Die zweite Woche verging wie die erste, angefüllt mit nicht gerade abwechslungsreicher Arbeit, ohne besondere Vorkommnisse. Am Sonnabendmorgen traten die Schülerinnen und Schüler, allen Frust hinter sich lassend, fröhlich und erleichtert die Heimreise an, die wegen der viel günstigeren Zugverbindungen an Werktagen deutlich schneller verlief als die Anreise.

Als Wolfgang Anfang Juni seinen Schulfreund Rolf Köhler wieder einmal zu Hause besuchte, sagte dieser mit einem bedeutungsvollen Ausdruck im Gesicht: „Komm mal mit in den Keller!“ Auf dem Weg dahin erklärte Rolf, er habe vor einigen Monaten Kirschen mit Alkohol angesetzt und so ein sehr köstliches Getränk erhalten. Kurz die Augen schließend und den Kopf leicht nach hinten neigend, untermalte er seine Behauptung mit einem tiefen, genießerischen Atemzug durch den zugespitzten Mund. In einem Kellerregal standen tatsächlich mehrere mit Kirschen und Alkohol gefüllte Einweckgläser, nicht verschlossen, sondern nur abgedeckt. Wolfgang konnte sich mit einer Kostprobe davon überzeugen, dass Rolf nicht zu viel versprochen hatte. „Das Gesöff schmeckt ja wirklich ausgezeichnet“, lobte Wolfgang Rolfs Produkt. „Wie bist du denn an den Alkohol gekommen?“ „Mein Vater ist schon einige Zeit bei einer Landwirtschaftlichen Produktions-Genossenschaft (LPG) in Dobitschen beschäftigt. Zu dieser LPG gehört eine riesige Kirschplantage. Die habe ich im letzten Sommer in den Ferien zeitweise bewacht. Später half ich beim Pflücken. Dafür bekam ich

eine größere Menge Kirschen. Einen Teil davon habe ich gegen Alkohol eingetauscht. Du kennst doch Peter Berger in der Klasse über uns, der schiebt in großem Maßstab. Du kannst von ihm fast alles, was du willst, bekommen. Ich habe übrigens eine geniale Idee. Ich spendiere das ‚Kirschwasser‘, und wir feiern in unserem Garten ein Fest.“ „Das wäre die Wucht in Tüten“, fand Wolfgang. Und Rolf hatte schon weiter geplant. „Wir laden noch Werner Gentzsch und seinen Freund Gunter Kretzschmar ein. Werner könnte vielleicht noch etwas Schnaps und ein paar Ami-Zigaretten mitbringen. Er scheint ja auch zu vielem Zugang zu haben. Dann habe ich auch noch an Peter Berger gedacht, der könnte auch noch Frauen besorgen.

Rolf war ein Mann der Tat. Er organisierte alles, und zwei Wochen später, an einem Sonnabend, fand das Fest statt. Da seine Eltern an diesem Wochenende nicht zu Hause waren, konnten die Dinge ungestört ihren Lauf nehmen. Rolf und Wolfgang hatten am Nachmittag den Garten in der Kolonie an der von-Seckendorff-Straße mit allerlei buntem Papier und Papierschlängen geschmückt. Wolfgang war beim Kramen auf dem Dachboden noch auf den Mond gestoßen, den er vor zehn Jahren beim Lampion-Umzug anlässlich des Heimatfestes durch Meuselwitz getragen hatte. Jetzt sollte der Mond zu später Stunde den Festteilnehmern vom Laubeneingang aus leuchten. Außerdem standen für die Beleuchtung nach Einbruch der Dunkelheit noch zwei Sturmlaternen, Vorkriegsprodukte der HASAG, und eine Reihe von Notlichtern zur Verfügung. Gegen 19 Uhr begrüßte Rolf als Gastgeber die Mädchen und Jungen. Etwas zögernd begann er mit der Feststellung, er sei kein großer Redner und wolle sich kurz fassen. Nach wenigen Sätzen kam er dann auch schnell zum Kern der Sache: „Wir haben doch auch ein Anrecht auf etwas Freude und Frohsinn und wollen deshalb heute hier zusammen feiern. Damit wir gleich gut in Stimmung kommen, sollten wir zuerst einmal von meinem selbst bereiteten ‚Kirschwasser‘ probieren.“ Auf dem Tisch standen zehn einfache Gläser, die Rolf mit dem roten Getränk unter Zugabe einiger mit Alkohol vollgesogener Kirschen füllte. In der Laube wirkte alles etwas improvisiert, aber es gab wenigstens für jeden eine Sitzgelegenheit. Man trank auf ein

gutes Gelingen des Festes. Danach begann man, auf den Steinplatten vor der Laube und dem gepflasterten Gang zum Gartentor zu tanzen. Rolf hatte ein altes Grammophon mitgebracht, das mit einer Handkurbel immer wieder aufgezogen werden musste. Er und Wolfgang erledigten das abwechselnd. Die Schallplatten stammten natürlich auch noch aus der Vorkriegszeit, die meisten wahrscheinlich sogar aus den zwanziger Jahren. Es waren uralte Schlager wie „Tango Bolero“, „Tanze mit mir in den Himmel“, „O mia bella Napoli“, „Zwei rote Lippen und ein guter Tarragona“. Aber man konnte doch danach tanzen. Werners Freundin Eva, ein sehr lebhaftes, mittelblondes Mädchen, war sogar begeistert von den alten Schlagern. Sie hatte eine Vorliebe für solche Melodien. Mit ihr zusammen war die rotblonde, sommersprossige Gudrun gekommen, die Partnerin von Gunter. Wolfgang tanzte meist mit Rita, einem nordischen Typ mit klaren, hellblauen Augen und blondem Haar, das zu Schlangenlocken geformt auf Schultern und Rücken herabfiel. Gelegentlich kam es beim Tanzen auch mal zum Partnertausch, aber die Paare fanden immer wieder zueinander. Plötzlich wurde die Musik langsamer. Das Grammophon gab noch einen Jaulton von sich und verstummte dann ganz. Rolf und Wolfgang hatten einfach vergessen, es rechtzeitig wieder aufzuziehen. „Nutzen wir die Gelegenheit zu einer Zigarettenpause“, schlug Werner vor und bot allen eine „Lucky Strike“ an. „Das ist wirklich eine richtige Zigarette und nicht so ein Kraut, wie wir es hier zu rauchen bekommen,“ stellte Rolf lobend fest.

Nachdem die Gläser mit den letzten Resten des „Kirschwassers“ und den alkoholhaltigen Kirschen geleert worden waren, brachte Werner noch eine Flasche „Danziger Goldwasser“, einen wasserhellen, süßen Gewürzlikör mit Blattgoldfaltern, unters Volk. „Das ist aber ein besonderes Gefühl, wenn einem das Gold durch die Kehle rinnt“, bemerkte Wolfgang, nachdem er einen kräftigen Schluck davon genommen hatte. „Was sind denn das für altmodische Platten“, meckerte Peter, „danach haben doch schon Oma und Opa getanzt. Wir müssten doch etwas Moderneres haben.“ „Nun halt mal die Luft an, wir sind eben wie in allem in unseren Möglichkeiten beschränkt“, verteidigte sich Rolf, „man muss das Beste aus der Situa-

tion machen. Schließlich können wir danach tanzen.“ Also wurde weiter getanzt. Es war inzwischen dunkel geworden. Neben dem Mond am Laubeneingang warf auch der Mond vom selten klaren Sternenhimmel dieses Juniabends sein mildes Licht auf die Partygäste. Sie wurden mehr und mehr von einer romantischen Stimmung erfasst.

Nach einiger Zeit erklärte Rolf etwas ernüchtert: „Die Platten sind jetzt durch, wir müssen von vorn beginnen.“ „Das ist doch Unsinn“, warf Gunter, schon leicht angeheitert, ein. „Da singe ich doch lieber mal die ‚Caprifischer‘.“ Und der einstige Star des Holtz-Chores sang aus voller Brust: „Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt, und am Himmel die bleiche Sichel des Mondes blinkt ...“ Nachdem der Beifall verklungen war, erklärte Rolf: „Du singst ja besser als Rudi Schuricke (12), wenigstens nicht so schmalzig.“ Und Peter ergänzte: „Darauf müssen wir noch einen trinken.“ Er öffnete eine Flasche „Glühwürmchen“, die er mitgebracht hatte – ein sehr süßer, grünlich fluoreszierender Likör – und goss allen etwas ein. Gunters Glas aber füllte er bis zum Rand. „Das musst du jetzt aber ‚ex‘ trinken.“ Das tat Gunter tatsächlich, nachdem er zuvor noch mit Peter angestoßen hatte. Kurz darauf aber brach er zusammen und landete im Stachelbeerstrauch. Die Mädchen machten besorgte Gesichter, aber Werner erklärte mit dem Anspruch des Experten: „Der kommt gleich wieder zu sich. Am besten täte es ihm, wenn wir ihm einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gießen würden.“ „Pech gehabt, die Regentonne ist leer, nachdem es so lange nicht geregnet hat“, stellte Rolf fest. Peter, erschrocken und doch etwas schuldbewusst, beugte sich über Gunter, rüttelte ihn durch und gab ihm rechts und links ein paar Ohrfeigen. Das schien wirklich geholfen zu haben, denn Gunter öffnete die Augen und fragte: „Wo bin ich?“, ehe er langsam begriff, was geschehen war. Bald darauf stand er, wenn auch etwas unsicher, wieder auf seinen beiden Beinen.

„Der Gedanke mit dem kalten Wasser ist gar nicht so schlecht. Im Stadtbad gibt es bestimmt genug Wasser, lasst uns doch alle ein kühles Bad nehmen“, schlug Peter vor. „Das ist wirklich eine glänzende Idee“, pflichtete ihm Wolfgang bei, „wir steigen über den Zaun

und springen einfach ins Wasser.“ „Aber wir haben doch gar keine Badesachen dabei“, wandte Eva ein. „Alles kein Problem, wir baden einfach nackt. Es ist ja sowieso fast dunkel, und außer uns wird wohl um diese Zeit niemand im Bad sein“, entkräftete Rolf den Einwand, drückte Wolfgang eine der beiden Sturmlaternen in die Hand und holte eine kleine Leiter hinter der Laube hervor. Es war ein seltsam anmutender Zug, der sich kurz vor Mitternacht durch die Gartenkolonie zum Zaun des angrenzenden, städtischen Freibads bewegte. Wolfgang mit der Sturmlaterne schritt allen voran, dicht hinter ihm Rolf mit der Leiter, dann folgten zwei Mädchen und die drei anderen Paare. Gudrun hatte Gunter so gut im Griff, dass er jetzt nicht einmal mehr mit dem Laufen Probleme hatte. An einer günstigen Stelle legte Rolf die Leiter am Bretterzaun des Bades an, kletterte nach oben und sprang über den Zaun auf die andere Seite. Werner stieg als Zweiter über den Zaun. Die beiden fassten dann die Mädchen an Armen und Schultern, bevor diese die höchste Sprosse der Leiter erreichten, und hoben sie nach unten. Mit vereinten Kräften wurde auch Gunter über den Zaun gebracht. Nachdem Wolfgang sich ausgezogen hatte, tönte er: „Jetzt werde ich erst einmal prüfen, ob auch Wasser im Becken ist“, und sprang kopfüber ins Wasser. Nach und nach folgten die anderen. Das kühle Wasser wirkte dann doch auf alle ernüchternd, und selbst Gunter fühlte sich schnell wieder im Vollbesitz seiner Kräfte.

Lange dauerte es nicht, bis es den Badenden doch zu kühl wurde, und so verließen sie bald das Becken wieder. Die Jungen rubbelten die stärker fröstelnden Mädchen erst einmal trocken und warm. Sie kleideten sich alle an und stiegen über die Leiter wieder in die Gartenkolonie zurück. Danach verteilten sich die Paare von Köhlers Garten aus auf die Lauben der Nachbargärten, soweit diese ohne Probleme zugänglich waren. Am einfachsten war das natürlich für Wolfgang, er musste den Laubenschlüssel im nahe gelegenen Garten seiner Eltern nur aus dem Versteck holen. Gegen drei Uhr morgens trommelte Rolf die Versprengten wieder zusammen, und sie verließen gemeinsam die Gartenkolonie. Für Wolfgang war dieses Gartenfest der Beginn der wilden Jahre. Er ging an den Wo-

chenenden häufig zum Tanzen, machte dabei die Bekanntschaft von Mädchen ganz unterschiedlicher Herkunft und schleppte sie ab – wie das im Jargon seiner Altersgenossen hieß – ohne dass sich daraus engere Beziehungen entwickelten.

Am Morgen des 20. Juni 1948 hörte Wolfgang in den Nachrichten von RIAS (13), dass in den drei westlichen Besatzungszonen mit der Durchführung der Währungsreform begonnen worden sei. Jeder Bürger dieser Zonen konnte zunächst 60 Reichsmark im Verhältnis 1:1 gegen die neue Währung, die D-Mark, eintauschen. Der Rest wurde im Verhältnis 10:1 oder 10: 0,65 abgewertet. Wenige Tage danach lief in der sowjetischen Besatzungszone die Währungsumstellung an. Hier erhielt jeder Bürger für 70 Reichsmark 70 Mark der neuen sowjetzonalen Währung. Wie Wolfgang durch die Berichte westlicher Sender erfuhr, waren im Westen praktisch über Nacht die Schaufenster mit allen erdenklichen Waren gefüllt. Die Menschen konnten für ihr Geld alles kaufen. Die Zwangsbewirtschaftung war aufgehoben worden, und die Wirtschaft sprang dank großzügiger amerikanischer Anleihen – die Teil des Marshall-Plans waren – an. In der Ostzone änderte sich jedoch nichts. Planwirtschaft und Zwangsbewirtschaftung dauerten an, die Schaufensterauslagen waren trostlos wie eh und je, und die Lebensmittelrationen blieben die gleichen wie zuvor. So war es nicht verwunderlich, dass sich für den inoffiziellen Tausch der beiden Währungen sehr bald ein Kurs von 1:4 zugunsten der Westwährung herausbildete.

Die politische Situation hatte sich in beängstigendem Maße verschärft. Am 24. Juni 1948 blockierten die Sowjets alle Landverbindungen von Westdeutschland nach Berlin, so dass die Westalliierten auf dem Landwege keinen Zugang mehr zu ihren Besatzungsbereichen, den westlichen Sektoren in Berlin, hatten. Nur die Luftkorridore waren ihnen noch als Verbindungen geblieben. So organisierten die Westmächte eine Luftbrücke nach Berlin, durch die alliierte Flugzeuge die Stadt mit allen lebenswichtigen Gütern von den Nahrungsmitteln bis zur Kohle für die Energieerzeugung in den Westsektoren versorgten. Erst nach knapp elf Monaten beendete die

Sowjetunion angesichts der Unwirksamkeit ihrer Maßnahmen die Blockade. Zuvor war das überwiegend aus Vertretern der demokratischen Parteien bestehende Berliner Parlament und die demokratisch gewählte Regierung der Stadt von SED-hörigen Demonstranten aus dem Ostteil der Stadt vertrieben worden. Das führte dann praktisch zur Teilung der Stadt mit jeweils einem Parlament und einer Regierung im Westen und im Osten. Wolfgang empörte sich über die Versuche der Sowjets, ganz Berlin unter ihre Kontrolle zu bringen. Es erfüllte ihn mit tiefer Genugtuung, als er im RIAS die Rede des Regierenden Bürgermeisters Ernst Reuter vor über 300.000 versammelten Berlinern hörte, die in dem Satz gipfelte: „Ihr Völker der Welt, schaut auf diese Stadt und erkennt, dass ihr diese Stadt und dieses Volk nicht preisgeben dürft, nicht preisgeben könnt!“ Natürlich diskutierten die Schüler seiner Klasse das aktuelle politische Geschehen im Gegenwartskunde-Unterricht, und Wolfgang stellte fest, dass der überwiegende Teil seiner Mitschüler nicht prokommunistisch eingestellt war. Von Beginn des neuen Schuljahrs an traf er sich jeden Nachmittag mit seinen Freunden, Dieter Gerth und Georg Thaler. Sie erledigten gemeinsam die Hausaufgaben und bereiteten sich auf das langsam näher rückende Abitur vor. Die drei waren sich längst einig, dass in der Ostzone die Sowjetisierung immer stärker voranschritt. Aber auch ihr Lehrer, der nur wenige Jahre ältere Oberschulhelfer Konrad Funke, war ganz offensichtlich ein Gegner des kommunistischen Systems. Funke unterrichtete Latein und Gegenwartskunde. Er wohnte in Altenburg und kam täglich mit dem Zug nach Meuselwitz. Mit ihm unterhielten sich Wolfgang, Dieter und Georg gelegentlich auch noch nach dem Unterricht, weil dann jeder seine Meinung offener aussprechen konnte.

Anfang Januar erklärte Konrad Funke der Klasse, er erwarte in nächster Zeit den Besuch des Schulrats Winkler und des Leiters der Altenburger Oberschule Dr. Münch. Er wolle in dieser Stunde mit der Klasse eine UNO-Sitzung zum Problem Deutschlandfrage inszenieren und legte im Voraus fest, welche der wichtigsten Mitgliedsländer von welchen Schülern vertreten werden sollten. Kurze Zeit später fand dann im Beisein der beiden Herren die simulierte

UNO-Sitzung statt. Frieder Bach als Vertreter der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) eröffnete die Debatte mit der folgenden Feststellung: „Die Sowjetunion hat bei den bisherigen Außenministerkonferenzen der Siegermächte, die sich mit der deutschen Frage beschäftigten, immer konsequent die Interessen des deutschen Volkes vertreten, getreu der These des Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare Josef Stalin folgend: ‚Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk, der deutsche Staat bleiben bestehen.‘ Sie hat immer die Erhaltung der Einheit Deutschlands angestrebt, während die Westmächte versuchen, Deutschland zu spalten und Westdeutschland, ihre Besatzungszonen, in den gegen die Sowjetunion gerichteten imperialistischen Block einzubeziehen. Die Einführung einer eigenen Währung für die westlichen Besatzungszonen zeigt das ganz deutlich. Durch die danach gewährte Marshallplan-Hilfe soll Westdeutschland in völlige Abhängigkeit von den USA gebracht werden.“ An dieser Stelle unterbrach Schulrat Winkler und stellte dazu einige Fragen an die Schüler. Aber die Diskussion über diesen Punkt verlief eher schleppend und vorsichtig, bis Dr. Münch den Schulrat schließlich bat, die simulierte UNO-Sitzung doch einfach weiterlaufen zu lassen. Nun ergriff Dieter Gerth als Sprecher der USA das Wort: „Wir wurden doch zu dieser Vorgehensweise gezwungen. Es war doch gerade die Sowjetunion, die sich ständig Maßnahmen zur Normalisierung der Lage in Deutschland widersetzt hat. Sie behinderte laufend die Arbeit des Kontrollrats und forderte für sich das Recht, bei einer Währungsumstellung die neue Währung nach eigenem Ermessen drucken zu dürfen, anstatt einer gemeinsamen Kontrolle des Geldumlaufs zuzustimmen. Im Interesse einer raschen Verbesserung der noch immer katastrophalen wirtschaftlichen Lage in Deutschland mussten wir einen solchen Vorschlag kategorisch ablehnen. Was die Marshallplan-Hilfe betrifft, so will ich nur darauf hinweisen, dass unser Angebot für die sowjetisch-besetzte Zone, ebenso wie für die Sowjetunion selbst und die osteuropäischen Länder, zurückgewiesen worden ist.“ Und Wolfgang Hartwig, der Vertreter Großbritanniens, fügte hinzu: „Eine wirtschaftliche Stabilisierung Deutschlands wird noch zusätzlich von der Sowjetunion durch weit überzogene Reparationsforderungen gefähr-

det. Die umfangreichen Reparationslieferungen aus der sowjetischen Zone in die Sowjetunion, die Verstaatlichungen und die Einführung der Planwirtschaft werden eine Gesundung dieses Teils Deutschlands auf lange Sicht verhindern.“ Hier schaltete sich Walter Reichardt, der Vertreter der Weißrussischen (Bjelorussischen) Sozialistischen Sowjetrepublik, ein: „Die Sowjetunion hat im Kampf gegen den Hitler-Faschismus bei weitem die größten Opfer gebracht und den höchsten Blutzoll entrichtet. Es ist daher ihr gutes Recht, angemessene Entschädigungen zu fordern. Die Westmächte lehnen das nur ab, um die deutschen Revanchisten und Militaristen zu bewegen, sich in die imperialistische Front gegen die friedliche Sowjetunion einzureihen.“ „Wenn schon von Fronten und von Militarismus die Rede ist, dann muss auch der Aufbau einer kasernierten Volkspolizei als Vorläufer einer Armee in der SBZ angesprochen werden“, konterte Werner Gentzsch als französischer Delegierter. „Wir sprechen uns klar gegen eine Remilitarisierung Deutschlands aus, auf welcher Seite auch immer. Übrigens, was die Truppenstärken betrifft, so muss ich doch darauf hinweisen, dass die Stärke der sowjetischen Streitkräfte in der SBZ die der drei westlichen Mächte zusammen in ihren Besatzungszonen um ein Vielfaches übertrifft.“ Wieder ergriff Frieder Bach das Wort: „Es liegt doch auf der Hand, dass die Aufforderung der Westmächte an die Deutschen zur Bildung einer verfassunggebenden Versammlung in ihren Besatzungszonen nichts anderes ist als die Aufforderung zur Bildung eines westdeutschen Separatstaates.“ „Aber spricht es nicht gerade für die Reife der verantwortlichen westdeutschen Politiker, wenn sie den provisorischen Charakter solcher Institutionen dadurch betonen, dass sie keine verfassunggebende Versammlung, sondern einen parlamentarischen Rat gebildet haben und anstelle einer Verfassung ein Grundgesetz anstreben? Wie der Berliner Regierende Bürgermeister Ernst Reuter sehr richtig argumentierte, wird die Spaltung Deutschlands nicht erst durch die Gründung eines provisorischen Weststaats vollzogen, sie existiert bereits infolge der starren und unnachgiebigen Haltung der Sowjetunion in allen Fragen, die Deutschland betreffen“, hielt Dieter Gerth dagegen. Doch Frieder Bach beharrte auf seinem Standpunkt: „Die Sowjetunion fordert je-

denfalls die Bildung einer gesamtdeutschen Zentralinstanz und die Schaffung einer demokratischen Verfassung unter Mitwirkung von Beauftragten der Länder, sowie Beauftragten der Parteien, der Gewerkschaften und anderer ‚antifaschistischer Organisationen‘. Sie sieht in dem vom zweiten Volkskongress gewählten Volksrat eine berufene Repräsentation des deutschen Volkes, der die völlige Entmachtung der Faschisten und die Entfaltung aller demokratischen Kräfte garantieren könnte. Aus Wahlen sollte dann eine gesamtdeutsche Regierung hervorgehen, deren Hauptaufgabe die allseitige Demokratisierung Deutschlands sein müsste.“ „Es ist richtig, das deutsche Volk muss frei über seine Zukunft entscheiden können. Deshalb müssen freie und geheime Wahlen zu einem Parlament in ganz Deutschland unter internationaler Kontrolle stattfinden. Dann kann am Ende dieses Prozesses eine gesamtdeutsche Regierung die Geschicke des Landes in ihre Hände nehmen“, stellte mit Wolfgang Hartwig der Vertreter Großbritanniens fest. An dieser Stelle unterbrach Dr. Münch die simulierte Debatte mit den an Wolfgang gerichteten Worten: „Ihr Vorschlag ehrt Sie, aber das ist ihre persönliche Sicht der Dinge und nicht die Stellung Großbritanniens. Ihr Vorschlag entspricht vielmehr der sowjetischen Position. Sie sehen, wie schwierig es ist, ohne Einbringen der eigenen Meinung einen fremden Standpunkt zu vertreten.“ Mit einem Lob für das gelungene Experiment und das Engagement der Schüler verabschiedeten sich die beiden Herren. Wolfgang aber dachte: „Dr. Münch weiß doch genau, dass die Sowjets gerade freie Wahlen mit internationaler Kontrolle fürchten wie der Teufel das Weihwasser und dass ich eben doch den Standpunkt der Westmächte vertreten habe. Aber die Lüge ist wieder überall auf dem Vormarsch, in der Schule wie in den Medien. Das hatten wir doch schon einmal.“

„Hochöfen gibt’s in Deutschland vier, und die steh’n hier!“ Dieser Text war auf einem Transparent in der Maxhütte (14) in Unterwellenborn zu lesen. Jedesmal, wenn die Schüler auf dem Weg zur Arbeit oder von der Arbeit an diesem Spruchband vorbeikamen, kochte in Wolfgang eine unglaubliche Wut hoch. Er hatte sich im Lauf der Zeit daran gewöhnt, dass Spruchbänder mit irgendwelchen

– nach seiner Meinung unsinnigen – Parolen in der SBZ zum Alltag gehörten. Aber den Text dieses Transparents hielt er für den Gipfel der Unverschämtheit, und daraus machte er auch keinen Hehl. Beinhaltete dieser Text doch klar und deutlich, dass nur die SBZ als Deutschland anzusehen sei. Das Ruhrgebiet und auch andere Orte in Westdeutschland mit einer insgesamt viel größeren Zahl an Hochöfen sollten demnach Ausland sein.

Die Schüler der Klassen 11a und 11b, deren Zahl sich beim Übergang vom 10. zum 11. Schuljahr aus verschiedenen Gründen auf fast die Hälfte reduziert hatte, waren im April 1949 – mehr oder weniger unfreiwillig – zusammen mit Schülern der 10. Jahrgangsstufe dem Rufe „Max braucht Wasser“ gefolgt. Unter diesem Motto wurden Jugendliche zum freiwilligen Arbeitseinsatz – natürlich unbezahlt – beim Wasserleitungsbau für die Maxhütte aufgefordert. Da aber gerade zum Zeitpunkt ihrer Ankunft Arbeitskräfte als Hilfe bei der Rekonstruktion des Hochofens III benötigt wurden, mussten die Meuselwitzer Oberschüler hier in die Bresche springen. Sie waren in ausgebildeten, mit fortschrittlichen Parolen bemalten Eisenbahnwaggon untergebracht und schliefen auf Strohsäcken, diesmal immerhin in doppelstöckigen, hölzernen Bettgestellen. Sie arbeiteten zwei Wochen lang täglich acht Stunden im vorübergehend stillgelegten, aber noch immer ungemütlich warmen Hochofen, und entfernten mit Spitzhacken, Hämmern und Meißeln im Bodenstein (15) eingebrannte Schlacken- und Eisenreste in mühevoller Kleinarbeit. Es war eine harte Arbeit. Sie waren froh, wenn sie am Schichtende mit verstaubten, dreckverschmierten Gesichtern den Hochofen verlassen konnten. Aber keiner von ihnen murrte. Der Hochofen glich einer Baustelle, überall wurde geklopft und geschweißt. Auf einem Gerüst eine Etage über ihnen verrichteten die Schweißer ihre Arbeit. Einer von ihnen, die Schüler nannten ihn die „Blaue Brille“, fiel ihnen auf, weil er häufig zwei oder manchmal sogar drei Schichten hintereinander im Einsatz war. Wolfgang bedauerte diesen nicht mehr jungen, abgemagerten, erschöpften Mann, der, dem Aktivist Adolph Hennecke nach-eifernd, offensichtlich seine Gesundheit aufs Spiel setzte. Als sehr unangenehmen Typ hatten die Schüler den für die Rekonstruktion des

Hochofens Verantwortlichen kennen gelernt. Er war immer nur am Herumschnauzen und trieb die Arbeiter ständig an. Am Sonnabend hatten die Schüler sich bei der Einsatzleitung erkundigt, ob sie auch am Sonntag arbeiten müssten. Das war eindeutig verneint worden. Als am Sonntagmorgen nach einer Woche anstrengender Arbeit alle ausschlafen wollten, stürzte der Antreiber laut schreiend in den Eisenbahnwaggon und beschimpfte die Schüler, weil sie nicht zur Arbeit erschienen waren. Er hörte nicht auf zu schreien. Die nun auch lautstark vorgetragenen Hinweise der Schüler auf die gegenteilige Auskunft, ließ er nicht gelten. Für ihn war ihr Verhalten nichts anderes als Sabotage, und er drohte ihnen sogar. Total verärgert gingen die Schüler in dieser vergifteten Atmosphäre dann doch auch am Sonntag noch zur Arbeit. Angesichts dieser Erlebnisse schrieb Wolfgang später voll bitterer Ironie in sein Tagebuch: „Wie glücklich bin ich doch, dass ich jetzt in einer Gesellschaft lebe, in der die Ausbeutung der Menschen durch den Menschen beseitigt worden ist.“

Am 1. Mai, wenige Tage nach seiner Rückkehr aus der Maxhütte, besuchte Wolfgang eine Sportveranstaltung auf dem städtischen Sportplatz am Park. Im Anschluss daran sprach der örtliche Gewerkschaftssekretär Beinlich von einer eigens für den 1. Mai errichteten Tribüne herab. Seine Rede war mit den üblichen Phrasen und Parolen durchsetzt. Danach erhielt ein unscheinbar aussehender Mann aus der Bevölkerung das Wort, um seine Gedanken zum 1. Mai zu äußern. Nach einem wenig spektakulären Beginn der Rede wurden allmählich merkwürdige, manchmal auch etwas wirre Zwischentöne hörbar. Doch dann donnerte der knapp Dreißigjährige ganz plötzlich los: „Wir lassen uns nicht alles vorschreiben, und wenn der ‚Freie Bauer‘ verboten wird, dann lesen wir eben den ‚Kleingärtner‘.“ Mit dieser Kritik am Verbot einer Zeitung war aber für die Funktionäre auf der Tribüne die Grenze des Zumutbaren überschritten. Sie stellten einfach das Mikrofon ab. Aber der ungestüme Redner ließ sich nicht bremsen. Das Publikum wurde unruhig, weil es wohl doch gern auch den Rest der Botschaft direkt aus dem Volke verstanden hätte. Da stürzten sich mehrere Funktionäre auf den Mann, der seine Rede fortsetzen und den Platz nicht räumen

wollte. Sie packten ihn an Armen und Beinen, zerrten ihn von der Tribüne und trugen ihn zu viert über den Sportplatz. Sofort war die Gruppe von einer Menschenmenge umringt. Polizisten und einige willfähige Helfer versuchten, die Massen an einer Seite abzudrängen. Doch die Massen rückten immer wieder nach. Die vier Verteidiger der öffentlichen Ordnung, unter ihnen Gewerkschaftssekretär Beinlich, konnten sich so mit ihrem Opfer nur sehr langsam auf ein hinter dem Sportplatz stehendes Auto zu bewegen. Der Rebell versuchte vergeblich, sich loszureißen, aber die vier hatten ihn sicher im Griff. Einer von ihnen schlug den Mann brutal mit der Faust ins Gesicht, so dass er aus Mund und Nase blutete. „Ich sterbe für Deutschland,“ rief der leicht verwirrte Mann. Der Schläger war der „Dackel“, jener krummbeinige Mann mit dem quadratischen Gesicht, der für die freundschaftliche Begrüßung der Sowjettruppen bei ihrem Einzug und später als Polizeikommissar für Angst und Schrecken unter der Bevölkerung gesorgt hatte. Vorsichtige Rufe: „Feiglinge“, und: „So macht man Leute mundtot“, waren aus dem Hintergrund zu hören. Man hatte den Eindruck, gleich würde der unsichtbare Damm brechen und die Menge über die vier herfallen, um das Opfer zu befreien. Doch der Funke, der die Explosion ausgelöst hätte, blieb aus. Nach mühevolem Kampf durch die Menschenmassen wurde der Rebell, der jetzt jede Gegenwehr aufgegeben hatte, ins Auto gepackt und unter sicherem Geleitschutz abtransportiert.

Wenige Tage später wurden Wolfgang Hartwig, Dieter Gerth und Georg Thaler nach dem Unterricht von ihrem Lehrer Konrad Funke angesprochen. Er eröffnete ihnen, dass in Altenburg eine Widerstandsgruppe existiere, die sich das Ziel gesetzt hatte, gegen die Ausbreitung der kommunistischen Ideologie, besonders an den Schulen, zu kämpfen. Nach ihrem gemeinsamen Entschluss, sich der Gruppe anzuschließen, trafen sich die drei Schüler mit Konrad Funke und Karl-Heinz Börner, genannt „Six“, eines Abends in Georgs Elternhaus. Six war ein Altenburger Oberschüler, der in Zschernitzsch wohnte, einem kleinen, an Altenburg angrenzenden Dorf, in dem sein Vater das Pfarramt ausübte. Georg kannte ihn schon aus seiner Schulzeit am Alten-

burger Gymnasium. Konrad erläuterte, dass aus Sicherheitsgründen immer nur drei Mitglieder der Gruppe zusammenarbeiten sollten. So würden die Kenntnisse einzelner über die Zugehörigkeit anderer Personen zur Gruppe eng begrenzt. Er wolle ihnen von Zeit zu Zeit Flugblätter mitbringen, die sie dann persönlich – unabhängig voneinander – an vertrauenswürdige Schüler weitergeben sollten. Jeder von ihnen solle auf diese Weise nur drei Mitschüler versorgen, von denen auch wieder jeder Kontakt zu drei weiteren Personen aufnehmen könne. Außerdem riet Konrad den dreien, in die FDJ (16) einzutreten. Einerseits sei das Abitur ohne Mitgliedschaft in dieser Organisation kaum noch möglich, andererseits könne man sich dann über die aktuellen Absichten und Ziele dieser kommunistisch gelenkten Organisation besser informieren, und schließlich sei man als FDJ-Mitglied weniger verdächtig, ein Gegner des Systems zu sein. Die drei befolgten Konrads Rat bald. Dieter wurde sogar kurz darauf zum Kulturleiter der FDJ-Oberschulgruppe gewählt und gründete einen Literaturzirkel. Im Rahmen dieses Zirkels versuchte er, den jüngeren Mitschülern humanistisches und pazifistisches Gedankengut zu vermitteln und unter dem Schutz von Buchbesprechungen oppositionelle Meinungen zu äußern. Gerade unter dem Eindruck des beginnenden Aufbaus einer Armee unter dem Deckmantel der kasernierten Volkspolizei waren Bücher wie Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ als Argumente gegen Krieg und Militarismus besonders gut geeignet. In dieser Weise wirkte Dieter dann bis zu seinem Abitur 1950.

Konrad versorgte die drei Freunde auch mit verbotener, anti-kommunistischer Literatur wie Arthur Koestlers „Sonnenfinsternis“ und Edwin Erich Dwingers „Und Gott schweigt“. Diese Bücher waren unvorsichtigerweise innen noch mit einem Stempel „Anti-Kominform“ versehen, dem Namen der Altenburger Gruppe. Georg las gerade das letzte der beiden genannten Bücher und hatte es in seinem Zimmer auf dem Schreibtisch liegenlassen, da tauchte plötzlich der „Dackel“ im Thaler’schen Hause auf. Gegen einen von Georgs älteren Brüdern, der nach dem Tod der Eltern zusammen mit seiner Familie und mit Georg das Haus bewohnte, waren irgendwelche Anschuldigungen erhoben worden. So schnüffelte der „Dackel“

im ganzen Haus herum. Dabei fiel ihm auch das besagte Buch in die Hand. Georg schien in diesem Augenblick das Herz stehen zu bleiben. Aber wegen des Titels und der bekannten Religiosität der Familie hielt der Mann es wohl für ein Buch mit religiösem Inhalt und legte es wieder an seinen Platz zurück, ohne hineinzuschauen.

Der Inhalt der Flugblätter, die Konrad den dreien mitbrachte und die von ihnen weitergegeben wurden, richtete sich insbesondere gegen die Aufstellung einer einzigen Einheitsliste bei den Wahlen zum sogenannten Volkskongress, gegen das Übermaß der Reparationen, die von den Sowjets aus ihrer Besatzungszone herausgepresst wurden, gegen die Unterdrückung der Meinungsfreiheit und den Hass und die Lüge in den Medien als Mittel des Kampfes gegen alle Gegner des Kommunismus. Die Zahl der Flugblätter blieb allerdings recht begrenzt, denn im Juli, am Ende des Schuljahres, wurde Konrad Funke an das Landschulheim in Windischleuba in der Nähe von Altenburg versetzt. Dadurch riss der konspirative Kontakt zu seinen Meuselwitzer Schülern eigentlich ab, selbst wenn Wolfgang ihn noch ein- oder zweimal in seiner Altenburger Wohnung besuchte. Bei dieser Gelegenheit hatte Wolfgang eher beiläufig von den Verbindungen der Altenburger Gruppe zur Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU) in West-Berlin erfahren. Das beunruhigte ihn, denn es war allgemein bekannt geworden, dass diese und ähnliche Organisationen inzwischen von Spitzeln der DDR durchsetzt waren.

3. Kapitel

Mit Beginn des neuen Schuljahres Ende August 1949 wurde für Wolfgang und seine Klassenkameraden die letzte Runde vor dem Abitur eingeläutet. Die Zahl der Schüler in der neuen 12b hatte sich auf vierzehn verringert. Da die sprachlich orientierte Klasse 12a jetzt nur noch aus vier Schülerinnen und vier Schülern bestand, wurde der Unterricht in mehreren Fächern wie Deutsch, Geschichte/Gegenwartskunde, Englisch, Biologie und Geographie für die beiden Klassen zusammengelegt. Englisch blieb glücklicherweise im Abitur die erste Fremdsprache, obwohl in der DDR allgemein Russisch die erste Fremdsprache sein sollte. Den Deutschunterricht in der partiell vereinigten Klasse übernahm nun die Direktorin Fräulein Foerster selbst. Klassenlehrer wurde ein neues Mitglied des Kollegiums, Günter Brandt. Die Schüler nannten den sympathischen, sehr impulsiven Lehrer 'Brandi'. Er unterrichtete Englisch, Geschichte und Geographie. Brandi war um die dreißig, hatte dunkles, leicht gewelltes Haar und einen so starken Bartwuchs, dass er immer unrasiert wirkte. Er wohnte in Altenburg und kam täglich mit dem Zug nach Meuselwitz. Während des Krieges war er in den USA in Gefangenschaft gewesen. Er hatte dort sogar studieren können und sprach natürlich ein hervorragendes Englisch. Das zweite wichtige Fach, das er in der Klasse unterrichtete, war Geschichte/Gegenwartskunde. Das war deshalb so wichtig, weil in diesem Fach im Abitur jeder Schüler in die mündliche Prüfung musste. Da es nach dem Krieg überhaupt keinen Geschichtsunterricht gegeben hatte, musste nun die gesamte deutsche Geschichte in einem Schuljahr durchgenommen werden. Ein weiterer wichtiger Lehrer für die 12b war Kurt Penndorf, der die Klasse schon mehrere Jahre in Mathematik unterrichtet hatte, nun aber auch noch für die Fächer Chemie und Physik zuständig war, beides Hauptfächer für den naturwissenschaftlichen Zweig, wie auch Biologie. Penny, wie er von den Schülern genannt wurde, hatte als Kriegsversehrter Chemie studiert. Seine pädagogischen Fähigkeiten schätzten die Schüler sehr, denn er konnte einen Sachverhalt sehr gut erklären und die Zusammenhänge deutlich

machen, was nicht für jeden Lehrer zutraf. Die Physik lag ihm allerdings weniger.

Werner Gentzsch hatte bisher nicht zu den Fleißigsten gehört und spürte nun wohl, dass die Lage langsam ernst wurde. So fragte er gleich zu Beginn des Schuljahres bei Wolfgang, Dieter und Georg an, ob er sich zusammen mit seinem Freund Gunter Kretzschmar an deren Arbeitsgemeinschaft beteiligen könne. Es sei auch möglich, sich an den Abenden und eventuell auch an den Wochenenden bei ihm zu treffen und zusammen im Büro des elterlichen Geschäfts zu arbeiten. Dort stünden auch zwei Schreibmaschinen zur Verfügung und man habe mehr Platz. Wolfgang, Dieter und Georg erklärten sich damit einverstanden unter der Voraussetzung, dass wirklich ernsthaft gearbeitet würde. Häufig stieß auch noch Helmut Lange aus der 12a zu der Gruppe, und die sechs arbeiteten wirklich erfolgreich zusammen. Wenn abends nach 23 Uhr die Arbeit getan war, lud Werner die anderen meist noch zu einem Bier ein. Sie zogen dann in dieses oder jenes Lokal und tranken jeder ein Bier. Werner war offensichtlich in vielen Lokalen kreditwürdig, denn er ließ fast immer anschreiben. Anfangs war es Wolfgang und seinen Freunden peinlich, dass sie sich nicht revanchieren konnten, denn sie waren arme Schlucker. Wie oft hatten sie zuvor die letzten Reste ihres Taschengelds zusammengekratzt und für 30 Pfennige drei Zigaretten gekauft, die sie dann einzeln rauchten, indem abwechselnd jeder einen Zug machte. Doch Werner beschwichtigte sie: „Macht euch deshalb keine Sorgen, ich kann das ohne Probleme bezahlen.“ Und Wolfgang dachte so für sich, da wird er sicher ein ziemlich dickes Taschengeld von seinen Eltern bekommen. Als Getreidegroßhändler dürfte sein Vater bestimmt nicht arm sein.

Die Meuselwitzer Oberschüler müssen 1949 doch sehr beschäftigt gewesen sein, denn erst kurz vor Jahresende stellte man fest, dass in diesem Jahr überhaupt noch kein Wandertag stattgefunden hatte. So wurde kurioserweise der letzte Schultag vor Weihnachten, der 21. Dezember, als Wandertag vorgesehen. Doch vor die Kür hatte der Kreisschulrat die Pflicht gesetzt. Aus Anlass des 70. Geburtstages

von Josef Stalin musste an diesem Tag eine Gedenkfeier veranstaltet werden. Die Festrede in der Aula vor der versammelten Schülerschaft und dem Lehrerkollegium hielt der Leiter der FDJ-Oberschulgruppe Klaus Hoffmann. Wie man bei einem solchen Anlass erwartete, war Klaus natürlich mit einem FDJ-Blauhemd bekleidet. Dieter Gerth war heilfroh, dass der übereifrige Klaus, ein Schüler aus der 11b, nicht auf den Gedanken gekommen war, diese Aufgabe an ihn, den Kulturleiter zu delegieren. Er wäre dann wohl in große Gewissenskonflikte gestürzt. Aber Klaus löste seine Aufgabe im Sinne der Staatsmacht ganz hervorragend. Er lobte Stalin als den genialen Führer der werktätigen Massen, der sich für sie aufopfert, ihre Sorgen und Nöte kennt und sie in eine bessere Zukunft führt. Er pries ihn als den hervorragenden Wissenschaftler, der den Marxismus-Leninismus in genialer Weise weiterentwickelt hat. Wolfgang wurde übel bei so viel Schleimschleißerei. Weder Wolfgang noch seine Freunde hatten die Rede des Präsidenten der DDR Wilhelm Pieck auf der Festveranstaltung am Vorabend von Stalins Geburtstag gehört, sonst wäre ihnen aufgefallen, dass Klaus Hoffmann sich stark an dieser Rede orientiert hatte. Im „Neuen Deutschland“, dem Parteiorgan der SED vom 21.12.1949, war die Rede natürlich abgedruckt, und man konnte dort u.a. lesen: „Er <Stalin> ist der Genius der werktätigen Massen. Er kennt die Nöte, die Wünsche und die Sehnsucht der einfachen Menschen, er verleiht ihnen Ausdruck, er ist es, der die Massen in klarer, wissenschaftlicher Erkenntnis auf dem Weg ihrer Befreiung zu Wohlstand und Glück führt. (...) Und eben darum sind die Millionen Menschen-Massen in allen Ländern dem Genossen Stalin in tiefer Liebe zugetan, darum sind sie Stalin treu ergeben und folgen zuversichtlich seinem siegreichen Banner. Stalin ist der Genius der Massen, er ist es seiner Herkunft, seinem Leben, seinem Werke nach.“

Da Wolfgang und seine Freunde die Rede Piecks nicht gehört hatten, war ihnen natürlich auch Folgendes entgangen: Im Umkreis von Altenburg war die Übertragung dieser Rede am Abend des 20. Dezembers häufig von Störsignalen überlagert und unverständlich gemacht worden. Am Ende konnte man einen kurzen Kommentar dazu hören, der ganz sicher nicht über die DDR-Rundfunkanstalten

ausgestrahlt worden war. Tatsächlich hatten Mitglieder der Gruppe um Konrad Funke in einem waghalsigen Unternehmen einen Sender zusammengebastelt und die Rede auf diese Weise gestört. Trotz ungewöhnlicher Anstrengungen konnte die Polizei nicht den geringsten Hinweis auf die Urheber dieser Aktion erhalten.

Schon während der Feier in der Aula begann es, in Strömen zu regnen. Wolfgang meinte später zu Georg: „Der Himmel hat alle Schleusen geöffnet, um durch dicke Tränen seine Meinung über diese Veranstaltung kundzutun.“ Der Wandertag musste also sinnvoll umgestaltet werden. So zogen die Klassen 12a/b und 11a zusammen mit Brandi, Penny und der Klassenlehrerin der 11a, Fräulein Hellwig, zum nahe gelegenen Bahnhof und fuhren mit dem 12-Uhr-Zug Richtung Leipzig bis zur ersten Haltestelle Meuselwitz-Heurekagrube. Dort musste man nur über die Straße gehen, um zur Gaststätte „Fröhliche Wiederkunft“ zu gelangen. Werner Gentzsch kannte den Sohn des Inhabers gut. Mit Hilfe dieser Beziehung konnten die „Wanderer“ in einem etwas größeren Raum der Gaststätte ungestört ihren Wandertag auf recht unkonventionelle Weise gestalten. Die Atmosphäre war sehr locker. Es wurden Bier und Limonade getrunken, Witze und Anekdoten erzählt. Da und dort hatten sich zwischendurch auch kleine Gruppen gebildet. So verging die Zeit, man hatte Spaß und saß im Trockenen. Die beiden Lehrer spendierten einigen Schülern sogar eine Runde Schnaps, verbunden mit der Anregung, die Stimmung durch einige Gesellschaftsspiele noch zu steigern. Und das geschah dann auch. Allen, die nicht mit geschlossenen Augen durch die Welt liefen, musste dabei auffallen, dass Brandi Gefallen an der dunkelblonden Sigrid Haas aus der 11a gefunden hatte, und die Zuneigung schien auch von ihr erwidert zu werden. Sigrid, das Häschen genannt, war nach Wolfgang's Einschätzung eher ein etwas unscheinbares Mädchen. Den Schülern und Schülerinnen machte es offensichtlich Spaß, bei den an sich harmlosen Gesellschaftsspielen Brandi und Häschen immer wieder zusammen zu bringen. Obwohl diesmal die zum Aufbruch mahnende Stimme der Anna fehlte, verließen die Wanderer kurz vor 24 Uhr das Lokal, um mit dem letzten Zug zurückzufahren. An der Zughaltestelle sangen sie noch bis zur Ankunft des Zugs laut-

stark ihren Klassensong, den Brandi ihnen beigebracht hatte: „Show me the way to go home“. Aber Brandi ließ sich den Weg nach Hause nicht zeigen. Er und das Mädchen blieben in der Gaststätte zurück, was manchen der Wanderer nicht überraschte. Christian kommentierte das mit dem Ausspruch: „Wieder eine Jungfrau weniger!“ Doch auch Penny übernachtete in der „Fröhlichen Wiederkunft“ zusammen mit Christine Lehmann, einer groß gewachsenen, etwas eingebildeten Schülerin. Nach den Weihnachtsferien ging Penny sofort wieder auf Distanz zu Christine. Jeder konnte sich vorstellen, dass er bei der nächsten Gelegenheit sie in seiner betont energischen Art fragen würde: „Lehmann, warum haben Sie Ihre Hausaufgaben nicht gemacht?“ Doch die Beziehung zwischen Brandi und dem Häschen dauerte an und entwickelte sich zu einer folgenschweren Affäre.

An einem Montagmorgen – es muss wohl der 23. Januar gewesen sein – erschien ganz unerwartet Fräulein Foerster zur ersten Unterrichtsstunde in der Klasse 12a/b. In ungewöhnlich strengem Ton begann sie: „Ich habe erst gestern erfahren, dass Herr Brandt ein Verhältnis mit Sigrid Haas hat. Alle haben es gewusst, nur Frau Brandt und ich nicht. Selbst in der Stadt wurde schon darüber gesprochen. Ich missbillige das sehr und bin auch ungehalten darüber, dass mich niemand über die Angelegenheit informiert hat. Herr Brandt hat jetzt einen Nervenzusammenbruch. Er ist erst einmal krank geschrieben und wird danach auch nicht wieder an unsere Schule zurückkommen.“ Den Schülern war der Schreck in die Glieder gefahren. Zwei, drei Minuten lang herrschte erst einmal betretenes Schweigen in der Klasse. Dann raffte sich Dieter Gerth auf: „Fräulein Foerster, wir stehen wenige Wochen vor dem Abitur. Die schriftlichen Prüfungen beginnen Anfang Mai, und Herr Brandt unterrichtete zwei von sechs Prüfungshauptfächern bei uns. Es wäre eine Katastrophe, wenn er in dieser Situation die Schule verlassen würde. Versuchen Sie doch bitte alles, um das zu verhindern.“ „Ich kann da überhaupt nichts mehr machen“, antwortete die Anna, „Frau Brandt besteht darauf, dass ihr Mann an eine andere Schule wechselt, eine reine Jungenoberschule. Es hat wohl schon früher einmal ein ähnliches Problem gegeben. Es tut mir leid, aber so liegen die

Dinge. Durch Herrn Brandts Fehlen werden Sie jetzt erst einmal eine Freistunde haben. Ab morgen wird die Vertretung geregelt sein.“ Danach verließ sie das Klassenzimmer. Unter den Schülern begann eine heftige Diskussion. Schließlich erklärten sich Dieter Gerth und Helmut Lange bereit, in der großen Pause noch einmal mit der Anna zu sprechen. Aber die Anna blieb bei ihrer Einschätzung der Situation, sie habe da keine Einflussmöglichkeiten mehr. „Das Einzige, was Sie noch tun könnten, wäre selbst mit Frau Brandt zu sprechen. Aber so wie ich die Lage beurteile, haben Sie kaum eine Chance, dass Frau Brandt ihren Standpunkt ändern wird. Sollte sie das aber wirklich tun, dann müsste Sigrid Haas an eine andere Schule wechseln“, erklärte die Direktorin.

Dieter und Helmut fuhren mit dem Nachmittagszug nach Altenburg. Nach einigem Suchen hatten sie Straße und Hausnummer gefunden und klingelten schließlich an der Wohnungstür in der ersten Etage. Eine kleine, schmächtige Frau, die aber einen sehr energischen Eindruck machte, öffnete. „Bei der werden wir wohl auf Granit beißen“, dachte Dieter. Die beiden stellten sich vor und sagten, Herr Brandt sei ihr Klassenlehrer, und sie hätten gern mit ihm und seiner Frau gesprochen. Für einen kurzen Augenblick verdrängte ein schalkhaftes Lächeln die Strenge aus ihrem Gesicht: „Ihre Namen sind mir schon bekannt, mein Mann hat mir von Ihnen erzählt. Es ist nett von Ihnen, dass Sie uns besuchen. Mein Mann hatte einen Nervenzusammenbruch und ist dabei, sich langsam wieder zu erholen. Jetzt hat er endlich einmal Zeit für Dinge, zu denen er bisher einfach nicht gekommen ist. So stand schon lange eine größere Zahnreparatur an, die nun in Angriff genommen worden ist. Aber treten Sie doch bitte ein.“ Als die beiden Schüler das Wohnzimmer betraten, stellten sie verwundert fest, dass am Kaffeetisch neben Brandt auch Penny saß, der zweite „Sünder“. Nach der Begrüßung wurden Dieter und Helmut von Brandt und seiner Frau zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Schnell kamen Dieter und Helmut auf den Grund ihres Besuchs zu sprechen und schilderten Frau Brandt die katastrophale Situation, in die sie durch den Weggang ihres Mannes so kurz vor dem Abitur geraten würden. Sie aber blockte sofort heftig ab. „Es hat schon früher an einer ande-

ren Stelle einen ähnlichen Fall gegeben. Daher wird mein Mann in Zukunft nur noch an einer reinen Jungenoberschule unterrichten.“ „Aber Sigrid Haas müsste auf jeden Fall an eine andere Schule wechseln, wenn Ihr Mann zurückkäme“, argumentierte Helmut. „Das hat die Direktorin, Fräulein Foerster, als unumstößliche Bedingung festgelegt“, ergänzte Dieter. Penny unterstützte die beiden nach Kräften, und Brandi versprach seiner Frau, dass es in Zukunft keine solchen Fehlritte mehr geben werde. Über zwei Stunden dauerte das zähe Ringen, dann war der Widerstand gebrochen, und Frau Brandt erklärte sich damit einverstanden, dass ihr Mann wieder an die Meuselwitzer Oberschule zurückkehre, sobald er gesund sei und Sigrid Haas die Schule verlassen habe.

Sehr erleichtert und zufrieden über dieses positive Ergebnis machten sich Helmut und Dieter zusammen mit Penny auf den Weg zum Bahnhof. Unterwegs erzählte Penny ihnen, was sich schon am Morgen im Kollegium herumgesprochen hatte. Als Frau Brandt von der Affäre ihres Mannes erfahren habe, sei sie mit dem Nudelholz auf ihn losgegangen. Das sei die Ursache für die jetzt fällige Zahnreparatur. „Ja, das angeblich schwache Geschlecht hat doch immer die besseren Waffen, und wenn sie aus dem Küchenarsenal stammen“, bemerkte Helmut lakonisch. Aber was auch immer gewesen war, die Angelegenheit schien jetzt im Sinne der Schüler geregelt zu sein. Und tatsächlich nahm Brandi nach etwas über zwei Wochen Pause seine Unterrichtstätigkeit wieder auf.

Nach dem Weggang seines älteren Bruders war Georg in das Nachbarhaus umgezogen und bewohnte dort in der zweiten Etage ein Zimmer, das ihm eine alte Tante abgetreten hatte. Am Abend des 25. März, einem Sonnabend, las er bei Kerzenschein Arthur Koestlers „Sonnenfinsternis“. Aus Gründen der Energieeinsparung war im Bereich der Stadt wieder einmal der Strom abgeschaltet worden, wie das wöchentlich drei- bis viermal geschah. Plötzlich wurde er durch ein leises Geräusch gestört, das sich anhörte, als sei ein Steinchen gegen die Fensterscheibe geflogen. Kurz darauf vernahm er noch einmal ein kurzes „Klick“. „Ach ja, die Klingel funk-

tioniert wegen der Stromsperre nicht“, dachte Georg, „aber wer will denn um diese Zeit noch zu mir?“ Er ging zum Fenster und konnte auf der Straße in der Dunkelheit nur die Umrisse eines Mannes wahrnehmen. Bedächtig ging er mit der Kerze in der Hand die alte, schon etwas klapprige Treppe hinunter. Als er die Tür geöffnet hatte, erkannte er Six alias Karl-Heinz Böhme. „Du Six, zu so später Stunde?“, fragte Georg erstaunt. „Ich erkläre dir gleich alles, lass uns erst einmal das Fahrrad unterbringen.“ Georg bemerkte erst jetzt, dass Six mit dem Fahrrad gekommen war. In der Wohnung angekommen, brach es aus Six heraus: „Unsere Altenburger Gruppe ist aufgefliegen. Konrad Funke ist verhaftet worden und wenigstens noch zwei weitere Leute. Ich fürchte aber, es sind noch viel mehr. Ihr drei Meuselwitzer müsst jedoch nichts befürchten. Außer Konrad weiß nur ich über euch Bescheid. Ich bin überzeugt, Konrad wird eure Namen nicht preisgeben. Außerdem seid ihr ja auch nicht in unsere Aktivitäten des letzten halben Jahres verwickelt gewesen. Kann ich denn bei dir übernachten? Ich werde erst morgen Abend versuchen, über Zeitz nach West-Berlin zu fliehen.“ (17) Georg war kreidebleich geworden, so war ihm der Schreck in die Glieder gefahren. „Aber natürlich kannst du so lange hierbleiben. Jetzt bereite ich dir erst einmal ein kleines Abendbrot, und dann erzählst du mir, was im Einzelnen geschehen ist“, antwortete Georg, jedes Wort betonend. Schon während des Abendessens begann Six mit der Schilderung seiner Flucht. „Wir hatten glücklicherweise am Dienstag, das war der 21., ebenfalls Stromsperre. Nach 22 Uhr klopfte plötzlich jemand sehr heftig an die Haustür. Ich ging mit der Kerze in der Hand nach unten und öffnete die Tür. Vor mir standen drei verdächtig gekleidete Männer. Sie hielten mich bei der spärlichen Beleuchtung offensichtlich für meinen Vater, denn einer von ihnen sagte: ‚Wir müssen dringend Ihren Sohn sprechen!‘ Mir wurden die Knie weich, aber ich riss mich zusammen und fragte mit pastoralem Unterton: ‚Um welchen meiner beiden Söhne handelt es sich denn?‘ ‚Es geht um Ihren Sohn Karl-Heinz‘, antwortete der Mann im Regenmantel. Die beiden anderen tuschelten miteinander, trotzdem bemerkte ich, dass einer von ihnen einen russischen Akzent hatte. Mir schien es fast die Kehle zuzuschnüren, als ich betont langsam

sprechend antwortete: ‚Karl-Heinz schläft schon, aber ich werde ihn wecken. Es wird jedoch einen Moment dauern, er muss sich ja erst ankleiden.‘ So hoffte ich, einen kleinen, zeitlichen Vorsprung zu gewinnen. Ich ließ die Tür offen, um keinen Verdacht zu erregen und schlurfte leicht gebückt nach oben. Auf der Rückseite des Hauses sprang ich von einem Fenster aus in den Garten und kletterte über den Zaun auf das Nachbargrundstück. Von dort aus gelangte ich dann auf Schleichwegen von Zschernitzsch nach Altenburg. Erst jetzt wurde mir klar, wie knapp ich den Häschern entkommen war, wie eng das gewesen ist. Trotzdem war ich noch längst nicht in Sicherheit. Ich vermied es natürlich, zu meiner Freundin zu gehen, weil ich vermutete, man würde dort zuerst nach mir suchen. Also klingelte ich mitten in der Nacht einen guten Bekannten aus dem Schlaf. Der gewährte mir auch Unterkunft für die erste Nacht meiner Flucht. Aber vorsichtshalber habe ich in der Zeit von Mittwoch bis heute mehrfach meinen Aufenthaltsort gewechselt. Gestern mittag gelang es mir noch, in meinem Versteck Kontakt mit einem Mitglied unserer Gruppe aufzunehmen. Von ihm erfuhr ich, dass Konrad Funke am Dienstag und zwei weitere Mitglieder der Gruppe in den frühen Morgenstunden des Freitags verhaftet worden seien. Außerdem erzählte er mir, dass meine Freundin wenige Stunden nach dem Versuch meiner Verhaftung mitten in der Nacht aus dem Bett geholt worden sei, weil man mich bei ihr vermutete. Sie hat danach den Rest der Nacht im Polizeigewahrsam verbracht und wurde erst am Vormittag wieder freigelassen.“

Am Sonntagmorgen ging Georg zunächst zu Wolfgang und bat ihn mitzukommen. Six berichtete auch diesem über seine Flucht und die Verhaftungen in Altenburg. Er bat Wolfgang, ihn am Abend in Richtung Zeitz zu bringen, da er vorsichtshalber nicht in Meuselwitz, sondern an einer kleineren Station in den Zug einsteigen wolle. „Das ist überhaupt kein Problem“, erklärte Wolfgang, „ich werde dich zum Bahnhof nach Rehmsdorf bringen, der übernächsten Station nach Meuselwitz. Ich kenne mich da sehr gut aus, und wir können auf wenig benutzten Wegen dahin gelangen.“ Am Nachmittag fuhr Wolfgang aber erst noch nach Altenburg, um die Situation dort zu

erkunden. Karl-Heinz hatte ihm die Namen dreier Schulkameraden genannt, die nicht mit zur Gruppe gehörten, aber als absolut zuverlässig galten und niemanden verraten würden. Er solle einfach sagen, er käme von Six. Dann wisse jeder Bescheid, dass er wirklich in seinem Auftrag käme. Die Namen Frank Becker, Thomas Eichler und Rudi Geiger und die Adressen prägte sich Wolfgang gut ein. Trotzdem fühlte er sich nicht ganz wohl bei seinem Vorhaben. So war es ihm ganz recht, dass er auf dem Bahnhof in Meuselwitz Isolde Werner traf, eine Schulkameradin aus der 11a, die auch nach Altenburg fahren wollte. „Wenn wir in Altenburg zusammen durch die Bahnhofssperre gehen, ist das viel weniger auffällig“, dachte er, denn Six hatte ihm erzählt, der Bahnhof werde stark kontrolliert. Aber er konnte keine Überwachung in irgendeiner Form feststellen, als er zusammen mit Isolde den Bahnhof durch den Nebenausgang an der Seite des Bahnhofsgebäudes verließ, der normalerweise von den Fahrgästen aus Richtung Zeitz benutzt wurde. Ein Stück ging er noch mit Isolde zusammen, dann trennten sich ihre Wege. Bald darauf erreichte er das Einfamilienhaus, in dem die Familie Becker wohnte. Wolfgang fragte die Frau, die in dem kleinen Vorgarten gerade ihre Blumen versorgte, nach Frank Becker. „Mein Sohn ist nicht zu Hause“, antwortete sie, „was möchten Sie denn von ihm?“ Wolfgang überlegte einen Augenblick. Sollte er einfach zu Eichlers weitergehen, oder sollte er hier Farbe bekennen? Im Hause schien alles ruhig zu sein. Die Frau Becker machte einen vertrauenswürdigen Eindruck, und da Privatpersonen kaum im Besitz von Telefonen waren, konnte man annehmen, dass sie – falls sie das gewollt hätte – die Polizei nicht so schnell benachrichtigen könnte. Also sagte er einfach, wie mit Karl-Heinz abgesprochen: „Ich komme von Six, der von ihrem Sohn etwas über die Situation hier in Altenburg erfahren möchte.“ „Frank besucht gerade die Eltern von Thomas Eichler, der jetzt auch verhaftet worden ist“, antwortete Frau Becker. „Es hat hier in Altenburg eine ganze Reihe von Verhaftungen gegeben, aber Genaueres weiß ich auch nicht. Wo kommen Sie denn her? Wo befindet sich Six?“ „Das möchte ich Ihnen nicht sagen. Ich hoffe, Sie verstehen das“, erwiderte Wolfgang, bedankte sich bei ihr und entfernte sich. „Da habe ich zum Glück instinktiv das Richtige

getan, dass ich doch mit Frau Becker gesprochen habe und nicht zu Eichlers weitergegangen bin“, dachte Wolfgang, „dort wäre ich wahrscheinlich direkt in eine Falle gelaufen.“ Er beschloss, auch Rudi Geiger nicht mehr aufzusuchen, weil ihm das zu gefährlich erschien. Möglicherweise war ja auch der inzwischen verhaftet worden, und das Haus stand unter Beobachtung. So kehrte er gegen Abend ohne konkrete neue Erkenntnisse nach Meuselwitz zurück. Auch Dieter war in der Zwischenzeit von Georg eingeweiht worden und brachte das Fahrrad nach Oberzetzscha zu den Verwandten von Karl-Heinz zurück. Dort hatte sich Six am letzten Tag vor seiner Fahrt nach Meuselwitz aufgehalten.

Wie geplant brachen Karl-Heinz und Wolfgang bei beginnender Dämmerung auf. Sie verließen das Haus kurz nacheinander, wählten zunächst verschiedene Wege und trafen sich nach mehreren hundert Metern in der Nähe des Mühlteichs. Von dort aus gingen sie durch die Schnauderwiesen zum westlichen Rande Zipsendorfs. Unmittelbar neben dem Bahnübergang der Linie Altenburg-Zeitz folgten sie einem kleinen Fußweg, eher eine Art Trampelpfad, der meist entlang der Bahnlinie bis zum Bahnhof Rehmsdorf führte. Tatsächlich waren die beiden auf dem ganzen Weg nicht einer einzigen Person begegnet. Sie sprachen kaum ein Wort. Six wusste, jetzt würde er bald wieder ganz allein auf sich gestellt sein. Am Bahnhof Rehmsdorf angekommen, erinnerte Wolfgang ihn daran, dass er über Dieters Onkel in West-Berlin seine Ankunft dort mitteilen sollte. Im Bahnhofsgebäude löste Wolfgang für Six noch die Fahrkarte nach Zeitz. Dann warteten beide auf dem menschenleeren Bahnsteig, bis der Zug einfuhr. Wolfgang's Abschiedsworte „Also dann, Hals- und Beinbruch!“ erwiderte Six mit: „Danke an euch alle! Und haltet die Ohren steif!“ Noch ein fester Händedruck. Die beiden schauten sich einen Moment lang in die Augen und verstanden sich auch ohne weitere Worte. Six stieg in ein leeres Abteil. Als der Zug sich in Bewegung setzte, machte sich Wolfgang auf den Rückweg. Er fühlte sich ziemlich ausgelaugt. Erst jetzt wurde ihm so richtig bewusst, wie schwer der Schock war, den die Nachricht über das Auffliegen der Altenburger Gruppe, die Verhaftung Konrad Funkes und anderer, bei ihm ausgelöst hatte. Hof-

fentlich kam wenigstens Six durch. Waren nicht überhaupt die ersten drei Monate dieses Jahres ziemlich unerfreulich verlaufen? Erst hatte die Affäre um Brandi die ganze Klasse in Aufregung versetzt. Und jetzt diese Geschichte! Wäre sie mit der Flucht von Six für ihn wirklich zu Ende? Wie würde es weitergehen bis zum Abitur und danach? Eigentlich könnte es nur besser werden. Da war es schon eine große Erleichterung, als Dieter etwa zehn Tage später erzählte: „Ich habe eine gute Nachricht erhalten. Mein Onkel aus West-Berlin hat mir eine Karte geschrieben und Grüße von meinem Freund übermittelt.“ Danach sickerte die Nachricht durch, dass außer Six auch noch einigen anderen Schülern aus der Altenburger Gruppe die Flucht nach West-Berlin gelungen war.

Am 8. Mai, einem Montag, traf Wolfgang wieder einmal erst unmittelbar vor Unterrichtsbeginn im Klassenzimmer ein. Gleich danach bemerkte er, dass im rechten der beiden Bankblöcke die ersten zwei Bänke, die Plätze von Georg, Dieter, Werner und Gunter, leer geblieben waren. Es erschien ihm sehr ungewöhnlich, dass alle vier gleichzeitig fehlten. Was war geschehen? Als auch bis zur ersten Pause keiner von ihnen gekommen war, sprach er, sichtlich beunruhigt, Helmut Lange auf das Fehlen der vier an. Aber auch der hatte keine Erklärung dafür. Da Dieter in der Nähe der Schule wohnte, beschlossen Wolfgang und Helmut, in der großen Pause zu ihm zu gehen. Als sie dort an der Haustür läuteten, schaute die Hausbesitzerin aus dem Fenster ihrer Parterrewohnung und erzählte ihnen, Frau Gerth sei zu Besuch bei ihrer Tochter in Köln und Dieter sei heute Morgen gegen fünf Uhr von der Polizei abgeholt worden. Wolfgang und Helmut sahen sich erschrocken an. Die vier waren also verhaftet worden. Bei Wolfgang saß der Schock noch tiefer. „Soll ich sofort nach Hause gehen, ein paar Sachen zusammenpacken und abhauen?“, schoss es ihm durch den Sinn. „Aber was hätten Werner und Gunter mit der Altenburger Gruppe zu tun gehabt?“ Er glaubte sicher zu sein, dass Konrad den etwas oberflächlichen, leichtlebigen Werner nie ins Vertrauen gezogen hätte. Er konnte aber auch nicht offen mit Helmut sprechen, denn er wusste, dass dessen älterer Bruder ein überzeugter Anhänger der kommunistischen Idee

war. Also versuchte er, Helmut vorsichtig auszufragen: „Kannst du dir das erklären? Heute ist der 8. Mai. Haben die vier vielleicht gestern abend irgendwelche Plakate abgerissen oder beschmiert, die im Zusammenhang mit der Kapitulation vor fünf Jahren standen? Oder haben sie irgendwelchen anderen Blödsinn gemacht?“ „Ich weiß natürlich auch nichts Genaues, aber meine Vermutungen gehen in eine andere Richtung“, bekannte Helmut, „es sind jedoch reine Spekulationen. Irgendwie habe ich mitbekommen, dass Werner – wahrscheinlich ohne Wissen seiner Eltern – unter Mithilfe von Gunter Getreide in größeren Mengen verschiebt. Vermutlich ist da gestern Abend etwas gelaufen, und Dieter und Georg waren zufällig dabei.“ Das klang plausibel und beruhigte Wolfgang etwas.

Am Nachmittag tauchte dann überraschenderweise der inzwischen wieder freigelassene Georg bei Wolfgang auf und erzählte ihm – endgültig Entwarnung signalisierend – Folgendes: „Dieter und ich waren gestern abend noch bei Werner. Der verhielt sich anfangs etwas merkwürdig und unsicher. Dann erklärte er plötzlich: ‚Ich werde euch jetzt einfach mit einspannen. Gunter und ich werden nach Einbruch der Dämmerung Getreide zu einem meiner Abnehmer bringen. Meine Eltern dürfen davon nichts wissen. Während wir beide das Getreide im Silo abfüllen, werdet ihr Schmiere stehen. Es ist unwahrscheinlich, dass mein Vater um diese Zeit noch zum Silo kommt, aber bei meinem älteren Bruder bin ich mir nicht sicher. Also, ihr postiert euch auf dem Weg zwischen Haus und Silo im Gebüsch, und beim geringsten verdächtigen Geräusch warnt ihr uns.‘ Es kam tatsächlich niemand. Nachdem die beiden das Getreide in Säcke gefüllt hatten, erschien Gunter, um Dieter und mich zum Silo zu holen. Dort luden wir zwei Säcke auf einen Handwagen und verließen zu viert mit dem Handwagen das Gentsche Grundstück durch das Tor zur Weinbergstraße. Die heiße Fracht brachten wir zu einem mir unbekanntem Abnehmer in der nahen Bünaustraße. Werner erzählte uns unterwegs, dass ein Zentner Getreide ihm hundert Mark bringe, damit liege er noch deutlich unter dem Schwarzmarktpreis. Aber sein Vater gebe ihm überhaupt kein Taschengeld, und man brauche doch immer etwas Geld. Es war noch nicht völlig dunkel, als wir merkten, dass einer der beiden Säcke nicht

dicht war. Eine deutliche Getreidespur markierte den von uns zurückgelegten Weg. Wir lieferten die Ladung ab. Danach versorgte uns Werner mit Besen, Schaufeln und Eimern, und wir begannen zu viert, das verlorene Getreide auf dem gesamten Weg zusammenzukehren. Es gelang uns wohl, die Spur einigermaßen zu beseitigen, aber wir sind offensichtlich bei unserer Arbeit von Anwohnern beobachtet worden. Diese haben auf jeden Fall Werner erkannt, vielleicht auch den einen oder anderen von uns drei Komplizen. Heute morgen stand in aller Frühe die Polizei bei mir vor der Tür und verhaftete mich. Ich erschrak zunächst doch ziemlich, begriff dann jedoch sehr schnell, dass es nur um die Getreideaffäre gehen konnte. Nach mehreren Verhören wurden Dieter und ich vor etwa einer Stunde freigelassen. Werner und Gunter hatten in Übereinstimmung mit unseren Angaben ausgesagt, dass wir nur ganz zufällig in diese Geschichte hineingeraten seien. Den beiden droht nun ein Verfahren wegen Verstoßes gegen das Bewirtschaftungsgesetz. Ob Dieter und ich wegen Mithilfe belangt werden, ist noch offen. Du kannst froh sein, dass du gestern Abend nicht zu Werner gekommen bist“, schloss Georg seinen Bericht. „Da habe ich ja großes Glück gehabt, denn eigentlich wollte ich auch zu Werner gehen, dann aber war ich nach dem intensiven Lernen der letzten Zeit zu müde und verspürte einfach keine Lust mehr. Es tut mir sehr leid, dass Ihr, du und Dieter, so unglücklich in diese Geschichte hineingeschlittert seid. Ich hoffe und wünsche, dass sich daraus keine weiteren Folgen für euch ergeben. Für Werner und Gunter kann das allerdings schlimm ausgehen“, bemerkte Wolfgang.

Werner und Gunter waren fast den ganzen Vormittag des 8. Mai von verschiedenen Beamten vernommen worden. Immer wieder warf man ihnen vor, sie hätten sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, indem sie eines der wichtigsten Grundnahrungsmittel der gerechten Verteilung an die Werktätigen entzogen und an Schieber und Spekulanten verkauft hätten. Das sei Sabotage an den Maßnahmen des Staates zur Sicherung der Ernährung der Bevölkerung. Einer der Beamten bezeichnete Werner sogar als Volksschädling. Dieser Begriff war schon in der Nazizeit für alle möglichen Vergehen verwendet worden. Glücklicherweise hatten Wer-

ner und Gunter – obwohl sie sich vorher nicht abgesprochen hatten – die Menge des bisher verschobenen Getreides übereinstimmend mit insgesamt acht bis zehn Zentnern angegeben. In Wirklichkeit war es jedoch etwa zehnmal so viel gewesen.

Am Dienstagnachmittag führten zwei Beamte Werner und Gunter mit Handschellen gefesselt zum Bahnhof und überstellten sie ins Gefängnis nach Altenburg. Auf dem Weg durch die Stadt wurden die beiden wie Schwerverbrecher behandelten Schüler von vielen Sensationslüsternen neugierig begafft. Am meisten störte es Werner, dass er auf diesem Weg seiner Freundin Margot und später auch noch einer seiner Verflorenen begegnete. Nach drei Tagen Knast wurden die beiden Häftlinge jedoch wieder entlassen. In der Zwischenzeit hatte nämlich eine Überprüfung der Getreidevorräte der Firma Gentzsch stattgefunden. Dabei hatte sich ergeben, dass von der Menge des bewirtschafteten Getreides nichts fehlte. Wolfgang und sein Helfer hatten das Getreide offenbar von den so genannten „Freien Spitzen“ entnommen. Das war Getreide, über welches die Bauern nach Erfüllung ihres Ablieferungssolls frei verfügen und das sie zu leicht erhöhten Preisen an die Händler verkaufen konnten. Da Wolfgang's Vater aber gegen seinen Sohn und dessen Helfer keine Anzeige wegen Diebstahls erstattete, kam es zu keinem Strafverfahren gegen die beiden. Dennoch durften die Übeltäter ihr Abitur erst ein Jahr später ablegen und mussten so lange noch die Schulbank drücken. Die gleiche Strafe sollte auch Georg und Dieter treffen. Die Direktorin erhielt am Mittwoch, dem 10. Mai, einen entsprechenden Bescheid. Sie fuhr sofort am nächsten Tag nach Weimar und erwirkte im Kultusministerium eine Amnestie für die beiden Mittäter. So durften diese dann doch am Freitag an der zweiten schriftlichen Abiturprüfung, der Englischklausur, wie auch an den drei folgenden Klausuren am Sonnabend, Montag und Dienstag teilnehmen. Die verpasste Deutscharbeit konnten sie am Sonntagmorgen in der Privatwohnung von Fräulein Foerster nachholen.

Die Geschichte hatte aber noch eine Konsequenz für alle Abiturienten des Jahrgangs. Bei den Verhören hatte sich nämlich heraus-

gestellt, dass auch der Mathematiklehrer Penndorf und der Sportlehrer Martens zu den Abnehmern von Werners „schwarzem Getreide“ gehörten. Gegen sie und zwei weitere Personen wurde deshalb ein Strafverfahren eingeleitet. Das hatte für die beiden Lehrer die sofortige Suspendierung vom Dienst zur Folge. So kam es, dass die beiden Klausuren der 12b in Mathematik und Chemie sowie die Mathematik-Klausur der 12a schon unter Aufsicht des Penndorf-Nachfolgers Dreher geschrieben wurden.

Nach den Klausuren ließ die nächste Katastrophe nicht lange auf sich warten. Am Montag, dem 29. Mai, teilte die Direktorin den Schülern der beiden 12. Klassen mit, dass Herr Brandt der Schule nun doch nicht mehr zur Verfügung stehe. Er habe Altenburg verlassen und sei nach West-Berlin gegangen. Näheres wisse sie nicht. Die Fächer Englisch und Geographie würden bis zur mündlichen Prüfung von Mitgliedern des Kollegiums betreut. Die Englisch-Klausuren habe Herr Brandt schon korrigiert gehabt. Die mündliche Prüfung im Fach Geschichte/Gegenwartskunde werde wahrscheinlich von einem externen Prüfer übernommen. Nach einem sich hartnäckig haltenden Gerücht war am vorhergehenden Freitag ein Unbekannter bei Günter Brandt erschienen und hatte ihn gewarnt, er müsse sofort fliehen, sonst drohe ihm die Verhaftung durch die Sowjets. Daraufhin habe er sich sofort nach West-Berlin abgesetzt. Am nächsten Tag sei dann seine Frau an seiner Stelle von den Russen verhaftet worden. Angeblich sollte ihr aber die Flucht aus dem Gefängnis gelungen sein, und sie sei ebenfalls nach West-Berlin entkommen. Einige Zeit später sickerte eine etwas wahrscheinlichere Version der Fluchtgeschichte durch, die ihren Ursprung im Bekanntenkreis von Sigrid Haas hatte. Demnach kam der unbekannte Warner im Auftrag von Frau Brandt, die ihren Mann auf diese Weise von Altenburg weglocken wollte. Sie hatte nämlich in Erfahrung gebracht, dass die Affäre zwischen ihrem Mann und Sigrid Haas noch fort dauerte. Mit dieser List bereitete sie dem Verhältnis ein schnelles und endgültiges Aus. Eindeutig gesichert ist nur, dass Fräulein Foerster Wochen später von Günter Brandt eine Nachricht erhielt, in der er mitteilte, er befinde sich zusammen mit seiner Frau auf der Überfahrt nach Südafrika.

Ein Ereignis der besonderen Art mussten die Abiturienten vor der mündlichen Prüfung noch hinter sich bringen: Das Pfingsttreffen der FDJ in Berlin (18) am Sonntag, dem 4. Juni. Inzwischen waren alle Schüler der beiden Abiturklassen Mitglieder der FDJ geworden, und man hatte ihnen bedeutet, dass eine Teilnahme an dem Treffen unbedingt erwartet würde. Gewissermaßen als Einstimmung auf dieses Ereignis erschien der neue Direktor der Altenburger Oberschule Peter Sommer am 1. Juni vor den Schülern. Sommer war offensichtlich ein absolut linientreuer Genosse, der die Position des im Zusammenhang mit den Verhaftungen in Altenburg im Frühjahr 1950 nach West-Berlin geflüchteten Dr. Münch eingenommen hatte. Er war inzwischen auch vom Kreisschulrat zum Prüfungsausschußvorsitzenden und zugleich zum Prüfer für das Fach Geschichte/Gegenwartskunde an der Meuselwitzer Oberschule bestellt worden. Sommer verlangte, dass die Schüler aus Anlass des bevorstehenden Pfingsttreffens schon Tage zuvor – also schon bei seiner Vorstellung in Meuselwitz – im FDJ-Blauhemd erscheinen sollten. Sein Äußeres, die scharfen, kantigen Gesichtszüge und die tief liegenden Augen, zwischen dem dunklen Rahmen der Brille wie Raubtieraugen funkelnd, riefen bei Wolfgang ein Gefühl des Misstrauens und der Antipathie hervor.

In einer kurzen Einleitung wies Sommer die Schüler zunächst auf ihre große Verantwortung beim Aufbau der DDR hin, die nach dem Abitur in verstärktem Maße auf sie zukommen würde. Jedes Wort einzeln betonend fuhr er fort: „Ein Grundpfeiler für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft ist unsere Freundschaft mit der großen Sowjetunion. Und dieser Freundschaft müssen wir uns würdig erweisen. Die Sowjetunion reicht uns jetzt die Hand, obwohl wir sie überfallen, das Land verwüstet und Millionen von Sowjetbürgern getötet haben. Wir stehen dafür tief in ihrer Schuld.“ Und plötzlich erhielt seine Stimme einen schrillen, metallischen Klang. „Man muss daher auch verstehen, wenn es in den letzten Kriegsmontaten zu Übergriffen der Sowjetsoldaten gegenüber der deutschen Bevölkerung gekommen ist. Jawohl, es hat Raub, Brandschatzung, Vergewaltigung und manchmal auch Mord gegeben. Mir selbst

haben sie die Goldzähne aus dem Mund geschlagen“, erklärte er, den Mund weit aufreißend und auf seine offenbar restaurierten Goldzähne deutend. „Aber man muss sich in die Lage dieser Menschen versetzen, über die wir so viel Leid und Elend gebracht haben.“ Eisiges Schweigen herrschte in der Klasse. Es stand eine unsichtbare Wand zwischen den blau-uniformierten, sich wie Angeklagte fühlenden Schülern und dem scheinbar gefühllosen Agitator. Eine ohnmächtige Wut auf diesen Menschen hatte Wolfgang gepackt, und er musste alle Kräfte aufbieten, um sich das nicht anmerken zu lassen. Jeder Satz hatte sich in sein Gedächtnis eingegraben und beschäftigte ihn noch lange danach, ohne dass sich etwas an seiner Einstellung änderte. Sommer hatte ja zweifellos recht, was die Verbrechen von Deutschen betraf. Tiefe Scham hatte auch Wolfgang erfasst, als er nach dem Krieg von den Verbrechen erfahren hatte, die im Namen des deutschen Volkes begangen worden waren, von den zahllosen Morden an Unschuldigen, der Verfolgung und Vernichtung von Juden und Angehörigen von Völkern, die von den Nazis als minderwertig eingestuft worden waren. Das musste für alle Deutschen eine unauslöschliche Mahnung sein. Aber etwas hatte er gelernt, als er sich unter dem Eindruck dieser schrecklichen Erkenntnisse mit den Ideen des Humanismus auseinandersetzte: „Niemand darf wegen seiner Zugehörigkeit zu einem Volke, einer Rasse oder wegen seiner Religion oder Weltanschauung verfolgt und bestraft werden. Es darf auch niemand für ein Vergehen oder Verbrechen bestraft werden, das er nicht begangen hat. Und das hat uneingeschränkt zu gelten.“ Diese Überzeugung hatte ihn geprägt. Andererseits mussten aber auch die von den Angehörigen der Siegermächte begangenen Verbrechen an unschuldigen Deutschen als solche bezeichnet werden. Wenn Sommer das nicht tat, sondern solche Verbrechen zu rechtfertigen versuchte, dann entlarvte er sich als Handlanger eines Unrechtssystems. Auf diese Weise würde es nicht möglich sein, die Kette des Hasses zu durchbrechen.

Am Sonnabend, dem 3. Juni, wurden die Meuselwitzer FDJler zum Pfingsttreffen nach Ost-Berlin gekarrt. Der Transport erfolgte mit Lastkraftwagen, deren Ladeflächen mit Bänken bestückt und not-

dürftig mit Planen überspannt waren. Es herrschte eine gespannte Atmosphäre. Als die Lastwagen sich Berlin von Süden näherten, fiel den Jugendlichen an mehreren Stellen der Stadtgrenze die starke Bewachung durch Truppen der westlichen Schutzmächte auf. Die Fahrzeuge nahmen eine Route, die südlich der Stadt noch auf DDR-Gebiet nach Osten verlief und später direkt in den Ostsektor führte. Die oberste Führung der FDJ unter Leitung von Erich Honecker (19) hatte die Losung ausgegeben: „Die Freie Deutsche Jugend stürmt Berlin!“ So war ursprünglich ein Marsch der Blauhemden durch ganz Berlin geplant, also auch durch die Westsektoren der Stadt. Die Westmächte hatten daraufhin erklärt, sie würden das Eindringen von Marschkolonnen der FDJ in die von ihnen besetzten Sektoren als unrechtmäßigen Akt betrachten und mit Gewalt verhindern. Teilnehmer des Treffens seien aber als Privatpersonen im Westen der Stadt willkommen. Die Führung der FDJ hatte es dann doch nicht auf eine Kraftprobe ankommen lassen. So marschierten die Meuselwitzer Oberschüler am Pfingstsonntag, eingereiht in eine riesige Marschkolonne, stundenlang durch Ost-Berlin, um dann als Höhepunkt der Veranstaltung an der Tribüne mit dem FDJ-Vorsitzenden Honecker und anderen FDJ-Oberen vorbeizuziehen.

Als der Umzug beendet war, setzten Wolfgang und Georg sich von den anderen ab. In der Nähe der Sektorengrenze suchten sie eine öffentliche Toilette auf, zogen zuerst das Blauhemd und dann das vorsorglich darunter getragene Zivilhemd aus und vertauschten die Reihenfolge der Hemden. In lupenreinem Zivil traten sie wieder aus der Toilette heraus. „Zu Zeiten des Jungvolks wäre das schwieriger gewesen, da hätte man noch das Fahrtenmesser und den anderen Klimbim irgendwo verschwinden lassen müssen“, meinte Wolfgang, als sich die beiden in ihren Zivilklamotten gegenseitig betrachteten. Jetzt konnten sie problemlos die Sektorengrenze passieren und sich im Westen der Stadt etwas umschaun. Nach einiger Zeit sprach sie ein Mann, um die vierzig Jahre alt, an: „Ihr kommt doch bestimmt von drüben. Ich lade euch zu einem Bier ein.“ In einer nahegelegenen Gaststätte kehrten sie ein, tranken zusammen Berliner Weiße. Der Fremde bot ihnen Westzigaretten an. Sie un-

terhielten sich über Alltagsprobleme auf beiden Seiten der Grenze, ohne dass dabei ein tiefgründiges Gespräch zustande kam. Aber Wolfgang und Georg fanden es bemerkenswert, dass einfache Menschen auf diese Weise ihre Verbundenheit mit den Jugendlichen aus der DDR zum Ausdruck bringen wollten. Bald nach der Verabschiedung von ihrem Gönner kehrten die beiden wieder in den Ostsektor zurück, vollzogen in derselben Toilette ein weiteres Mal ihre spektakuläre Umkleideaktion und suchten ihr Quartier, einen mit Strohsäcken ausgerüsteten Dachboden, für eine weitere Übernachtung auf. Mit der Rückkehr nach Meuselwitz am darauffolgenden Tage begann für die Abiturienten die heiße Phase der Vorbereitung auf die mündliche Prüfung am 23. Juni.

An der Altenburger Oberschule fanden die mündlichen Abiturprüfungen etwas früher als in Meuselwitz statt, nämlich vom 16. bis zum 21. Juni. Einige Tage zuvor war dort Merkwürdiges geschehen. Direktor Sommer besaß offenbar eine Liste mit Namen von Schülern, die während des Pfingsttreffens illegal West-Berlin aufgesucht hatten. Sie wurden unter strenger Geheimhaltung von Sommer und einer unbekanntenen Person, wahrscheinlich einem Stasi-Mann, verhört. Es ging dabei um die Frage, wer von ihnen den Trip in den Westen dazu benutzt hatte, Kameraden zu besuchen, denen im März noch die Flucht aus Altenburg gelungen war. Es ließ sich nicht verheimlichen, dass es wohl einen Zusammenhang zwischen den Ereignissen um die Altenburger Widerstandsgruppe und dem Ergebnis des Altenburger Abiturs gab. Ein ungewöhnlich hoher Anteil der Schüler fiel durch das Abitur. Als einer der Väter den Direktor nach dem Grund für das Scheitern seines Sohnes trotz guter Vornoten fragte, erklärte Sommer unumwunden, der Prüfling sei mit einem der Geflüchteten eng befreundet gewesen. Er könne aber garantieren, dass der Sohn das Abitur im nächsten Jahr bestehen werde.

Wie auch immer Fräulein Foerster über die Situation in Altenburg informiert worden war, die Meuselwitzer Direktorin konnte in letzter Minute verhindern, dass Sommer in Meuselwitz Prüfungsausschussvorsitzender wurde. An seiner Stelle ernannte das Ministerium einen

Mathematiker aus Gera. Dagegen konnte Fräulein Foerster Sommers Einsetzung als Prüfer für das Fach Geschichte/Gegenwartskunde durch den Kreisschulrat nicht mehr rückgängig machen. Am Morgen des 23. Juni begannen die mündlichen Prüfungen. Das Ergebnis war entsprechend. Die Vier war bei weitem die häufigste Note in diesem Fach, die Vornoten hatte Sommer bei der Beurteilung grundsätzlich nicht berücksichtigt. Als dann gegen 19 Uhr die Beratungen über die Gesamtergebnisse der Prüfungen begannen, trat der Abhördienst der Schüler in Aktion. Die Schüler konnten die Gespräche der Lehrkräfte durch alte Luftschächte von einem benachbarten Raum aus verfolgen. In zwei Grenzfällen plädierte Sommer dafür, den beiden Kandidaten das Reifezeugnis zu verweigern. Doch der Biologielehrer Ulrich und der Penny-Nachfolger Dreher brachen eine dicke Lanze für die Wackelkandidaten. Mit Nachdruck wiesen sie auf deren Abstammung aus der Arbeiterklasse und ein besonders starkes gesellschaftliches Engagement hin, u.a. auch auf die Einsätze in der Maxhütte und bei der Borkenkäferbekämpfung. Solche schlagkräftigen, wenn auch nicht in allen Punkten zutreffenden Argumente, konnte Sommer nicht ignorieren, und er steckte schließlich auf. Nur für zwei Schülerinnen aus der 12a gab es keine Rettungsmöglichkeiten. Ihnen war die Mathematik zum Verhängnis geworden. Das hatte sich aber schon vorher abgezeichnet.

Trotz all der widrigen Umstände im Vorfeld war das Thema Abitur nun doch zu einem zufriedenstellenden Abschluss gekommen. Jetzt konnte endlich gefeiert werden. Und damit begannen die Schüler sofort am nächsten Tag. Zusammen mit einigen Lehrern brachen sie am Spätnachmittag zu einer ersten inoffiziellen Feier nach Oelsen auf, einem kleinen Dorf in Sachsen-Anhalt, etwa vier bis fünf Kilometer von Meuselwitz entfernt. Ziel war der dortige Rosengarten, ein sehr beliebtes Ausflugs- und Tanzlokal. Im „Memorial 1950“, dem „Fehl-anzeiger“ der Abiturienten, war der „Bericht des Polizeipräsidenten von Oelsen“ vom 24.6.1950 veröffentlicht worden. Der Bericht schildert die Ereignisse des Tages „wahrheitsgetreu“ und meldet Folgendes (20): „Am heutigen Tage rückte in Oelsen um 19 Uhr eine grölende Meute von jungen Leuten beiderlei Geschlechts ein, die sich in

Zweierreihen formiert hatte. An der Spitze dieser Truppe befanden sich zwei der fähigsten Köpfe unserer Republik. Es handelte sich, wie unser hiesiger Nachwächter feststellte, um den Kreisreferenten für Biologie aus unserem Nachbarkreis Altenburg, der außerdem zu den führenden Psychologen des Landes zählt, sowie um einen anerkannten Dozenten für Mathematik und angewandte Physik von der Landesuniversität Meuselwitz. Nachdem das Vergnügungslokal von den oben Genannten im Sturm genommen worden war, erschien der bekannte Interpret der Einstein'schen Relativitätstheorie, K. Penny. Sofort wurde die Theke hermetisch abgeriegelt und der soeben Genannte machte es sich zur Ehre, allen Abiturienten die heißwillkommene Gelegenheit zu geben, von dem begehrten Feuerwasser zu schlürfen. Da alle anderen sich auch nicht lumpen ließen, erreichte das Gelage bald seinen Höhepunkt. Besonders hervorzuheben ist, dass selbst die um ihren guten Ruf besorgten Damen sich mit Alkohol volllaufen ließen. Die Folgen dieser Kulthandlung machten sich bald bemerkbar. Die vollgelaufene Masse näherte sich schwankend mit großem Gegröle der Rutschbahn, wo sich besonders der Dozent für angewandte Physik durch Berechnung der Tangentialgeschwindigkeit der schiefen Ebene hervortat. Ein aufsehenerregender Vorfall ereignete sich an der vor dem Rosengarten gelegenen Haltestelle der Kleinbahn Wuitz/Mummsdorf – Gera, einer der wichtigsten Verkehrsverbindungen Zentraleuropas. Dort gelang es einigen technisch begabten Personen dieser Gruppe, den letzten Wagen des gerade eingefahrenen Zuges abzukoppeln. Trotz modernster technischer Ausrüstung des Zugs wurde das Fehlen des letzten Wagens erst beim nächsten Halt bemerkt. Nach einigen tragischen Ehekonflikten fanden sich dann in den vorzüglichen Lauben unseres Rosengartens die Pärchen, die nach dem allgemeinen Zapfenstreich von unseren Polizeikräften bis zur thüringischen Landesgrenze geleitet wurden. Von dort sind bis zur Stunde noch keine Beschwerden über die Umtriebe dieser gemeingefährlichen Horde eingelaufen. Der Polizeipräsident von Oelsen Gez. Mungionowitsch.“

Am nächsten Morgen hörte Wolfgang im Radio die Meldung, dass Truppen aus dem kommunistischen Nordkorea in Südkorea ein-

gefallen waren. Er beachtete diese Nachricht zunächst nicht besonders. Erst als kurz darauf amerikanische Truppen auf Beschluss der UN eingriffen und sich den Aggressoren entgegenstellten, begann er zu ahnen, dass damit eine weitere Zuspitzung des Ost-West-Konflikts begonnen hatte. Aber für ihn hatten zu diesem Zeitpunkt andere Dinge Vorrang. Am 28. Juni fand an vertrauter Stelle, im Gasthof von Bünauroda, der offizielle Abiturientenball statt. Dazu waren natürlich Fräulein Foerster und das gesamte Lehrerkollegium eingeladen, auch Penny, der Pechvogel.

Es wurde ein sehr schöner Abend. Der Frust der vergangenen Monate war wie weggeblasen, und alle wirkten gelöst und ausgelassen. Der Konsum an Bier und Schnaps, den einzigen zur Verfügung stehenden alkoholischen Getränken, hielt sich im Unterschied zum vorhergehenden Sonnabend in Grenzen. So herrschte eine fröhliche Heiterkeit. Die Stimmung war nicht so enthemmt wie im Rosengarten zu Oelsen. Dort hatte sich die erst kurz zuvor erfolgte Befreiung von dem übergroßen Druck wie ein Dammbbruch ausgewirkt. Wolfgang war zusammen mit Renate Schneider zum Ball erschienen, einem rassigen Mädchen mit tiefschwarzem Haar und dunkelbraunen Augen. Er hatte sie erst kurz zuvor auf der Fahrt zum Pfingsttreffen kennengelernt, als die Lastwagenkolonne an einer Gaststätte einen längeren Stopp einlegte. Er nutzte die Gelegenheit sofort, um sie zum Abiturientenball einzuladen. Unbeschwert und frei von aller Last hatte er sich in dieses exotisch erscheinende Mädchen verliebt. Sie erwiderte anscheinend seine Gefühle. Er tanzte eng umschlungen mit ihr, atmete den Duft ihrer Haare und spürte ihren festen Busen. In sein Glücksgefühl mischten sich die Erinnerungen an Jutta, das Erleben seiner ersten Liebe, das vor mehr als zwei Jahren von hier aus seinen Anfang nahm.

In der Tanzpause stellten sich die Paare, mit einer sichtlich erleichterten Anna in ihrer Mitte, dem Fotografen zum Gruppenbild. Anschließend schwärmten sie im Garten des Lokals aus. An einem verschwiegenem Plätzchen tauschten Wolfgang und Renate heiße Küsse. Während der zweiten Hälfte des Abends wurden dann zwi-

schen den einzelnen Tänzen Teile der Abizeitung „Memorial 50“ vorgetragen. Wie schon zum Faschingsball beendete die sittenstrenge Direktorin um ein Uhr das Tanzvergnügen mit einem gebieterischen: „Jetzt ist Schluss, Herrschaften!“

Wolfgang und Renate setzten sich auf dem Nachhauseweg schnell von den anderen Paaren ab. Überhaupt gab es diesmal kaum größere Gruppenbildungen, wie das sonst nach Klassenfeten häufig der Fall gewesen war. Die laue Sommernacht lockte die Liebespaare in das neben der Landstraße gelegene Wäldchen, die „Kippe“ genannt. Hier hatte sich vor Jahrzehnten ein Tagebau befunden, der später zugeschüttet und von weisen Menschen aufgeforstet worden war. In diesem Wäldchen, das längst seine Unschuld verloren hatte, küssten sich Wolfgang und Renate leidenschaftlich, ehe sie auf den weichen Waldboden niedersanken. Der Geruch der Erde, der Gräser und Pflanzen vermischte sich mit dem Duft der samtweichen Haare des jungen Mädchens zu einer einzigartigen Komposition. Hier waren sie ganz Teil der Natur, eingebettet in ihren ewigen Kreislauf. Er küsste ihre prallen Brüste, ihr weicher Körper betörte seine Sinne, und sie zog ihn so fest an sich, als wolle sie das Glück des Augenblicks für immer festhalten. Es waren für beide Minuten voller Leidenschaft und Glück, die ihnen wie Stunden erschienen. Und sie genossen diese wundervolle Sommernacht. Erst mit der beginnenden Morgendämmerung machten sie sich dann eng umschlungen auf den Heimweg.

Aber das Feiern nahm noch kein Ende. Am darauffolgenden Sonnabend hatte Peter Bergner den harten Kern der beiden Klassen mit Partnern zu sich nach Hause eingeladen. Während seiner Ehrenrunde im letzten Jahr war er so fest in der Klasse verwurzelt worden, als habe er schon immer dazugehört. Zunächst ging es eher gut-bürgerlich zu. Nach einem – für die Zeit – opulenten Abendessen gab es noch Kaffee und hausgebackenen Kuchen, der das Prädikat ‚Ausgezeichnet‘ verdiente. Danach trank man Likör und Wein. Langsam aber stetig stieg die Stimmung und erreichte ihren Höhepunkt zu mitternächtlicher Stunde mit einem sehr geräuschvollen

Zug durch die Stadt, dessen Lärm etliche Leute aus dem Nachtschlaf riss. Mehrere Male wurden Gefäße mit Wasser oder anderen Flüssigkeiten aus den oberen Stockwerken der Häuser in Richtung der sangesfreudigen Demonstranten ausgeleert, doch diese ließen sich auch davon nicht beeindrucken. Vor dem Haus, in dem Penny wohnte, legte die Karawane ihren ersten Halt ein. Als Penny nach einiger Zeit an einem der Fenster der ersten Etage im Nachthemd erschien, hallte es ihm vielstimmig entgegen: „Penny, o Penny, du sollst nicht traurig sein!“ Letztes Ziel der Demonstration war das Haus, in dem die Anna wohnte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich glücklicherweise ein Fabrikgebäude, so dass den Ex-Schülern in ihrem Rücken keinerlei Gefahr drohte. Hier sang der Chor der Abiturienten sämtliche Strophen des Liedes von der Tante Anna, das mit dem Refrain schloss: „Tante Anna, Tante Anna, du bist die schönste Frau der Welt, Tante Anna, Tante Anna, du bist die Frau, die mir gefällt.“ Aber nichts rührte sich an einem der Fenster in der zweiten Etage. Auch eine noch lautstärkere Wiederholung einiger Strophen brachte keinen Erfolg. So zog man schließlich zum Ausgangspunkt zurück und ging auseinander. Am Tage der offiziellen Verabschiedung bedankte sich die Anna aber bei einigen der überraschten „Chorknaben“, die sie an der Stimme erkannt hatte. Sie habe das als Kompliment empfunden und sich über das Ständchen gefreut. Aber leider habe sie den Rollläden nicht hochziehen können.

Ganz offiziell wurde es am 6. Juli bei einer Feierstunde in der Schule. In einer kurzen, sehr herzlichen Ansprache wünschte die Direktorin den festlich gekleideten Abiturientinnen und Abiturienten alles Gute für ihren weiteren Lebensweg. Dann überreichte sie die Abiturzeugnisse. Daran schloss sich eine Rede des im Blauhemd erschienenen Leiters der FDJ-Oberschulgruppe Klaus Hoffmann aus der 11b an, der den ausscheidenden Mitschülern einige der üblichen, gesellschaftlich relevanten Parolen mit auf den Weg gab. Er betonte, dass er und die zurückbleibenden Schüler für die weitere Demokratisierung der Schule kämpfen wollten. Zum Schluss dankte Dieter Gerth im Namen der Abiturienten der Direktorin, der sehr

verehrten, lieben Frau Foerster, und allen Mitgliedern des Kollegiums nicht nur für ihr Bemühen um eine effektive Wissensvermittlung, sondern insbesondere auch für das sehr gute Klima an dieser Schule, das den Schülern den nötigen Freiraum für die Entwicklung ihrer Persönlichkeit gelassen habe. Für ihn und seine Klassenkameraden würden auf die Lehrjahre nun die Gesellenjahre folgen. Etwas pathetisch schloss er mit den Worten: „Ich bin überzeugt davon, dass jeder von uns auf seinem Lebensweg sein Bestes geben wird, damit der Weg für unser deutsches Volk in eine bessere Zukunft führt.“

In seinem Tagebuch notierte Wolfgang unter dem Datum des 6. Juli neben den Bemerkungen über die Abschlussfeier noch folgendes: „Das Volk“, die Thüringer Landeszeitung der SED, berichtete am 23. Juni, dem Tage unseres Abiturs, auf der Titelseite über den ‚Vorstoß der koreanischen Armee nach Süden‘. Zwei Seiten später heißt es dann u.a.: ‚Während im Norden eine demokratische Entwicklung sich vollzog, die Fabriken, das Verkehrswesen, die Banken dem Volk übergeben wurden, hielten die Amerikaner im Süden des Landes das Kolonialsystem aufrecht.‘“ Wolfgang's Eintragung endete mit dem Satz: „Hoffentlich erfahren wir nicht eines Tages aus dem Radio oder der Zeitung von einem Vorstoß ostdeutscher Verbände nach Westen, die das Land vom amerikanischen Kolonialismus befreien wollen.“

An einem trüben Septembertag des Jahres 1950 traf Wolfgang in der Stadt den etwas bullig wirkenden Siegfried Riedel, einen Schüler aus der früheren 11b, einer der jetzigen Abiturklassen. Sie hatten sich beim Einsatz in der Maxhütte näher kennengelernt, und Wolfgang schätzte Siegfried seitdem als einen sehr geradlinigen und aufrechten Kameraden. Siegfried bat Wolfgang, an einem kleinen Treffen bei ihm zu Hause teilzunehmen. Nachdem in Altenburg die Gruppe um Konrad Funke aufgefliegen sei, wolle man überlegen, ob man nicht die antikommunistische Tätigkeit in irgendeiner Form fortsetzen könne. Wolfgang war zuerst schockiert. Wusste Siegfried etwas über seine Verbindungen zur Gruppe von Funke oder suchte er

nur einen allgemeinen Anknüpfungspunkt für das Thema? Unvorsichtigerweise sagte Wolfgang sein Kommen spontan zu. Siegfried erzählte ihm dann, dass außer Rolf Köhler und Dieter Gerth auch Joachim Thiele, Klaus Hoffman und Lutz Bantzer aus der alten 11b an der Besprechung teilnehmen wollten. Als Wolfgang seine Bedenken wegen der Teilnahme von Klaus Hoffmann, dem Leiter der FDJ-Oberschulgruppe, äußerte, beschwichtigte Siegfried ihn. Er sei mit Klaus befreundet und kenne ihn und seine wirkliche politische Einstellung sehr genau. Sein Auftreten in der Öffentlichkeit sei nur Schau. Also ließ Wolfgang seine Bedenken fallen.

Wie verabredet, trafen sich die Rebellen bei Siegfried. Der Gastgeber kam schnell zum Thema und schlug vor, eine Widerstandsgruppe zu gründen, die durch Flugblattaktionen die Bevölkerung aufklären und aufrütteln sollte. Zur entscheidenden Frage, nämlich der Herstellung der Flugblätter, erklärte Rolf, man müsse sich diese einfach aus West-Berlin von Organisationen wie der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU), dem Ostbüro oder dem Untersuchungsausschuss freiheitlicher Juristen besorgen. Man könne aber noch ganz andere Dinge tun. „Ich bin in der Lage, einen Sprengstoff herzustellen, mit dem man ein Gebäude wie das Rathaus in die Luft sprengen kann.“ „Wie willst du denn das anstellen?“, fragte Joachim. „Das ist ganz einfach. Sprengstoff mit Zündschnur im Keller des Rathauses unterbringen, Zündschnur anbrennen und weglaufen, dann fliegt das Ding in die Luft“, erläuterte Rolf seinen phantastischen Plan. „Außerdem besitze ich auch eine Pistole“, verkündete er großspurig. „Was willst du bloß mit einer Pistole anfangen, und wieviel Schuss Munition hast du dazu?“, erkundigte sich Wolfgang. Auch hierauf blieb Rolf die Antwort nicht schuldig. „Auch dafür habe ich einen Plan. Wir lauern irgendwo im Kreis dem ‚Dackel‘ auf und nehmen ihm unter Bedrohung mit der Schusswaffe seine Pistole ab. Dafür brauchen wir gar keine Munition. Immerhin habe ich aber eine Patrone. Dann hätten wir schon zwei Pistolen. Und das Spiel lässt sich fortsetzen.“ „Du hast wohl heute Mittag zu viel Schnaps getrunken?“, fragte Wolfgang, „allen Ernstes, lieber Rolf, ich halte von deinen Vorschlägen nichts.“ Er wollte natürlich vor den

anderen nicht als Feigling erscheinen und fügte hinzu: „Waffengebrauch wäre nach meiner Ansicht nur im Falle eines Krieges gerechtfertigt. Dann sollten wir selbstverständlich an der Seite der Amerikaner kämpfen. Aber die Sache mit den Flugblättern ist schon in Ordnung.“ „Doch man muss auch bei der Kontaktaufnahme mit West-Berliner Stellen vorsichtig sein, die sind jetzt vielfach schon von DDR-Spitzeln unterwandert“, warnte Dieter, „am effektivsten dürfte noch immer die Mund-zu-Mund-Agitation gegen das Regime sein. In absehbarer Zeit wird wohl jeder von uns in einen neuen Lebensbereich eintreten und dadurch seinen Bekanntenkreis erweitern. Ich denke, da ergeben sich Chancen, in Diskussionen besonders junge Leute zu erreichen und zum Nachdenken über die politische Situation anzuregen.“ Wolfgang wies darauf hin, dass auch ein Führer der Gruppe gewählt werden müsse. „Da wählen wir am besten dich“, empfahl Joachim. Dieser Vorschlag wurde durch Handzeichen einstimmig angenommen, nur Wolfgang hatte sich der Stimme enthalten. Ein Termin für eine neue Zusammenkunft wurde nicht festgelegt, und tatsächlich traf sich die Gruppe nie wieder. Siegfried und Joachim verließen Meuselwitz bald darauf. Dieter begann nach einem ablehnenden Bescheid auf seine Bewerbung für das Chemie-Studium noch im Wintersemester 1950/51 mit dem Pädagogik-Studium in Leipzig. Rolf verschlug es als Laborant nach Böhlen, nachdem er ein Semester in Leipzig Geophysik studiert hatte. Nach ihrem Abitur im Sommer 1951 gingen Lutz und Klaus zum Studium nach Jena.

Wolfgang hatte lange um eine Entscheidung mit sich gerungen, für welches Studienfach er sich bewerben sollte. Wegen seines besonderen Interesses für Literatur hätte er eigentlich gern Germanistik studiert. Da sah er nach dem Studium nur Berufschancen im Schuldienst. Doch der Lehrerberuf reizte ihn überhaupt nicht. Außerdem fürchtete er gerade in diesem Fach, unter politischen Druck zu geraten. Aus diesem Grunde riet ihm auch sein Vater: „Wähle ein naturwissenschaftliches Fach oder Medizin. Da wird niemand aus ideologischen Gründen behaupten können, der Blinddarm liege links.“ Tatsächlich hatte Wolfgang sich auch schon mit dem Gedanken getra-

gen, Medizin zu studieren. Weil er sein Leben gern in den Dienst der Allgemeinheit stellen wollte, schien ihm der Arztberuf sehr erstrebenswert. So bewarb er sich um einen Studienplatz für Medizin. In dem für die Bewerbung erforderlichen Zeugnis der örtlichen FDJ-Leitung wurde ihm zwar eine aktive Beteiligung an der gesellschaftlichen Arbeit der FDJ – insbesondere im Rahmen ihrer Oberschulgruppe – und seine Teilnahme an den Einsätzen in der Maxhütte und bei der Borkenkäferbekämpfung bescheinigt, aber gleichzeitig darauf hingewiesen, dass ihm noch die nötige ideologische Klarheit fehle. Das Wintersemester hatte bereits begonnen, als er den Bescheid über die Ablehnung seiner Bewerbung erhielt. Da die für das Fach Medizin relevanten Abiturnoten nicht der Grund für die Ablehnung sein konnten, hatte wohl die FDJ-Beurteilung den Ausschlag gegeben. Auch sein Versuch, im Labor der Meuselwitzer Poliklinik als Praktikant eingestellt zu werden, scheiterte nach einiger Zeit, obwohl man ihm anfangs gute Aussichten eingeräumt hatte.

In dieser für ihn unerfreulichen Situation traf Wolfgang Anfang Dezember Joachim Thiele, der die Schule vorzeitig verlassen hatte und zur kasernierten Volkspolizei gegangen war. Joachim erzählte ihm, dass man als Angehöriger der Volkspolizei auch Medizin studieren könne. Man müsse sich allerdings verpflichten, nach Abschluss des Studiums fünf Jahre als Arzt bei der Volkspolizei Dienst zu tun. Danach könne man, falls man das wolle, als freier Arzt praktizieren. Die Sache habe den Vorteil, dass man sofort zum Studium zugelassen werde und außerdem schon während des Studiums als Unterleutnant finanziell gut abgesichert sei. Joachim selbst wollte sich zu Beginn des Sommersemesters 1951 zum Studium an die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät (ABF) delegieren lassen und nach dem dort abgelegten Abitur als Angehöriger der Volkspolizei ein technisches Fach studieren. Ihm stinke der normale Dienst bei der kasernierten Volkspolizei. Dort würde nur eine quasi-militärische Ausbildung erfolgen, und man hätte später eigentlich nur die Möglichkeit, selbst als Ausbilder tätig zu werden. Dazu gehöre dann auch eine ständige politische Schulung, und diesen Weg wolle er auf gar keinen Fall gehen. So wurde Wolfgang in dieser Richtung aktiv und versuchte, als Angehöriger der Volkspolizei

zum Medizinstudium zu kommen. Trotz des nicht so guten FDJ-Zeugnisses klappte es diesmal. Wolfgang wurde als Unterleutnant in die Volkspolizei aufgenommen und konnte ab Sommersemester 1951 in Leipzig mit dem Medizinstudium beginnen.

Noch im Dezember 1950, wenige Tage nach seinem Treffen mit Joachim Thiele, begegnete Wolfgang dem um zwei Jahre älteren Klaus Sänger, einem Reichsbahnangestellten, der als Mitglied der LDP auch Kontakt mit Konrad Funke gehabt hatte. Wolfgang kannte Sänger von der Volksschule und vom Jungvolk her. Sie hatten sich auch in der Vergangenheit schon gelegentlich über die politische Situation unterhalten. Sänger erzählte Wolfgang, dass er jetzt nach West-Berlin übergesiedelt sei. Hier in der DDR habe man ja keine Perspektive. Dann fragte er Wolfgang nach Joachim Thiele. Ob es denn stimme, dass dieser bei der kasernierten Volkspolizei sei. Und er wollte wissen, was die kasernierte Volkspolizei so tue. „Die Angehörigen der kasernierten Volkspolizei erhalten eine quasimilitärische Ausbildung, aber das weiß doch jedes Kind“, erklärte ihm Wolfgang, „doch wenn du Genaueres erfahren willst, musst du ihn schon selbst fragen. Ich habe zwar erst vor ein paar Tagen mit ihm gesprochen, aber ich weiß noch nicht einmal, ob er in Weißenfels oder in Naumburg stationiert ist.“ Das war ihre ganze die Volkspolizei betreffende Unterhaltung. Mit keinem Wort hatte Wolfgang dabei erwähnt, dass er selbst zur Volkspolizei gehen würde, um dadurch zum Medizinstudium zu kommen.

Kurz vor Beginn des Sommersemesters 1951 rückte Wolfgang dann zur Volkspolizei nach Leipzig ein. In seiner Uniform als Unterleutnant sah er wirklich schick aus. Aber trotz seiner besonderen Vorliebe für Uniformen schon von klein auf, fühlte er sich in dieser Uniform irgendwie unwohl. Sie symbolisierte eine besondere Beziehung zu diesem Staat und damit auch zu dem System, das er eigentlich bekämpfen wollte. Doch er hatte unbedingt Medizin studieren wollen, und das war ihm nur über diesen Umweg möglich gewesen. Nach seinen negativen Erfahrungen beim Einsatz in der Maxhütte wollte er auf keinen Fall eine Arbeit in einem sozialistischen Betrieb

aufnehmen. Eine denkbare Alternative wäre noch der Weg in den Westen Deutschlands gewesen. Allein hätte er sich da schon durchbeißen können, aber zusammen mit seinen Eltern wäre das nicht möglich gewesen. Und er konnte seine alten Eltern doch nicht allein hier zurücklassen. Also wollte er jetzt erst einmal das Studium hinter sich bringen. Dann müsste man halt weiter schauen. Fünf bis sechs Jahre waren doch eine lange Zeit. Vielleicht käme ja bis dahin die Wiedervereinigung. Damit würde sich die Situation grundlegend ändern. Das hoffte er jedenfalls noch immer. Jetzt war Wolfgang erst einmal voll beschäftigt mit all den Dingen, die mit dem Studium auf ihn zukamen. Die Vorlesungen und die Praktika, speziell in den naturwissenschaftlichen Fächern, ließen ihm kaum Zeit für andere Aktivitäten. Er wohnte in einem Studentenheim der Volkspolizei zusammen mit Joachim Thiele in einem Zimmer, aber wegen der unterschiedlichen Studiengänge sahen sie sich meist nur abends. Mit Dieter Gerth und Georg Thaler traf er sich nur einmal in der Mitte des Semesters in Dieters Studentenbude. Dieter und Georg studierten beide an der pädagogischen Fakultät der Universität, Dieter die Fächerkombination Chemie Biologie, Georg Mathematik Physik. Sie tauschten ihre Erfahrungen mit dem Studium aus. Die beiden erzählten Wolfgang von den gesellschaftspolitischen Pflichtvorlesungen, bei denen man sich in Anwesenheitslisten eintragen musste. Auch die pädagogischen Vorlesungen waren stark politisch eingefärbt. Man war dabei, eine proletarische Pädagogik aufzubauen. Ähnliches war zum Glück bei den reinen Fachvorlesungen nicht möglich. Natürlich gehörte auch in Wolfgangs Studium die Gehirnwäsche, wie er das zu nennen pflegte, zum Alltag. Aber er hatte sich in dieser Beziehung ein dickes Fell zugelegt und hörte einfach weg.

Einen Teil der Semesterferien verbrachte Wolfgang bei seinen Eltern in Meuselwitz. Eines Tages im August kam Rolf Köhler ziemlich aufgeregt zu ihm und bat ihn, mit in den Garten zu kommen. Unterwegs erzählte Rolf seinem Schulfreund, dass Klaus Sänger ihn sprechen wolle. „Klaus hat in der Laube übernachtet. Er kann sich jetzt nicht mehr offiziell in der DDR aufhalten, denn er würde Gefahr laufen, verhaftet zu werden.“ Wolfgang hätte Sänger beinahe nicht wie-

dererkannt. Unrasiert, wie er war, machte er einen leicht verwahrlosten Eindruck. Sein rötlicher Bart verlieh ihm ein furchterregendes Aussehen. Sänger kam nach einer kurzen Begrüßung schnell zur Sache. Er wisse ja, dass Wolfgang auch gegen die sowjetische Besatzungsmacht eingestellt sei und zähle deshalb auf ihn. Es ging um die Verteilung von Flugblättern, die entweder aus West-Berlin kämen oder die man mit Hilfe von speziellen Gummistempeln selbst herstellen könnte. Wolfgang hatte dazu etwas vorschnell sein Einverständnis gegeben. Als Sänger ihm jedoch erklärte, dass es sich um Flugblätter in russischer Sprache handele, zog Wolfgang seine Zusage zurück. Die Flugblätter sollten in der Nähe von Kasernen ausgestreut werden, die mit russischen Soldaten belegt waren. Sie wurden von NTS hergestellt, einer russischen Emigrantenorganisation. Auch als Sänger eine Bezahlung anbot, ließ Wolfgang nicht mit sich reden. „Es geht mir um die Aufklärung deutscher Menschen mit Argumenten gegen die kommunistische Herrschaft und nur darum. Deshalb werde ich keine russischen Flugblätter verteilen“, begründete Wolfgang seine ablehnende Haltung. Ebenso lehnte er auch Sängers Ansinnen ab, Autonummern sowjetischer Militärfahrzeuge zu notieren und Beobachtungen sowjetischer Truppenbewegungen weiterzugeben. „Das ist Spionage, damit will ich nichts zu tun haben!“ Nur eine letzte Bitte schlug Wolfgang ihm nicht ab. Sänger bat ihn, ein Päckchen mit Flugblättern an Georg Thaler weiterzugeben, er habe darüber kürzlich in Leipzig mit Georg gesprochen. Das kam Wolfgang zwar etwas merkwürdig vor, er nahm das Päckchen aber trotzdem an sich. Als er es am nächsten Tag an Georg weitergeben wollte, war dieser völlig überrascht und weigerte sich, das Päckchen anzunehmen. Sänger habe ihn zwar in Leipzig besucht, aber über russische Flugblätter sei überhaupt nicht gesprochen worden. So gab Wolfgang das Päckchen schließlich an Rolf weiter, der schon mehrfach in der Nähe der Altenburger Kasernen solche Flugblätter verstreut hatte.

4. Kapitel

Mit der Einführung des Studienjahres hatte der Vorlesungsbetrieb bereits ungewöhnlich früh am 1. September begonnen. Nach Wochen harter Arbeit entschloß sich Wolfgang, im November ein arbeitsfreies Wochenende in Meuselwitz zu verbringen. Auf der Heimfahrt am Freitagabend traf er seinen Freund Dieter im Zug. Die beiden kamen überein, etwas Abwechslung in diese triste und eintönige Zeit zu bringen. So gingen sie zusammen am Sonnabend zum Tanz in den Ratskeller nach Zipsendorf. Der Abend verlief zunächst ohne besondere Höhepunkte. Zwischen zwei Tänzen standen die beiden gerade in der Nähe einer schmalen Treppe, die nach oben zu einer Empore führte. Diese umgab die Tanzfläche auf zwei Seiten und bot einer kleinen Zahl von Gästen die Möglichkeit, das Geschehen auf dem Parkett von oben zu betrachten. Wolfgang überlegte gerade, ob er nicht nach oben gehen sollte, um von dort nach einer besonders hübschen Frau für einen der nächsten Tänze Ausschau zu halten. In diesem Moment kamen zwei junge Frauen die Treppe herunter. „Den Weg kann ich mir jetzt wohl sparen“, dachte Wolfgang, denn er fühlte sich sofort von der größeren der beiden auf merkwürdige Weise angezogen. Plötzlich trafen sich ihre Blicke und er starrte sie wie elektrisiert an. Waren das nicht jene geheimnisvoll leuchtenden Augen, deren seltsam klares Grün ihn schon einmal betört hatte? War das nicht die Andeutung des zauberhaften Lächelns, das ihn vor langer Zeit so fasziniert hatte? Für Sekundenbruchteile war er völlig verunsichert. Doch dann hatte er sich schnell wieder gefangen. Als die junge Frau das Ende der Treppe erreicht hatte, ging er auf sie zu und bat sie um den nächsten Tanz. Er glaubte fest, Titania, die Elfenkönigin aus dem „Sommernachtstraum“, wiedergefunden zu haben. Aber völlig sicher war er sich nicht. Immerhin waren seither über fünf Jahre vergangen. Schließlich setzte er alles auf eine Karte und sagte ganz selbstbewusst: „Es freut mich, Sie nach so langer Zeit wiederzusehen.“ Ziemlich verwundert entgegnete sie: „Ich kann mich aber nicht erinnern, Sie je gesehen zu haben.“ Jetzt wurde er dreister: „Sie haben mir vor fünf Jahren ganz

ungeheure Komplimente gemacht, und nun können Sie sich nicht mehr an mich entsinnen.“ „Das kann wirklich nicht sein. Erstens habe ich einem jungen Mann wohl noch nie ungeheure Komplimente gemacht, und wäre das wirklich so, dann würde ich denjenigen bestimmt wiedererkennen.“ Ihre warme, weiche Stimme schien ihn jetzt ganz sicher zu machen, und so entgegnete er ihr: „Ich habe mich aber tatsächlich gewaltig verändert, seit Sie mir sagten: ‚Ich bitte dich, du holder Sterblicher, sing noch einmal. Mein Ohr ist ganz verliebt in deine Melodie, auch ist mein Auge betört von deiner lieblichen Gestalt!‘“. Da musste sie doch leise vor sich hin lachen: „Sie waren also einer meiner Partner im ‚Sommernachtstraum‘. Das ist ja lustig, dass wir uns hier nach so langer Zeit zufällig wieder begegnen. Und Sie haben mich sofort erkannt?“ „O, sprechen Sie es ruhig aus. Ich war der Esel – oder etwas freundlicher – Klaus Zettel der Weber, der den Pyramus gab. Ich habe seither auch manche Eselei begangen. Mein richtiger Name ist aber Wolfgang Hartwig. Und Sie sind wirklich Titania, die Königin der Elfen. Ich kann es noch gar nicht fassen.“ „Damit Sie mich nicht mit Titania ansprechen müssen, ich heiße Sonja Swoboda und studiere an der Musikhochschule in Leipzig“, stellte sie sich ihm vor. „Welch weiterer Zufall, ich studiere Medizin und zwar ebenfalls in Leipzig. Und wir treffen uns über fünf Jahre nach der Aufführung hier in Zipsendorf. Wie kommen Sie denn von Altenburg ausgerechnet nach hier?“ „Ich bin nur in Altenburg zur Schule gegangen, wohne aber in Rositz. Eigentlich wollte ich heute weder zum Tanzen noch zu irgendeiner anderen Veranstaltung gehen, doch meine Freundin Christa hat mich einfach überredet. Sie wollte mit mir dahin gehen, wo uns bestimmt niemand kennt. Jetzt haben Sie Christa Lügen gestraft.“ Christa tanzte inzwischen mit Dieter, und die beiden schienen sich auch angeregt zu unterhalten. Wolfgang kam wieder auf die Aufführung des „Sommernachtstraums“ zu sprechen. „Es war ja eine sehr schwere Zeit damals. Ich war völlig aus dem Gleichgewicht geraten. Aber die Aufführung war für mich einfach wundervoll. Sie hat mir sehr geholfen, mein inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Die Szenen mit Ihnen haben mich noch lange beschäftigt. Ich hatte mich in Sie verliebt, in ihre märchenhafte Erscheinung und ihren Charme. Es war

wirklich ein Sommernachtstraum für mich.“ „O, Sie sind ein Schmeichler. Ich glaube, ich muss mich doch vor Ihnen sehr in Acht nehmen“, entgegnete Sonja leicht spöttisch. „Nein, ganz ehrlich, das ist keine Schmeichelei“, bekräftigte Wolfgang, „so war es tatsächlich, und ich stehe auch heute noch zu meinen Eindrücken von damals. Jetzt, in der Wirklichkeit, ohne die Hülle der Elfenkönigin, erscheinen Sie mir noch schöner. Ich freue mich sehr, dass ich Sie heute hier getroffen habe, mit Ihnen tanze und nicht nur Bühnentexte mit Ihnen austausche.“ Ihr schienen seine Worte gut zu tun, obwohl sie gelernt hatte, allzu schönen Worten gegenüber besonders misstrauisch zu sein. Aber er hatte sie dabei so lieb und treuherzig angeschaut, dass sie ihm gern glauben wollte. Bei aller Skepsis gegenüber jungen Männern fand sie Wolfgang doch sehr sympathisch, hütete sich aber davor, es sich allzu sehr anmerken zu lassen. Wolfgang war sehr froh darüber, dass es ihm nach seiner Meinung doch recht gut gelungen war, seine Gefühle für Sonja einigermaßen geschickt in Worten auszudrücken, ohne aufdringlich zu erscheinen.

Nachdem sie einige Zeit zusammen getanzt hatten, schaute Sonja auf ihre Uhr und stellte fest: „Meine Freundin und ich müssen aber jetzt gehen, sonst erreichen wir den letzten Zug nicht mehr.“ „Lassen Sie uns doch noch diesen Tanz mitnehmen, danach dürfte dann ohnehin gleich Schluss sein. Sie erreichen den Zug bestimmt noch. Ich bringe Sie und Ihre Freundin zum Bahnhof, und mein Freund Dieter kommt sicher auch mit.“ Sie ließ sich zum letzten Tanz überreden. Doch vor der Garderobenaufbewahrung stand eine riesige Menschentraube, und man konnte sich auch nicht irgendwie nach vorn drängeln. So vergingen fast fünfzehn Minuten, ehe die vier ihre Garderobe erhalten hatten. Auch die Hoffnung, dass der Zug, wie üblich, Verspätung haben werde, hatte getrogen. Als sie in Meuselwitz am Bahnhof ankamen, war der schon geschlossen. So mussten die beiden Pärchen den Weg ins sechs Kilometer entfernte Rositz zu Fuß antreten. In Rositz angekommen, hatten Sonja und Wolfgang noch den etwas weiteren Weg zurückzulegen. Vor einem villenartigen Gebäude erklärte sie ihm, jetzt sei sie zu Hause angekommen. Sie verabredeten sich für das nächste Wochenende in Meuselwitz.

Er verabschiedete sich mit einem flüchtigen Kuss auf die Wange und erklärte ihr: „Ich bin sehr glücklich, dass du mir heute begegnet bist.“ Mit den Worten: „Ich wünsche dir einen guten Heimweg. Auf Wiedersehen am Sonnabend!“, verschwand sie im Hauseingang. Am Ortsausgang wartete Dieter wie verabredet auf Wolfgang. In dieser Nacht kehrten Wolfgangs Gedanken immer wieder zu Sonja zurück.

Am darauffolgenden Sonnabend stand Wolfgang pünktlich kurz vor 16 Uhr am Bahnhof, um Sonja abzuholen. Als sie durch die Sperre die kleine Bahnhofshalle betrat und Wolfgang erblickte, glitt ein fröhliches Lächeln über ihr Gesicht. Sie unternahmen einen kleinen Bummel durch die Stadt und suchten dann den Ort ihrer ersten Begegnung im Schlosspark auf. Natürlich wurden an der Stätte der Aufführung alte Erinnerungen an den „Sommernachtstraum“ wach. Doch im Unterschied zu jenem warmen, lichten Sommerabend begann jetzt die Dämmerung ihren düsteren Schleier über der Wiese auszubreiten, und die hohen, entlaubten Bäume schienen wie unförmige Gestalten in den Himmel zu ragen. „Das ist jetzt nicht die Zeit, um sich hier eine wunderschöne Elfenkönigin mit strahlendem Antlitz, umgeben von hübschen, neckischen Elfen vorzustellen“, bemerkte Wolfgang, „allenfalls würden die Rüpel mit ihrem derben und ungehobelten Benehmen in diese Szenerie passen. Lass uns noch einen kleinen Bummel um den am anderen Ende der Stadt gelegenen Winker-Park machen.“ Und er erzählte ihr dabei von seiner Kindheit, von seinen relativ alten Eltern, von der Schule, der Kriegszeit und den Aufregungen vor dem Abitur, der Getreideaffäre und dem plötzlichen Verschwinden Brandis. Anschließend berichtete sie ihm von den fünf Jahren ihrer Kindheit in der Sowjetunion. Ihr Vater war als strammer Kommunist 1933 mit seiner Familie – ihrer Mutter, ihrem älteren Bruder und ihr – in die Sowjetunion übergesiedelt. Dort hatten sie in einer in Sibirien gelegenen kleinen Kolonie für deutsche Emigranten, in einer Art Barackenlager gelebt. In dieser engen Welt war sie aufgewachsen. Besonders viele Eindrücke aus dieser Zeit hatte sie nicht mitgenommen. Die langen, kalten Winter mit riesigen Mengen an Schnee waren natürlich für die Kinder besonders interessant. Aber dann war man doch auch immer wieder froh, wenn

der Frühling seinen Einzug hielt. Es gab dort auch eine deutsche Schule. Sie war 1936 eingeschult worden. Ihr Vater war oft unterwegs, und ihre Mutter atmete jedesmal auf, wenn er nach mehr oder weniger langer Abwesenheit wieder zurückkam. Im Frühjahr 1938 kehrte die Familie überraschend nach Deutschland zurück. Ihr Vater fand eine Anstellung als Ingenieur in einem Werk der DEA, so kamen sie wieder nach Rositz. Nach Kriegsende habe sich ihr Vater durch seine politischen Aktivitäten in weiten Kreisen der Bevölkerung sehr unbeliebt gemacht. Deshalb verhielten sich auch manche ihrer Bekannten jetzt ihr gegenüber sehr reserviert, obwohl sie sich selbst politisch nicht besonders engagiere.

Nun wurde für Wolfgang zur Gewissheit, was er schon zu ahnen anfang, als sie vom Aufenthalt der Familie in der Sowjetunion zu erzählen begann. Sonja war die Tochter des Mannes, der unter dem Spitznamen „Dackel“ viel bekannter war als unter seinem richtigen Namen. Und Wolfgang sagte zu ihr: „Es ist mir völlig gleichgültig, welche politische Einstellung du hast, ich finde dich sehr sympathisch, ich mag dich sehr und hoffe, dass wir uns immer gut verstehen werden.“ Sie antwortete ihm mit einem dankbaren Blick. Im Ratskeller angelangt, widmeten sie sich dem Tanzvergnügen. Je länger sie miteinander tanzten, umso begehrenswerter erschien sie ihm. Als Wolfgang sie beim Tanzen fest an sich ziehen wollte, wehrte sie jedoch ab: „Ich mag dich auch, aber du musst mir Zeit lassen.“ Und er respektierte ihren Wunsch, verhielt sich ihr gegenüber zu seiner eigenen Überraschung wochenlang ungewöhnlich zurückhaltend und versuchte sie nicht zu drängen. Auf dem Weg zum Bahnhof machten sie Pläne für das nächste Wochenende. Wolfgang schlug vor, in Altenburg ins Theater zu gehen. Er wolle versuchen, Karten für die Oper am Sonnabend zu erhalten, aber er kenne den Spielplan nicht. So verabredeten sie sich für den nächsten Sonnabend in Rositz am Bahnhof, um entweder von dort aus zum Theaterbesuch nach Altenburg zu fahren oder etwas anderes zu unternehmen.

Durch seine Beziehungen zu dem Schauspieler Carl Bucher, Dieters Nachbar, hatte Wolfgang noch zwei Theaterkarten für den kom-

menden Sonnabend erhalten. Auf dem Programm des Altenburger Landestheaters stand die Oper Tosca von Giacomo Puccini. Das auf der Bühne nachgebildete Innere einer Kirche in Rom, ein Ort der Stille und Einkehr, bietet dem aus der Engelsburg entflohenen Gefangenen Angelotti, dem Konsul der ehemaligen Republik Rom, zunächst Schutz und Sicherheit. Doch die Musik spiegelt gleichzeitig die Unruhe und Angst des Flüchtlings wider. Hier in der Kirche trifft Angelotti seinen alten Freund, den Maler Cavaradossi, der am Bildnis einer Madonna arbeitet. Mit dem Bekenntnis: „Mein Gedanke bist nur du, Tosca, du!“ endet die von einem tiefen Gefühl der Liebe durchdrungene Arie des Malers „Wie sich die Bilder gleichen“. Als Tosca die Kirche betritt, erregt dieses Bild jedoch ihre Eifersucht. In den folgenden Szenen der beiden Liebenden, geprägt von Klängen mit lyrisch-gefühlvoller Zartheit, kann Cavaradossi die Geliebte beruhigen, obwohl dazwischen immer wieder die Eifersucht Toscas durchbricht. Doch dann erfolgt ein schroffer Wechsel des Geschehens. Die Dramatik der Ereignisse findet ihre Reflexion in der sich von Höhepunkt zu Höhepunkt steigernden Musik. Ein Böllerschuss verkündet die Entdeckung der Flucht Angelottis, der Freund bringt ihn in ein sicher scheinendes Versteck. Der vermeintliche Sieg der Österreicher über Napoleon bei Marengo wird von den Vertretern des Regimes mit Böllerschüssen, Glockengeläut und einem Tedeum gefeiert. Schließlich taucht der Jäger, der Polizeichef Scarpio, auf, begleitet von düsteren, dunklen Tönen. Über die eifersüchtige, von ihm heiß beehrte Tosca und ihren Geliebten, den vermuteten Fluchthelfer, versucht er die Spur des Flüchtlings zu finden. „Er für den Galgen, sie für mein Lager“, ist Scarpios Motto. Als ihr Geliebter gefoltert wird, verrät Tosca das Versteck Angelottis. Der begeht nach seiner Entdeckung Selbstmord. Aber der Triumph Scarpios wird getrübt von der Nachricht, dass Napoleon bei Marengo gesiegt hat und nicht die Österreicher. Cavaradossi bricht daraufhin in einen Jubelgesang aus und legt ein Bekenntnis zur Freiheit ab. Der wütende Scarpio verurteilt ihn danach zum Tode. Doch dann erpresst der Tyrann Tosca mit dem Angebot, dem Maler das Leben zu schenken, wenn sie sich ihm hingibt. Die Sängerin willigt schließlich ein und ersticht das Ungeheuer, als es sich anschickt, sie zu

besitzen. Im nächsten Bild erinnert sich Cavaradossi mit der Arie „Und es blitzten die Sterne“ an jene Stunden des unendlichen Glücks mit Tosca, die ihn in einen wahren Liebesrausch versetzten. Und er nimmt voller Wehmut Abschied vom Leben. „Für immer ist der Liebesrausch verfliegen, die Stunden eilen, nun sterb‘ ich in Verzweiflung, ich liebte niemals noch so sehr das Leben.“ Doch urplötzlich weicht die Verzweiflung des Malers neuer Hoffnung, als Tosca erscheint. Sie verkündet ihm, er solle nur zum Schein erschossen werden, er sei frei und sie habe Scarpio erdolcht, nachdem er das Begnadigungsschreiben unterschrieben hatte. Eine glückliche Zukunft scheint sich ihnen aufzutun. Voller Zuversicht geht er zur Hinrichtungsstätte. Doch ein einziger Augenblick, eine grausame Wendung des Schicksals verändert wieder alles. Mit Entsetzen muss Tosca feststellen, dass ihr Geliebter wirklich tot ist. Sie ist betrogen worden, die Schüsse waren tödlich. Ihre Stimmung schlägt in tiefste Hoffnungslosigkeit um. Als sich die Schergen des inzwischen entdeckten toten Tyrannen nähern, springt sie von den Mauern der Engelsburg in den Tod. Mit dem machtvoll gesteigerten Grundmotiv aus Cavaradossis Arie „Und es blitzten die Sterne“ endet die Oper.

Die Gedanken des Cavaradossi auf der engen Brücke zwischen Leben und Tod – die Barrieren der Zeit mit mächtigen Sätzen überspringend, die Höhen und Tiefen seines Schicksals in wenigen Augenblicken zusammendrängend – wurden durch die Urgewalt der Musik in übermächtige Emotionen umgewandelt. Diese Gefühlsausbrüche hatten sich wie auf unsichtbaren Schwingen ausgebreitet. Sie erfassten Sonja und Wolfgang, fesselten die beiden wie durch einen Zauber und versetzten sie in einen wahren Rausch. Sonja hatte Wolfgangs Hand ergriffen. Sie schauten sich an und spürten in diesem Augenblick den Gleichklang ihrer Seelen. So war die Auf-führung dieser wunderbaren Oper für sie zu einem unvergesslichen Erlebnis geworden.

An einem Nachmittag in der Woche vor dem Weihnachtsfest traf Wolfgang sich mit Sonja in Leipzig auf dem Karl-Marx-Platz zu einem Bummel über den Weihnachtsmarkt. Doch der vermeintliche

Weihnachtsmarkt erinnerte eher an einen Jahrmarkt. Dazu trug auch ein Karussell bei, aus dessen Lautsprechern in kurzen Abständen einer der neuesten Schlager erklang: „Das machen nur die Beine von Dolores, dass die Senores nicht schlafen gehn.“ „Girlanden aus Tannenzweigen und Tannenbäume allein ergeben eben noch keine weihnachtliche Atmosphäre. Es fehlt ganz einfach auch der Schnee, um ein bisschen Weihnachtsstimmung aufkommen zu lassen“, bemerkte Sonja, „die Kälte allein tut es nicht.“ Und sie schmiegte sich eng an Wolfgang, so als könne sie sich auf diese Weise bei ihm wärmen. Zwischen einigen armseligen Ständen mit Angeboten von viel Kitsch entdeckten sie einen HO-Stand, an dem Glühwein aus- geschenkt wurde. Wolfgang und Sonja ergriffen die Gelegenheit, sich mit einem Gläschen Glühwein ein wenig aufzuwärmen. Der Glühwein heizte natürlich auch die Stimmung an. Plötzlich begann Wolfgang, den Mephisto zu zitieren: „Mir ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen.“ Und er fuhr fort, als sei ihm im Moment gerade die große Erleuchtung gekommen: „Ich muss dich nun vor allen Dingen, in lustige Gesellschaft bringen.“ Dies hier ist mehr als langweilig. Ich lade dich in Auerbachs Keller ein.“ „Das kann aber sehr teuer werden. Du weißt, das ist eine HO-Gaststätte“(21), ent- gegnete Sonja. „Das macht nichts, wenn man in Leipzig studiert, muss man wenigstens einmal in Auerbachs Keller gewesen sein“, erwiderte er. Aber dann waren sie doch enttäuscht. Auerbachs Kel- ler war einfach eine Gaststätte mit sozialistischem Antlitz, mit etwas gehobenem Niveau und Preisen auf allerhöchstem Niveau. So war es auch nicht verwunderlich, dass an einem ganz gewöhnlichen Wochentag die Zahl der Gäste sehr klein war. Und von lustiger Ge- sellschaft war keine Spur zu entdecken, die Zeiten hatten sich seit Goethe doch sehr geändert. Sonja und Wolfgang unterhielten sich zunächst über Probleme ihres Studiums. Doch dann wechselte Son- ja das Thema. „Mir steht in meinem Elternhaus ein sehr trauriges Weihnachtsfest bevor“, sagte sie. „Meine Mutter hat erst vor weni- gen Tagen erfahren, dass mein Vater ein Verhältnis mit einer jungen Volkspolizistin hat, die in seinem Büro beschäftigt ist. Sie hat erst am vergangenen Wochenende mit mir darüber gesprochen. Jetzt herrscht bei uns zu Hause natürlich eine düstere Stimmung. Aber es kommt

noch schlimmer. Die Affäre dauert schon Monate, und die Frau, die kaum älter als ich sein dürfte, bekommt ein Kind von meinem inzwischen fünfundfünfzigjährigen Vater. Für meine Mutter ist das eine furchtbare Tragödie. Sie hat in den dreißig Jahren ihrer Ehe immer nur Opfer gebracht, und jetzt tut mein Vater ihr das an. Während mein Bruder noch in russischer Kriegsgefangenschaft war, hatte dessen erste Frau ein Verhältnis mit einem russischen Offizier angefangen, einem häufigen Gast in unserem Hause. Als meine Eltern das herausfanden, reichte mein Vater für seinen abwesenden Sohn sofort die Scheidung ein, natürlich ohne dessen Kenntnis. Dabei war meine damals noch sehr junge Schwägerin während des Krieges und in der Zeit danach jahrelang allein gewesen. Ich will damit nichts entschuldigen. Aber das Verhalten meines Vaters in diesem Fall zeigt doch, was für ein schlimmer Egozentriker er ist.“ Aus Sonjas wunderschönen Augen sprach eine unendliche Traurigkeit. Wolfgang strich ihr zärtlich über das dunkelblonde Haar: „Ich möchte dich so gern trösten, aber das kann man wohl mit Worten nicht.“ „Du bist so lieb zu mir. Ich bin so froh, dass wir uns kennengelernt haben. Sicherlich verstehst du auch, dass ich meine Mutter über die Weihnachtsfeiertage und an Silvester nicht allein lassen kann. Mein Bruder wohnt mit seiner Familie in Berlin. Sie werden jetzt nicht zu uns nach Hause kommen. Außerdem habe ich natürlich ein viel innigeres Verhältnis zu meiner Mutter als mein Bruder. Aber wenn du vielleicht für den zweiten Weihnachtsfeiertag Theaterkarten besorgen könntest, würde ich sehr gern mit dir in die Oper gehen. Und dann verspreche ich dir auch noch, am ersten Tag des neuen Jahres ganz für dich da zu sein.“ Wolfgang hatte für Sonjas Einstellung Verständnis und versicherte ihr, dass er sich um Opernkarten bemühen würde.

So verbrachten Wolfgang und Sonja wenigstens den Abend des zweiten Weihnachtsfeiertags zusammen im Theater bei einer sehr gelungenen Aufführung von Tschaikowskis Oper „Eugen Onegin“. Am Neujahrstag des Jahres 1952 unternahmen sie nachmittags von Meuselwitz aus einen sehr langen Spaziergang. Natürlich erhofften sie sich von dem neuen Jahr einen glücklichen Verlauf. Sowohl Sonja

als auch Wolfgang erwarteten entscheidende Fortschritte in ihren Studien, aber ganz besonders richteten sich ihre Erwartungen auf eine glückliche Entwicklung ihrer noch jungen Beziehung. Sonja hatte sich bei Wolfgang untergehakt. Sie folgten zunächst dem schmalen Fluss Schnauder, der eingerahmt von stattlichen Bäumen in leichten Windungen allmählich die Stadt verließ. Nachdem er den Bahndamm der Leipziger Strecke hinter sich gelassen hatte, trat er in eine weite Ebene ein. Noch waren die Wiesen rechts und links der Schnauder mit Schnee bedeckt, aber die milde Wintersonne hatte schon begonnen, an der Schneedecke zu knabbern. In der Ferne lag der kleine Ort Schnauderhainichen vor ihnen. So weit ihr Blick reichte, war kein Mensch zu sehen. Nach einer Gesprächspause begann Sonja: „Ich denke, ich bin dir eine Erklärung schuldig. Bis vor wenigen Monaten hatte ich einen Freund, mit dem ich über zwei Jahre zusammen war. Ich hatte geglaubt, es sei die große Liebe, aber dann wurde es am Ende eine noch größere Enttäuschung. Er hat mich wegen einer anderen Frau verlassen. Die Umstände unserer Trennung waren sehr unschön, aber ich will dir Details ersparen. Christa überredete mich dann Anfang November, mit nach Zipsendorf zum Tanz zu kommen, weil ich nach wochenlanger Abkapselung an einem seelischen Tiefpunkt angelangt war. Du bist mir von Anfang an sympathisch gewesen, aber du hast sicher gemerkt, dass ich sehr zurückhaltend war und hast dich wahrscheinlich darüber gewundert. Ich bin jedenfalls sehr froh, dass du meine Zurückhaltung nicht missdeutet hast. Im Laufe der Zeit ist mein Vertrauen zu dir immer mehr gewachsen. Ich denke, jetzt zum Jahresbeginn ist der richtige Zeitpunkt, dir das zu sagen.“ Bei ihren letzten Worten waren sie stehen geblieben. In diesem Moment wurde Wolfgang wieder an den „Sommernachtstraum“ erinnert. Es war diese weiche, warme Stimme, die damals in ihm sofort Zuneigung und Sympathie ausgelöst hatte. Und er blickte in diese wunderbar klaren, grünen Augen, die ihn schon damals so fasziniert hatten. Da fiel ihm das Lied des Cavaradossi aus Tosca ein: „Mit deinen Augen, den wundersamen, kann kein anderes Auge sich messen“. „Ich liebe dich, ich werde alles tun, um dich glücklich zu machen“, versprach er Sonja, und sie antwortete: „Ich liebe dich auch und fühle, dass wir zusammen sehr glücklich werden können.“ Er zog

sie an sich und küsste sie voller Leidenschaft und sie erwiderte seine Küsse ebenso leidenschaftlich. So standen sie am ersten Tag dieses neuen Jahres einsam in der winterlichen Landschaft, und die Strahlen der sich dem Horizonte zuneigenden Sonne zeichneten ihre langen Schatten in den Schnee.

Sonja und Wolfgang wollten wie bisher die Wochenenden bei ihren Eltern verbringen und sich dann zu gemeinsamen Unternehmungen in Meuselwitz oder Rositz treffen. Doch, um die für Verliebte langen Wartezeiten bis zum jeweils nächsten Wochenende abzukürzen, beschlossen sie, sich im neuen Jahr an jedem Mittwochabend in Leipzig zu treffen und gemeinsam auszugehen. Darunter würden dann auch ihre Studien nicht leiden. So stieg Wolfgang am Abend des 9. Januar die knarrende Holztreppe eines Hauses in der Scharnhorststraße in Leipzig zum zweiten Stockwerk empor und klingelte an der Wohnungstür von Sonjas Vermieterin Frau Jaschke. Eine ältere Dame, Mitte der sechzig, mit weißem Haar und strengen Gesichtszügen, öffnete ihm. Wolfgang sagte, er wolle zu Fräulein Swoboda. Darauf entgegnete Frau Jaschke sehr energisch, sie dulde keine Herrenbesuche bei ihrer Untermieterin. „Ich möchte Fräulein Swoboda nur abholen, dagegen dürften Sie ja sicher keine Einwände haben“, erklärte Wolfgang höflich, aber bestimmt. „Wenn das so ist, habe ich nichts dagegen, dass Sie eintreten. Aber ich bitte Sie, Ihren Aufenthalt nicht über Gebühr auszudehnen“, gebot ihm die alte Dame, die sicher schon viel bessere Zeiten gesehen hatte, und sie wies auf eine Tür am Ende des düsteren Korridors. Auf sein Klopfen bat Sonja ihn in ihr Zimmer. Sie küssten sich zur Begrüßung. „Ich hoffe, die alte Schachtel schaut nicht durchs Schlüsselloch, sonst muss ich demnächst noch auf der Straße auf dich warten“, murmelte Wolfgang vor sich hin, und er erzählte Sonja von dem nicht gerade freundlichen Empfang. „Sprich nicht so abwertend von ihr. Sie ist halt wie die meisten älteren Menschen so erzogen worden. Sie hat es auch schwer, ihr Mann sitzt seit 1945 in Bautzen, er war Prokurist bei einer Firma, die Kriegsmaterial herstellte. Jetzt kann sie ihn wenigstens einmal im Vierteljahr besuchen.“

Wolfgang schaute sich ein wenig im Zimmer um. Es war eine für die Nachkriegszeit typische Studentenbude. In dem – der Bauweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts entsprechend – hohen Raum wirkten manche der Einrichtungsgegenstände wie Miniaturmöbel. Das mit Kacheln versehene Kohleöfchen neben der Tür ließ erahnen, dass bei winterlicher Kälte die Temperatur des Raumes nur annähernd erträglich gehalten werden konnte. Ein schmaler Schrank und ein relativ großer Toilettentisch nahmen eine der Längsseiten des Zimmers ein. Auf der Marmorplatte des Toilettentischs standen eine Waschschüssel und ein mehrere Liter fassender Wasserkrug. Auf der gegenüberliegenden Seite hatten ein kleines Bücherregal und das Bett ihren Platz. Auf dem sich durch Normalgröße auszeichnenden Bett war eine mit bunten Blumen bedruckte Bettdecke ausgebreitet. Ein hohes Fenster auf der Schmalseite des Zimmers gegenüber der Tür sorgte für viel Licht und machte so den kleinen Raum hell und freundlich. Für Schreibarbeiten stand neben dem Fenster ein kleiner Sekretär zur Verfügung. Ein rundes Tischchen, das von zwei nicht unbedingt bequemen Stühlen umgeben war, nahm die Mitte des Zimmers ein. Sonja hatte sich inzwischen soweit fertig gemacht und zog noch schnell ihren Mantel über. Dann starteten sie zu einem Kinobesuch. Unterwegs erzählte sie Wolfgang, dass zwischen ihren Eltern eine gewisse Entspannung eingetreten sei. Ihre Mutter habe sich entschlossen, nun doch bei ihrem Vater zu bleiben. Er habe sie um Verzeihung gebeten und ihr versprochen, die Beziehung mit der Volkspolizistin abubrechen. Für ihre Mutter wäre es jetzt im Alter wirklich sehr schwer gewesen, wenn sie plötzlich allein dagestanden hätte. „Ich beginne jetzt allmählich, ihren Standpunkt zu verstehen“, erklärte Sonja.

Gegen Ende des Monats schlug Sonja vor, am nächsten Wochenende in Leipzig zu bleiben. Sie habe Lust, sich zur Abwechslung einmal eine Operette anzuschauen. So besorgte sie für den folgenden Sonnabend Karten für Franz Lehars Operette „Paganini“. Die schwungvollen Melodien Lehars versetzten beide in eine heitere, ausgelassene Stimmung. Nach der Aufführung machten sie noch einen Bummel durch die Innenstadt. Wolfgang hatte Sonja noch nie

so gelöst und entspannt erlebt wie an diesem Tage. Plötzlich fragte sie ihn unvermittelt: „Wie steht es eigentlich mit dir? Sicher trifft der Text von Paganinis Arie ‚Gern hab ich die Frauen geküsst‘ auch auf dich zu.“ Er versuchte ihrer Frage auszuweichen. „Ich kann überhaupt nicht singen. Jede Frau würde mir sofort davonlaufen, wenn ich versuchen würde, diese Arie zu singen.“ Sie blieb hartnäckig. „Ich habe dich aber nach dem Text und nicht nach der Melodie gefragt.“ „Weißt du, Sonja, ich bin der Frau meines Lebens vor vielen Jahren begegnet, aber sie hat mich überhaupt nicht beachtet. Danach habe ich schon einige Bekanntschaften gehabt. Jetzt habe ich diese Frau zufällig wieder entdeckt, aber mein Verlangen nach ihr blieb bisher unerfüllt.“ Sie lächelte verschmitzt, und – von der Operette inspiriert – sang sie ihm leise ins Ohr: „Einmal möcht‘ ich was Närrisches tun, sag mir bist du dabei?“ Nachdem er dazu schwieg, bat sie ihn: „Bring mich jetzt bitte nach Hause!“ Vor der Haustür angelangt wollte er sich mit einem Kuss verabschieden. Sie aber fragte ihn: „Möchtest du nicht mit nach oben kommen?“ „Du willst wohl, dass deine Wirtin einen Herzschlag erleidet?“ „bemerkte er etwas ironisch. Darauf erwiderte sie zu seiner Überraschung: „Sei deshalb völlig unbesorgt, sie ist gestern für vier Wochen zur Kur nach Bad Elster gefahren. Sie hat fast zwei Jahre auf diese Kur warten müssen.“ Jetzt begann Wolfgang, Sonjas Verhalten zu begreifen. „Das ist aber wirklich nett von ihr, unter diesen Umständen kann ich das Angebot natürlich mit Freuden annehmen.“

In Sonjas Zimmer angekommen wollte Wolfgang sie umarmen. Doch sie zog erst einmal das Fensterrollo herunter. „Wir müssen ja nicht unbedingt Zuschauer haben.“ Jetzt küsste er sie leidenschaftlich, aber sie befreite sich aus seiner Umarmung. „Lass uns doch zuerst die Mäntel ablegen.“ Danach forderte sie ihn auf: „Mach es dir jetzt ein wenig bequem!“, und verließ das Zimmer. Er setzte sich an den Tisch, auf dem eine Vase mit roten Nelken stand. „Sonja hat sogar Blumen für meinen Besuch besorgt. Sicher ist sie erst in vielen Geschäften vergeblich gewesen, ehe sie welche bekommen hat“, dachte er. „Eigentlich hätte ich ihr Blumen mitbringen müssen, aber ich wusste ja nicht, was auf mich zukommt.“ Als Sonja wieder ein-

trat, war sie mit einem Bademantel bekleidet. Das war ihr einziges Kleidungsstück, wie er beim Öffnen des Gürtels feststellte. Er bedeckte ihren Hals, ihre Schultern und ihre Brüste über und über mit Küssen. Auf die mit Blumen bedruckte Bettdecke deutend flüsterte sie: „Komm lass uns hier auf Blumenbetten kosen.“ „O, diese Stimme ist noch viel zärtlicher und verführerischer als die der Titania“, konnte er gerade noch feststellen. Sich rasch seiner Kleidung entledigend folgte er ihr zum Bett. Es störte ihn überhaupt nicht, dass sie entgegen ihrer Ankündigung die Decke mit der Blumenpracht doch entfernte. Und sie tauchten ein in ein Meer voller Leidenschaft. Ihre Sinne wurden wie von einer Welle emporgetragen und nach unten geschleudert, um wieder und wieder von immer stärker anschwellenden Wellen erfasst zu werden. Tiefer und tiefer, wie von einem Strudel hinabgezogen, versanken sie unentrinnbar in jener süßen Falle von Rausch und Wollust. Doch dann – urplötzlich – hatte sich der Orkan ihrer Leidenschaft gelegt, das wild tosende Meer der Gefühle war zu einem ruhigen, friedlichen See geworden und ein Gefühl tiefen Glücks überkam sie beide. Und es war nicht verwunderlich, dass sie nach der langen Zeit des Aufeinanderwartens sich in dieser Nacht mehrfach in die Fluten des Liebesrausches stürzten. Als Wolfgang am nächsten Morgen neben Sonja erwachte, glaubte er zuerst zu träumen. Er küsste sie zärtlich auf die Wange. Da schlug sie die Augen auf und schaute ihn sanft und liebevoll an. Auch die meisten der folgenden Nächte verbrachten sie zusammen in Glück und Harmonie wie Mann und Frau. Die Rückkehr von Frau Jaschke beendete dann endgültig die gemeinsamen Nächte der Liebenden. Wie schon zuvor gingen sie jetzt wieder jeden Mittwochabend zusammen ins Kino oder manchmal auch ins Theater. An den Wochenenden fuhren sie wieder nach Hause und trafen sich dann in Meuselwitz oder Rositz zu gemeinsamen Unternehmungen.

In diesem Jahr hatte der Frühling sehr früh Einzug gehalten. Am Palmsonntag 1952, dem 6. April, herrschte schon richtig früh-sommerliches Wetter. Die Sonne strahlte von einem blauen Himmel herab, an dem kein Wölkchen zu entdecken war. In Meuselwitz waren am Vormittag die evangelischen Schulabgänger wie in fast

allen umliegenden Orten traditionsgemäß zur Konfirmation in die Kirche gegangen. Viele von ihnen hatten schon seit längerer Zeit keinen Gottesdienst mehr besucht und hatten auch in den vorhergehenden Wochen eher widerwillig am Konfirmandenunterricht teilgenommen. Aber an der Konfirmation mit den anschließenden Feierlichkeiten wurde in fast allen Familien festgehalten. Und diese feierliche Atmosphäre hatte sich irgendwie auf die gesamte Stadt übertragen. Das spürten Wolfgang und Sonja überall, als sie am Nachmittag zu einem Spaziergang zum Hainbergsee aufbrachen. Doch nach dem Verlassen der Stadt hatten sie eher den Eindruck, in einer menschenleeren Gegend zu sein. Als sie vom Osten kommend das Südufer des Sees erreichten, wählten sie nicht den in seiner unmittelbaren Nähe verlaufenden Weg, sondern benutzten den Pfad, der in einiger Entfernung zum See ziemlich steil in die Höhe führte. Zu ihrer Linken lag ein ausgedehntes Getreidefeld, etliche hundert Meter dahinter wurde eine kleine Erhebung sichtbar, der Hainberg. Mit zunehmender Höhe schoben sich – auf dem zu ihrer Rechten abfallenden Gelände – Birken, Erlen, Gebüsch und an manchen Stellen auch Sandhänge zwischen den Pfad und den See. Hand in Hand näherten sich Sonja und Wolfgang der höchsten Stelle des Pfades, der kurz danach an einem Wäldchen aus kaum mehr als mannshohen Nadelgehölzen endete. Von hier aus bot sich ihnen ein überwältigender Blick, über die zu ihren Füßen sich ausbreitenden Kronen der Bäume hinweg, auf den im Sonnenlicht glitzernden See. Wie ein Finger ragte vom Westen her eine mit Büschen und jungen Birken bewachsene Halbinsel in den See hinein und gab ihm sein besonderes Gepräge. Ihnen genau gegenüber auf der Nordseite des Sees befanden sich – wenige Meter über dem Wasserspiegel – eine Sportplatzanlage und rechts davon ein gummiverarbeitender Betrieb, die Gummibude genannt. Noch weiter nach rechts und etwas nach hinten versetzt lag der Bahnhof. Seine Gleisanlagen durchschnitten das Gelände von West nach Ost. Vor allem rechts vom Bahnhof hinter den Bahnanlagen breitete sich die Stadt in der Ebene aus. Kirche und Rathaus ragten als höchste Gebäude aus dem Gewirr der Häuser heraus. Von dem durch den Anstieg des Geländes höher gelegenen östlichen Stadtrand war nur noch die Spitze des Wasser-

turms über den Bäumen des Wirker-Parks sichtbar. Auf der anderen Seite, ein paar hundert Meter hinter dem Sportplatzgelände, begann Zipsendorf, um das herum sich mehrere Kohlegruben und Briekettfabriken gruppierten.

Viel beeindruckender war jedoch der Blick über die nähere Umgebung hinweg in die Weite des Landes. Einer der auffälligsten Punkte zwischen Wäldern und Feldern war der Mast des Leipziger Rundfunksenders bei Grotzsch. Bei sehr klarem Wetter, wie an diesem Tage, konnte man sogar ganz in der Ferne – zwar klein aber noch deutlich erkennbar – die Umrisse des Völkerschlachtdenkmals wahrnehmen. „Hier oben ist wirklich ein wunderschönes Fleckchen,“ bemerkte Sonja. „Das war nicht immer so. Vor vierzig oder fünfzig Jahren haben sich hier die Bagger in den Boden gefressen und Tonne um Tonne Kohle aus der Erde geholt“, belehrte Wolfgang sie. „Aber das ist Vergangenheit, jetzt ist es ein paradiesisches Plätzchen“, erwiderte sie beinahe trotzig. „Was hältst du von einem Osterpicknick hier am Rande des Wäldchens mit dem phantastischen Ausblick?“ „Das ist eine sehr gute Idee. Klar, das machen wir“, stimmte er zu. Froh gelaunt traten sie nach einiger Zeit den Rückweg an.

Am ersten Osterfeiertag war das Wetter genauso schön wie am vorhergehenden Sonntag. Es war inzwischen noch etwas wärmer geworden. Ziemlich bepackt machten sich Sonja und Wolfgang am frühen Nachmittag auf den Weg zu dem von ihnen ausgewählten Plätzchen hoch über dem Hainbergsee. Unmittelbar vor dem Wäldchen, im Schutz eines nicht sehr hohen Gebüsches breiteten sie eine Decke aus und ließen sich zum Picknick nieder. Sonja packte einen leckeren, selbst gebackenen Sandkuchen aus, und Wolfgang füllte zwei Becher mit Kaffee der Marke „Kathreiner Kaffee-Ersatz“ aus der Thermosflasche. Aus seiner Tasche holte er ein paar bunt gefärbte Ostereier hervor. So verbrachten sie ein gemütliches Kaffeestündchen. Nachdem sie sich gestärkt hatten, forderte Sonja, ein Kuvert in der Hand haltend, Wolfgang auf: „Dreimal darfst du raten, was darin verborgen ist.“ „Ich bin doch kein Hellseher“, antwortete er, „mit Sicherheit hast du keine Hundertmarkscheine drin.“ Da zog

sie aus dem unverschlossenen Kuvert eine Fotografie von ihrer gemeinsamen Aufführung des „Sommernachtstraums“ heraus. Diese zeigte Sonja als Elfenkönigin, wie sie den Arm um den unter einem Eselskopf aus Pappmaché steckenden Klaus Zettel alias Wolfgang Hartwig schlang. „Das Bild kenne ich doch, ich habe auch einen Abzug davon. Soll das etwa heißen, dass du mich Esel jetzt auch umarmen möchtest?“ „Nimm das mit dem Esel bitte sofort zurück. Aber was die Umarmung betrifft, die kannst du gern haben.“ Und sie schlang ihren Arm um ihn und küsste ihn. Sie zeigte ihm noch andere Aufnahmen von der Aufführung, die er nicht kannte. Er besaß nur Fotografien von Szenen, an denen die Rüpel aus Meuselwitz beteiligt waren. „Erinnerst du dich? Das ist der Herzog Theseus mit seiner Braut Hippolyta, als er das Stück mit den Worten eröffnete: ‚Nun rückt, Hippolyta, die Hochzeitsstund‘ mit Eil‘ heran.‘ Hier ist dann die dir nicht unbekannte Elfenkönigin Titania, umgeben von ihren Elfen. Auf dem nächsten Foto siehst du Titania mit ihrem Gemahl Oberon. Da hatten sie sich gerade wegen eines indischen Fürstenknaben und verschiedener anderer Eifersüchteleien gestritten.“ „Tatsächlich, das wirkt sehr glaubhaft, du machst ein ganz unfreundliches Gesicht, so erbost habe ich dich noch gar nicht gesehen. Was ist eigentlich aus dem Knaben geworden, ich meine natürlich den Elfenkönig Oberon?“ „Das weiß ich nicht. Es ist schon sehr viel Zeit vergangen, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Wahrscheinlich ist er von Altenburg weggegangen. Jetzt kommt Oberons quirliger Geist, der Kobold Droll, der überall seine Hände im Spiel hatte und die Verwirrung um die beiden Liebespaare stiftete, nach dem Motto ‚Geh‘n die Sachen kraus und bunt, freu‘ ich mich von Herzensgrund‘. Dem Mädchen schien die Rolle auf den Leib geschrieben zu sein, sie war einfach phantastisch. Ich meine, sie hat später eine Schauspielausbildung absolviert. Und da haben wir das erste Liebespaar: Die zunächst verschmähte und gedemütigte Helena mit dem herzlosen Demetrius, die dank Drolls Zaubertropfen dann doch noch zueinander fanden. Das andere Liebespaar, Hermia und Lysander, ist auf dem letzten Foto festgehalten.“ „Hermia war doch wirklich auch eine Schönheit. Das ist mir damals überhaupt nicht aufgefallen. Ich hatte nur Augen für dich.“ „Ja, sie wurde von

vielen Jungen umworben. Sie ging mit mir in dieselbe Klasse. Einige Zeit nach dem Abitur hat sie sich mit ihren Eltern in den Westen abgesetzt. Sie hatten eine kleine Fabrik in Lucka besessen und waren enteignet worden. Lysander, alias Werner Fuhrmann ist im März 1950 zusammen mit anderen Altenburger Schülern und einigen Lehrern verhaftet worden. Sie hatten illegal eine antikommunistische Gruppe gegründet, hatten antisowjetische Flugblätter verteilt und an Häuserwände ein großes F für Freiheit gemalt.“ „Ich habe von der Geschichte gehört. Es gab ja auch ein paar Meuselwitzer, die in Altenburg zur Schule gingen, und überhaupt hat sich das damals doch ziemlich herumgesprochen“, warf Wolfgang ein. „Von Werner Fuhrmann und einigen anderen Verhafteten fehlt bisher jede Spur, die meisten haben sich jedoch nach mehr als einem halben Jahr aus Bautzen oder anderen Zuchthäusern gemeldet“, erklärte Sonja und fuhr fort: „Es ist furchtbar, wenn Menschen so spurlos verschwinden, und niemand weiß, was aus ihnen geworden ist. Ich kann mich zwar nicht mehr an vieles aus unserer Zeit in der Sowjetunion erinnern, aber das muss damals dort an der Tagesordnung gewesen sein. Eines Tages war auch der Vater meiner Freundin Brigitte ‚abgeholt worden‘. Mein Vater hatte mir sofort danach verboten, zu Brigitte zu gehen oder auch nur mit ihr zu spielen. Einige Zeit später waren auch Brigitte und ihre Mutter aus dem Lager verschwunden. Das konnte ich damals nicht verstehen. Erst sehr viel später wurde mir dann alles klar, besonders die grausame Bedeutung des Ausdrucks ‚Abgeholt worden‘. Seither verstehe ich meinen Vater nicht mehr. Wie konnte er sich diesem grausamen System mit Haut und Haaren verschreiben? Aber lassen wir diese Dinge jetzt. Heute ist ein so schöner Tag, den sollten wir uns nicht mit solchen Diskussionen verderben.“

Um sie herum herrschte eine paradiesische Stille, die nur ab und zu vom Gezwitscher eines Vogels unterbrochen wurde. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Eng umschlungen saßen die beiden im Gras, über ihnen das Blau des Himmels, unter ihnen der klare, ruhige See und das weite Land vor ihnen. Ein Gefühl grenzenloser Freiheit überkam die Liebenden. Sie küssten sich und waren

einfach glücklich. „Man müsste solche Augenblicke festhalten können“, flüsterte sie. „Wir bewahren das gut in unserer Erinnerung. Nichts soll uns je trennen können“, erwiderte er. Doch dann wurden ihnen auch die Schwierigkeiten bewusst, die in der Realität des Alltagslebens auf sie zukommen könnten. Sonja würde wohl im nächsten Jahr ihr Musikstudium beenden, Wolfgang hatte dagegen noch vier bis fünf Jahre Studium vor sich. Er war ja durch seine Zugehörigkeit zur Volkspolizei in gewisser Weise gebunden. Würde Sonja dann eine Anstellung an einer Musikschule oder einer normalen Schule in seiner näheren Umgebung finden? Oder würde man sie einfach an irgendeinem weit entfernten Ort einsetzen? Könnte sie sich als mögliche Alternative dazu von Privatunterricht ernähren? Da sie Geige und Flöte als Fächer studierte, müssten die Voraussetzungen dafür eigentlich ganz günstig sein. Aber vielleicht würde sich die allgemeine Situation in nächster Zukunft grundlegend ändern, falls es doch zur Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten kommen sollte. Das überraschende Angebot aus Moskau mit der Stalin-Note vom vergangenen Monat, in der ein neutrales Gesamtdeutschland vorgeschlagen worden war, ließ Hoffnung aufkommen. Aber würde der Westen auf dieses Angebot eingehen, und war es überhaupt ernst gemeint, oder war es tatsächlich nur ein taktischer Schachzug Stalins? Ihnen blieb nichts anderes übrig, als die Dinge einfach auf sich zukommen zu lassen. Da sie sich gegenseitig ihrer Liebe sicher zu sein glaubten, würden sie letztlich auch eine Lösung ihrer Probleme finden. Davon waren sie überzeugt, und sie blickten voller Zuversicht in eine gemeinsame Zukunft.

Die Stunden vergingen, die Sonne näherte sich langsam dem Horizont. Plötzlich hatten beide gleichzeitig den Gedanken, die kommende Nacht an diesem wunderbaren Ort zu verbringen. Langsam sank die Dämmerung hernieder. Mehr und mehr verschwammen die Bilder der Ferne, wurden immer undeutlicher. Die Stadt mit ihren Gebäuden und die Gruben der Umgebung wirkten wie Scherenschnitte, und der See erschien ihnen als ein großes, dunkles Loch. Schließlich hatte die Dunkelheit alles zugedeckt. Am Himmel wurden die ersten Sterne sichtbar und nach einiger Zeit auch die Sichel

des abnehmenden Mondes, dessen Spiegelbild langsam über den See wanderte. Sonja und Wolfgang genossen, sich küssend und liebkosend, die romantische Stimmung. Dann bereiteten sie sich am Rande des Wäldchens ihr Nachtlager und verbrachten eine wundervolle Liebesnacht inmitten der zauberhaften Natur, bis sie irgendwann doch in tiefen Schlaf fielen. Es war schon heller Tag geworden, als sie leicht fröstelnd erwachten. Sie standen auf, schauten sich an, fanden sich wohl etwas merkwürdig und begannen beide zu lachen. „Ich habe fürchterlichen Hunger“, stellte Sonja fest. „Meinst du, ich nicht?“, antwortete Wolfgang gähmend, „wir packen jetzt unsere Sachen zusammen und gehen zum Frühstück zu meinen Eltern.“

Die Hartwigs waren zunächst überrascht und doch etwas schockiert, als Wolfgang am späten Vormittag zusammen mit Sonja bei ihnen auftauchte. Er stellte seine Freundin vor und erklärte, sie seien ziemlich hungrig, weil sie noch nichts gegessen hätten. So bereitete Alma Hartwig den beiden erst einmal ein kräftiges Frühstück. Natürlich mussten sie auch zum Mittagessen bleiben. Nachdem alle mit großem Genuss den Kaninchenbraten und die Thüringer Klöße verspeist hatten, bedankte sich Sonja ganz herzlich bei Wolfgangs Eltern und entschuldigte sich, dass sie so einfach hereingeplatzt sei, und das noch dazu am Feiertag. Aber Wolfgangs Eltern wehrten ab. Das Essen habe ja für alle gereicht, und sie hätten sich doch sehr gefreut, Wolfgangs Freundin kennengelernt zu haben. Ein Kinobesuch am Nachmittag und ein Tänzchen am Abend im Ratskeller rundeten das Osterprogramm des jungen Paares ab. Von dem Picknick hoch über dem Hainbergsee waren die beiden so begeistert, dass sie es am darauffolgenden Wochenende wiederholten. Für den Sonnabend danach, den 26. April, hatte die CDU eine Tanzveranstaltung im Meuselwitzer Ratskeller angekündigt. Das war eine Novität für den kleinen Ort und sollte wohl auch ein besonderes gesellschaftliches Ereignis werden. Obwohl weder Sonja noch Wolfgang irgendeine Beziehung zu dieser Blockpartei hatten, fanden sie das recht interessant und beschlossen, die Veranstaltung auf jeden Fall zu besuchen.

5. Kapitel

Als Sonja am 26. April gegen 18 Uhr mit dem Zug aus Richtung Altenburg kommend auf dem Bahnhof in Meuselwitz eintraf, hielt sie vergeblich nach Wolfgang Ausschau. Er hatte sie bisher immer vom Bahnhof abgeholt. Dabei war er stets pünktlich gewesen, aber diesmal hatte er sich offensichtlich verspätet. So wartete sie am Bahnhof. Doch die Zeit verging, und Wolfgang kam nicht. Nach etwa zwanzig Minuten entschloss sie sich, zu seinen Eltern zu gehen. Herr und Frau Hartwig waren von Sonjas Besuch überrascht. „Wir haben auch schon auf Wolfgang gewartet, er wollte eigentlich wie immer gegen Mittag hier sein“, erklärte seine Mutter. „Wenn er nur den Zug verpasst hätte, wäre er sicher mit dem nächsten gekommen und dann spätestens am Nachmittag eingetroffen.“ Sonja hatte Wolfgang zuletzt am Mittwochabend in Leipzig getroffen. Dabei hatten sie beide ihre Absicht bekräftigt, heute zur Tanzveranstaltung der CDU zu gehen. Aber sie wollte natürlich die alten Leute nicht beunruhigen und sagte, Wolfgang sei sicher etwas Wichtiges dazwischengekommen. Sie werde halt am Sonntag noch einmal vorbeischauen, doch vielleicht würde er an diesem Wochenende überhaupt nicht nach Hause kommen. Voller Unruhe fuhr sie nach Rositz zurück.

Kurz, nachdem Frau Hartwig sich am nächsten Morgen zu ihrem sonntäglichen Kirchenbesuch auf den Weg nach Zipsendorf gemacht hatte, klingelte es plötzlich stürmisch. Vor der Tür stand Herr Thiele, Joachims Vater. Wolfgang und sein Freund Joachim wohnten ja in Leipzig zusammen im Studentenwohnheim der Volkspolizei. Ernst Hartwig bat den unerwarteten Besucher in die Wohnung. Dieser fragte sofort nach Wolfgang. Als Herr Hartwig antwortete, Wolfgang sei entgegen seiner ursprünglichen Absicht nicht nach Hause gekommen, schilderte Herr Thiele, was sich bei ihnen ereignet hatte: „Joachim ist in dieser Woche schon am Freitagabend nach Hause gekommen. Gestern hatte ich zusammen mit meiner Frau Bekannte besucht. Anschließend sind wir dann noch in den Ratskeller zur CDU-Tanzveranstaltung gegangen. Joachim hatte

auch beabsichtigt, in den Ratskeller zu kommen. Aber wir haben dort vergeblich auf ihn gewartet. Heute Morgen stellten wir fest, dass Joachim auch nicht zu Hause war. Unser jüngster Sohn Jürgen berichtete uns dann, gegen 20 Uhr habe ein Offizier der Volkspolizei, ein Herr Keil, Joachim gebeten, für ein paar Minuten mit ihm zur Polizeiwache im Rathaus zu gehen, um eine Frage zu klären. Während der Polizist vor der Tür wartete, hatte Joachim seinem Bruder gesagt, er müsse mal schnell mit dem Keil zum Rathaus und gehe dann anschließend zum Tanzen in den Ratskeller. Das versetzte uns natürlich in helle Aufregung. Ich lief sofort zum Rathaus, um diesen Herrn Keil nach Joachims Verbleib zu fragen. Zunächst leugnete Keil, Joachim abgeholt zu haben. Als ich ihm entgegenhielt, unser zweiter Sohn habe das doch mitbekommen, gestand er es schließlich ein. Auf meine bohrenden Fragen, wo Joachim abgeblieben sei und wem er ihn übergeben habe, antwortete er ausweichend. Ich bin dann sehr heftig geworden und habe ihm gesagt, sein Verhalten sei unmöglich und ich wolle mich über ihn beschweren. Doch er blieb bei seiner Darstellung, er habe Joachim in einem Dienstzimmer abgeliefert, in dem sich mehrere ihm unbekannte Herren aufgehalten hätten. Als ich ihn fragte, ob es sich dabei um Russen gehandelt habe, erwiderte er, das wisse er nicht.“ Ernst Hartwig war nach Herrn Thieles Schilderung in tiefer Sorge um seinen Sohn. Auch Herr Thiele sah durch die Tatsache, dass Wolfgang entgegen seiner Ankündigung nicht nach Hause gekommen war, seine Befürchtungen noch verstärkt. Die beiden Männer vereinbarten, in Verbindung miteinander zu bleiben und sich gegenseitig zu verständigen, wenn sich etwas Neues ergeben würde.

Als Alma Hartwig von ihrem Kirchgang zurückgekehrt war, berichtete ihr Mann ihr vorsichtig, was er von Herrn Thiele erfahren hatte. Daraufhin erlitt sie einen Nervenschock und erklärte, sie habe es ja gleich gewusst, dass mit Wolfgang etwas passiert sein müsse. Am Nachmittag kam dann Sonja wie angekündigt zu den Hartwigs. Die Nachricht über das Verschwinden von Joachim Thiele schien auch bei ihr schlimme Vorahnungen zu bestätigen. Sie fuhr sofort nach Leipzig und erkundigte sich im Studentenheim der Volkspolizei

nach Wolfgang. Dort konnte sie nur in Erfahrung bringen, dass er am Sonnabendmorgen weggegangen war, um nach Hause zu fahren. Zutiefst niedergeschlagen kehrte Sonja in ihr Studentenzimmer zurück. Sie musste also davon ausgehen, dass Wolfgang, ebenso wie sein Freund Joachim, von der Stasi (22) oder vom sowjetischen KGB (23) verhaftet worden war. Ein letztes Fünkchen Hoffnung glomm noch in ihr. Vielleicht war er doch irgendwie vor einer drohenden Verhaftung gewarnt worden und konnte noch rechtzeitig in den Westen fliehen. Aber wenn sie nicht in den nächsten drei oder vier Tagen eine Nachricht von ihm erhalten würde, müsste sie wohl auch diese letzte Hoffnung begraben.

In Meuselwitz kursierten inzwischen die wildesten Gerüchte. Bald stellte sich heraus, dass auch Dieter Gerth verschollen war. Nach drei Hausdurchsuchungen bei Familie Köhler innerhalb kurzer Zeit erfuhr Herr Köhler schließlich, dass sein Sohn Rolf, der als Laborant in Böhlen gearbeitet und auch dort gewohnt hatte, schon seit dem 21. April spurlos verschwunden war. Bei der letzten Durchsuchung hatten Volkspolizisten einen nicht mehr benutzten Kachelofen auseinandergenommen und dabei eine alte Pistole mit einer einzigen Patrone gefunden. Außerdem beschlagnahmten sie einen Gummiknüppel und das Buch „Seeteufel“ von Felix Graf Luckner. Rolfs Vater flüchtete kurz danach mit der Familie in den Westen. Nur Rolfs vierundzwanzigjährige Schwester Inge blieb wegen ihres Verlobten in Meuselwitz zurück. An den folgenden Tagen fanden auf Anordnung des Revierleiters der Volkspolizei Meuselwitz, ohne dass dessen Name genannt wurde, Hausdurchsuchungen bei den Familien Hartwig, Thiele und Gerth statt. In den darüber angefertigten Protokollen hieß es in allen drei Fällen: „Es wurde nichts gefunden, was mit der zu klärenden Straftat in Verbindung steht oder aus sonstigen Gründen der Einziehung bzw. Beschlagnahme unterliegt.“ Dabei konnten die ausführenden Organe der Volkspolizei weder Auskunft über den Aufenthalt des „Straftäters“ noch über die „Art der Straftat“ geben. Sie drohten aber mit ernststen Konsequenzen, wenn man sich der Untersuchung widersetze. Bei Familie Hartwig beschlagnahmten sie lediglich inoffiziell aus Wolfgangs Briefmar-

kensammlung einen Satz Marken aus dem dritten Reich, auf denen der Kopf Hitlers abgebildet war.

Nachdem Joachim am Abend des 26. April in Begleitung von Keil im Rathaus angekommen war, wurde er in ein Zimmer im Erdgeschoss geführt. Schon beim Öffnen der Tür überkam ihn ein bedrückendes Gefühl. Eine modrig-süßliche Luft schlug ihm entgegen und schien ihn regelrecht einzuschnüren. Der Raum war nur spärlich beleuchtet durch den Lichtschein, der durch die geöffnete Tür des Nebenzimmers einfiel. Wie durch einen Schleier nahm er im Halbdunkel drei Männer und eine Frau wahr, die sich über den Raum verteilt hatten, als seien sie sich absichtlich aus dem Weg gegangen. Als sie seinen „Guten Abend-Gruß“ erwiderten, merkte er sofort, dass es sich um Russen handelte. Ihm schien das Blut in den Adern zu gefrieren. Keil schloss die Tür hinter ihm, und entfernte sich. Joachim war stehen geblieben und wartete auf eine Erklärung. Doch es fiel kein einziges Wort, eisiges Schweigen. Joachim spürte sein Herz bis zum Hals schlagen. Was hatte das alles zu bedeuten? Dann platzte es aus ihm heraus: „Sagen Sie mir bitte, worum es geht!“ Die Frau antwortete mit kalter, schriller Stimme: „Setzen Sie sich da auf den Stuhl, wir werden später sprechen.“ „Ich möchte aber sofort wissen, worum es geht, wenn Sie mich schon zu dieser außergewöhnlichen Zeit kommen lassen.“ Die Frau, bei der es sich offensichtlich um eine Dolmetscherin handelte, wechselte ein paar Worte auf Russisch mit einem der Männer. Dann erwiderte sie nur kurz: „Sie müssen warten!“ „Das kann ich nicht einsehen“, entgegnete Joachim, „Sie können mich nicht zwingen, hier zu warten. Dann gehe ich eben wieder.“ Nachdem die Dolmetscherin das hastig übersetzt hatte, polterte der männliche Gesprächspartner auf Russisch los, und sie gab seine Belehrung an Joachim weiter. „Natürlich können wir Sie zwingen. Sie werden diesen Raum nicht verlassen. Wir bestimmen, wann wir sprechen. Wenn Sie jetzt Schwierigkeiten machen, wird das später Nachteile für Sie haben.“ Joachim überlegte krampfhaft, was er tun sollte. Und er kam zu dem Schluss, dass er keine andere Wahl habe, als zu bleiben. Schließlich war er sich keiner Schuld bewusst. Er hatte sich im letzten Jahr

ausschließlich seinem Studium an der Arbeiter- und Bauern-Fakultät gewidmet und sich von gefährlichen politischen Diskussionen ferngehalten. Wahrscheinlich würde sich alles als harmlos herausstellen. Also setzte er sich und wartete einfach ab. Inzwischen hatten sich seine Augen auf die Lichtverhältnisse eingestellt. So musterte er nacheinander seine russischen Gegenüber. Natürlich hatte er sich die „sowjetischen Freunde“, von denen in der DDR so oft die Rede war, etwas anders vorgestellt. Doch der vermeintliche Chef und Wortführer wirkte von seiner äußeren Erscheinung her gar nicht einmal unsympathisch. Er war ein nicht sehr großer, etwas untergesetzter Mann Anfang dreißig, mit langem, glatt nach hinten gekämmtem, schwarzem Haar. Er trug einen zweireihigen Anzug und eine wahrscheinlich unifarbene Krawatte. Auch die beiden anderen Russen waren korrekt mit Anzug und Krawatte gekleidet. Einer von ihnen war groß und von sehr kräftiger Gestalt. Aus seinen groben Gesichtszügen sprach eine gewisse Brutalität. Der andere wirkte eher unscheinbar. Die Dolmetscherin war eine schwächliche Frau um die dreißig, mit eingefallenen Wangen und einer zu stark ausgeprägten Kinnpartie. Sie war auffallend stark geschminkt und verströmte den Duft eines sehr aufdringlichen Parfüms.

Dreißig bis vierzig Minuten vergingen, in denen kein einziges Wort fiel. Dann kam plötzlich ein weiterer Russe ins Zimmer. Es wurden ein paar Sätze in Russisch gewechselt, danach sagte die Dolmetscherin zu Joachim: „Sie werden jetzt mit uns nach Altenburg fahren.“ Auf seine Frage „und wenn ich mich weigere?“, antwortete sie drohend und sehr bestimmt: „Wir werden Sie zwingen, wir haben die Macht dazu.“ „Dann möchte ich aber wenigstens, dass meinen Eltern Bescheid gesagt wird“, verlangte Joachim. „Das hat der Genosse, der Sie abgeholt hat, bereits getan“, entgegnete sie. Auf dem Weg nach draußen kamen sie durch ein Zimmer, in dem Keil hinter einem Schreibtisch saß. Im Vorübergehen fragte Joachim ihn: „Haben Sie meinen Eltern Bescheid gesagt?“ Keil schaute ihn fragend an und antwortete: „Nein!“ „Würden Sie das bitte tun?“ Nach einem weiteren fragenden Blick sagte Keil: „Ja!“ „Kann ich mich darauf verlassen?“ hakte Joachim nach, und Keil gab ein schüchter-

nes „Ja“ von sich. Von den vier Russen gut abgeschirmt wurde Joachim zu einem unmittelbar vor dem Ausgang des Rathauses geparkten Pkw geführt. Er musste auf dem Rücksitz Platz nehmen, rechts und links von ihm saßen der Wortführer und der Unscheinbare. Jeder von ihnen hatte eine Hand in der Seitentasche seines Jacketts. So ließen sie keinen Zweifel daran, dass sie mit der Waffe jeden Fluchtversuch verhindern würden. Während der Fahrt wurde Joachim immer ruhiger. Sie hatten ja nichts gegen ihn in der Hand. Und deutete nicht das Angebot Stalins zur Wiedervereinigung unter Bildung eines neutralen deutschen Staates unter Abzug aller Besatzungstruppen darauf hin, dass die Sowjets doch in absehbarer Zeit die DDR verlassen wollten?

In Altenburg öffnete ein Posten das Eingangstor zum Bereich um die sowjetische Kommandantur und Verwaltung, der durch einen mehr als drei Meter hohen Zaun vom restlichen Stadtgebiet völlig abgegrenzt war. Sie hielten vor einem villenartigen Gebäude, in dessen Garten hell erleuchtet eine von Stacheldraht umgebene Baracke stand. In dieser Baracke wurde Joachim in einen mit Fenstergittern versehenen Raum gebracht, in dem sich nur eine Bank und ein Stuhl befanden. In der geöffneten Tür blieb ein Posten mit Maschinenpistole im Anschlag zurück. Aber schon nach kaum mehr als dreißig Minuten wurde die Fahrt in Gegenwart der beiden Begleiter und der Dolmetscherin in einem etwas bequemeren Pkw fortgesetzt. Sie fuhren nach Leipzig und dort durch die kurz vor Mitternacht fast menschenleeren Straßen zur Kommandantur. Hier wurden die an unterschiedlichen Orten eingesammelten ehemaligen Meuselwitzer Oberschüler auf verschiedene Räume verteilt, ohne dass auch nur einer von ihnen ahnte, wer von den Schulkameraden sich zur gleichen Zeit in anderen Teilen dieses ungastlichen Hauses befand.

Auf einem Stuhl in der Mitte eines ansonsten leeren Raumes saß Wolfgang Hartwig. Der Raum wurde von einer Glühbirne an der Decke direkt über ihm erleuchtet, ein Lampenschirm fehlte. Die beiden Fensternischen waren zugemauert, die Tapeten waren teil-

weise von den Wänden abgerissen. In der geöffneten Tür stand ein Posten mit Maschinenpistole im Anschlag. Wolfgang war am Vormittag, als er das Studentenwohnheim verlassen wollte, von zwei Stasimitarbeitern abgefangen worden. Wolfgang hatte sich bei der Übergabe an die Russen ähnlich wie Joachim verbal zur Wehr gesetzt. Doch es half ihm auch nicht, dass er sich auf die Verfassung der DDR berief und den Sowjets das Recht absprechen wollte, einen deutschen Staatsbürger zu etwas zu zwingen. Nun saß er schon seit Vormittag auf diesem unbequemen Stuhl in dem schwach erleuchteten Raum. Die Stunden vergingen, ohne dass etwas geschah. Nur der Posten in der Tür wurde von Zeit zu Zeit abgelöst. Wolfgang Gedanken waren bei Sonja. Sie würde am Bahnhof darauf warten, dass er käme, um sie abzuholen. Was würde sie wohl denken, wenn sie vergeblich wartete. Eine unbändige Wut erfasste ihn, weil die Russen ihnen so das Wochenende verderben. Er glaubte fest daran, dass er spätestens am Montag wieder frei sein würde und dann alles aufklären könne. Es musste sich um einen totalen Irrtum handeln. Jedenfalls war er sich keiner Schuld bewusst. Gelegentlich war er zwar mit seinen Äußerungen über die DDR unvorsichtig gewesen, aber irgendwann ließen doch die meisten Menschen mal ihren Ärger heraus und schimpften über das eine oder das andere. Das konnte aber doch kein Grund sein, ihn hier festzusetzen.

Jetzt stand schon der vierte Posten vor der Tür. Wolfgang war inzwischen ziemlich hungrig geworden und müde von der schlechten Luft und der Düsternis des Raumes. Nach 22 Uhr fragte Wolfgang ihn mittels Zeichensprache, ob er sich hinlegen dürfe. Da der Posten nichts dagegen zu haben schien, legte er sich auf den Fußboden und war nach kurzer Zeit eingeschlafen. Nachdem er so mindestens zwei Stunden geschlafen hatte, wurde er ziemlich sanft geweckt. Als er die Augen aufschlug, sah er einen gut aussehenden, blonden Russen in Zivil, der in einigem Abstand vor ihm auf dem Boden kniete und ihn mit seinem lang ausgestreckten rechten Arm berührt hatte. Der Mann schien befürchtet zu haben, Wolfgang könne versuchen, ihn zu überwältigen, obwohl doch noch immer der

Posten mit der Maschinenpistole in der Tür stand. Wolfgang, mit dem Bewaffneten im Rücken, folgte dem Blondem über mehrere Korridore bis zu einem großen Raum. Dort saß hinter einem Schreibtisch, direkt unter dem Bild Stalins, der Mann, der offensichtlich die ganze Aktion leitete, der Untersetzte mit den schwarzen, glatt nach hinten gekämmten Haaren, Major Kamenew in Zivil. Über die schwächige Dolmetscherin wies er Wolfgang an, auf einem Stuhl an der gegenüberliegenden Seite des Zimmers Platz zu nehmen. Dann stellte er Wolfgang einige Fragen zur Person. „Kommen Sie doch mal zu mir“, herrschte der Major Wolfgang an. Als Wolfgang direkt vor dem Schreibtisch stand, hielt Kamenew ihm blitzschnell ein Passbild vor: „Wer ist das?“ „Das ist Klaus Sänger“, antwortete Wolfgang ganz ruhig. „Wir haben ihn verhaftet. Er ist ein Spion, und Sie sind auch ein Spion und haben für ihn gearbeitet.“ „Das ist überhaupt nicht wahr. Ich habe nicht für Sänger gearbeitet, nicht in irgendeiner Weise. Übrigens habe ich ihn schon lange nicht mehr gesehen“, entgegnete Wolfgang. Dabei fielen ihm die verfluchten Flugblätter ein, die er von Sänger vor mehr als einem halben Jahr erhalten hatte und die er schließlich an Rolf Köhler übergeben hatte, nachdem Georg Thaler sie nicht haben wollte. „Es hat keinen Sinn zu leugnen, Sie sind ein Spion, ein verdammter Faschist“, schrie Kamenew ihn an, und seine braunen Augen funkelten vor Zorn und Hass. „Wir haben Ihre ganze Gruppe gefasst“, und er zählte die Namen auf: „Köhler, Thiele, Gerth, Thaler, Hoffmann und Bantzer.“ Blankes Entsetzen erfasste Wolfgang. Urplötzlich wurde ihm der Ernst der Lage klar und damit auch die Hoffnungslosigkeit seiner Situation. Es ging gar nicht um irgendwelche Fakten und deren gerechte Bewertung. Hier war eine Gruppe junger Leute in die Fänge eines unbarmherzigen Apparates gelangt. Wie würde das enden? Und wie zur Bestätigung seiner schlimmsten Befürchtungen verlangte Kamenew: „Geben Sie mir Ihren Personalausweis, leeren Sie Ihre Taschen aus und legen Sie Ihre Krawatte und Ihren Hosengürtel ab. Wolfgang entgegnete trotzig: „Das werde ich nicht tun. Ich protestiere gegen diese Behandlung.“ „Sie haben hier nichts zu protestieren“, brüllte Kamenew ihn an, „Sie sind verhaftet. Ihr Sträuben verschlimmert nur noch Ihre Situation.“ Wolfgang sah ein, dass

er sich in der Gewalt von Menschen befand, die jedes Recht missachteten. Er und seine Schulkameraden waren ihnen schutzlos ausgeliefert. Voller Grimm lieferte er seinen Personalausweis, sein Portemonnaie, die Armbanduhr und den restlichen Inhalt seiner Hosen- und Rocktaschen samt Schlüsselbund sowie die Krawatte und den Gürtel ab. Dann wurde er abgeführt und zu einem Militär-Lkw gebracht. Die vom Fahrerhaus abgetrennte Ladefläche des Lkws war rundherum völlig geschlossen, nur auf der Rückseite gab es eine schmale Tür und an den Seitenwänden, ziemlich weit oben angebracht, winzige Fenster. Zwei Rotarmisten stießen Wolfgang durch die Tür ins Innere des Wagens. Dort schoben sie ihn in eine Art Zelle, einen nach allen Seiten verschlossenen Metallkasten, in dem er gerade stehen konnte, und verschlossen die Zellentür. Die Zelle war so eng, dass Wolfgang sich kaum bewegen konnte. Einige schmale Schlitzlöcher in der Zellentür sorgten wenigstens für ausreichend Luft zum Atmen. Später wurde Dieter Gerth in den Lkw gestoßen. Er musste sich auf eine Bank an einer der Seitenwände setzen, auf der gegenüberliegenden Seite nahmen zwei Rotarmisten Platz. Bald danach startete der Lkw mit den beiden Gefangenen und ihren Bewachern und verschwand im Dunkel der Nacht.

Nach einer mehrstündigen für Wolfgang quälenden Fahrt in der engen Zelle stoppte das Fahrzeug. Bei jeder Unebenheit und jeder scharfen Kurve war er gegen die Metallwände der Zelle gepresst worden. Neben dem Geschrei von Rotarmisten hörte er die Stimme von Dieter Gerth. Der war also offensichtlich zusammen mit ihm transportiert worden und sollte nun aussteigen. Nach einer Weile wurde die Zellentür geöffnet. Wolfgang tat alle Knochen weh. Er hatte Schwierigkeiten, sich zu bewegen und vom Lkw auf einem angelegten Brett nach unten zu gelangen. Inzwischen war es heller Tag. Wolfgang hatte kein Gefühl dafür, wie lange die Fahrt gedauert hatte. Zwei Rotarmisten mit Maschinenpistole im Anschlag standen rechts und links des Fahrzeugs. Dahinter lag das geschlossene Tor eines hohen Bretterzaunes. Auf der rechten Seite lief ein Stacheldrahtzaun vor der Bretterwand entlang. An der Stelle, wo der Stacheldrahtzaun im Winkel von neunzig Grad abknickte, stand ein mit einem Posten

besetzter Wachturm. Ein Unbewaffneter kam Wolfgang entgegen, fasste ihn am Arm und brachte ihn in einem Durchgang zwischen einer Mauer und einem Stacheldrahtzaun zum Eingang eines Hauses. Dort wurde er zunächst intensiv gefilzt, und die Schnürsenkel wurden noch aus seinen Schuhen entfernt. Dann ging es nach unten in einen Keller, dessen Stahltür nach Wolfgangs Eintritt geschlossen wurde. Das zweiphasige Klicken des schweren Schlosses „Ratsch-Bum“ schien zunächst einen Schlusspunkt unter diese Fahrt ins Ungewisse zu setzen. Es war ein geräumiger Keller, der nach hinten immer niedriger wurde. Den größten Teil seiner Fläche nahm eine riesige Pritsche aus Holzplanken ein, die von einer Seitenwand zur anderen reichte. Am Ende dieser Pritsche nahe der Wand lag ein großer Stapel von ziemlich schäbigen Matratzen. Wolfgang war todmüde. Also holte er sich eine Matratze, legte sich darauf und versuchte zu schlafen. Doch kurz darauf schreckte ihn das Geräusch des Türschließens wieder hoch. Der Diensthabende, der ihn hereingeführt hatte, rüttelte ihn kräftig und schrie ihn an: „Nix schlafen, Kamerad, tolko notschu“, was wohl „nur nachts“ heißen sollte. Dann war die Tür wieder zu. Erst jetzt bemerkte Wolfgang den Spion in der Tür, durch den der Posten in kurzen Abständen einen Blick auf ihn zu werfen schien. Da saß er nun auf der Pritsche und konnte es noch immer nicht fassen, was sich in den letzten 24 Stunden abgespielt hatte. Seine Gedanken kehrten immer wieder zu Sonja zurück. Was würde sie wohl jetzt tun ? Was würde sie gedacht haben, als er nicht zur Verabredung erschien? Wie würden seine Eltern reagieren, wenn sie von seinem Verschwinden erfahren würden? Was würde aus ihm werden? Käme er nach Bautzen oder in ein anderes sowjetisches Gefängnis? Wo war er überhaupt jetzt? Seine Gedanken kreisten um so viele Fragen, auf die er sich keine Antworten geben konnte. Tiefe Traurigkeit, maßlose Wut und aufkeimende Zuversicht wechselten in rascher Folge einander ab. Plötzlich wurde die Tür wieder geöffnet. Ein Posten brachte ihm einen relativ großen Kanten Brot, einen mit Wasser gefüllten Aluminiumkochtopf und einen kleinen, metallischen Trinkbecher. Ein zweiter stellte ihm einen etwas mehr als kniehohen Zinkkübel in den Raum und bedeutete ihm mit Gesten, dass er in diesen Kübel urinieren oder seine Notdurft verrichten könne. Das war schon alles. Pa-

pier war nicht vorhanden. Zum Waschen und Zähneputzen gab es keine Gelegenheit. Erst jetzt spürte Wolfgang seinen Hunger, er hatte wohl etwa 24 Stunden nichts gegessen und getrunken. Unter diesen Umständen schmeckte ihm sogar das trockene Brot, von dem er einfach Stück für Stück abbiss. Er erinnerte sich, dass ihm sein Vater in den Jahren der Kindheit gelegentlich gedroht hatte, wenn er stehle oder ein anderes Verbrechen begehe, käme er ins Gefängnis und würde nur mit trockenem Brot und Wasser ernährt. Er hatte sich nichts zuschulden kommen lassen und war nun trotzdem in dieser Situation. So vergingen die Stunden mit seinen trüben Gedanken. Die Zeit war seine einzige Brücke zur Außenwelt. Er hörte zu jeder halben Stunde das Schlagen einer nahen Kirchturmuh. Um zehn Uhr begannen die Glocken zu läuten. Noch nie hatte Glockengeläut für ihn eine solche Bedeutung gehabt. Jetzt wusste er, dass er sich in seiner totalen Isolation doch in der Nähe einer menschlichen Siedlung befand und nicht fernab von jeder Zivilisation. Das schien ihn ein wenig zu trösten.

Doch bald wurde ihm wieder bewusst gemacht, dass die Distanz zur Zivilisation doch ziemlich groß war. An verschiedenen Stellen seines Körpers spürte er ein merkwürdiges Jucken und gelegentlich Stiche. Als er dem nachging, stellte er kleine, braune Tierchen fest, die ihn da und dort bissen und über ein großes Sprungvermögen verfügten. „Flöhe“, dachte er, „das hat mir gerade noch gefehlt“, und zerquetschte einen von ihnen, der sich zuvor noch an seinem Blut gelabt hatte. Gegen 12 Uhr wurde die Zellentür geöffnet, und Wolfgang erhielt einen Schlag Kohlsuppe (Schtschi) in einer Blechschüssel und einen etwas abgenutzt aussehenden Aluminiumlöffel. Während er seine Suppe auslöffelte, fiel ihm fast zwangsläufig der Titel von Hans Falladas Roman ‚Wer einmal aus dem Blechnapf frisst‘ ein. So weit war es also mit ihm gekommen. Der Rest des Sonntags verging mit Gedanken an Sonja, an seine Eltern und an seine beschissene Situation. Was würden die nächsten Tage bringen? Um 22 Uhr klopfte der Posten an die Tür und rief: „Schlafen!“ Wolfgang legte sich in seinem Anzug auf die Matratze und schlief völlig übermüdet sofort ein, trotz Heimsuchung durch zahlreiche Flöhe.

Am nächsten Morgen wurde Wolfgang um sechs Uhr geweckt. Das Erwachen in dieser unfreundlichen Umgebung war ein wirklicher Schock für ihn. Der Diensthabende (Dejurni) stand in dem Kellerraum und bedeutete ihm, er solle Schlüssel, Löffel und Trinkbecher mitnehmen und ihm folgen. Sie stiegen eine kurze Treppe empor zum Hochparterre, gingen ein paar Meter einen Gang entlang und stoppten vor der ersten Tür an der linken Seite. Der Dejurni zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, öffnete mit einer gekonnten Handbewegung das klobige Schloss und schob Wolfgang in die Zelle. Im Nu war die Zelle mit einem lauten Ratsch-Bum wieder verschlossen. Ein alter, kahlköpfiger Mann mit weißem Stoppelbart und zusammengefallenem Gesicht – wie ein Gespenst wirkend – kam auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen: „Ich bin Hans Linke. Wann bist du verhaftet worden? Was gibt es draußen Neues?“ Die sympathische, klare Stimme – im Gegensatz zu der kalten Umgebung – schien darauf hinzudeuten, dass dieser Mann doch nicht so alt war, wie man nach seiner äußeren Erscheinung annehmen musste. „Lege erst einmal dein Essgeschirr auf der Ummantelung des Heizkörpers ab, dann setzen wir uns beide auf die Pritsche und können uns ausführlich unterhalten. Zeit dazu haben wir wohl ausreichend. Als Neuling musst du erst einmal wissen, hier im Knast duzen wir uns natürlich alle. Dann erzählte er Wolfgang, dass er schon Anfang Februar in Weimar verhaftet und nach wenigen Tagen in dieses „komfortable Haus“ gekommen sei. „Wo sind wir hier eigentlich?“, fragte Wolfgang. „Wir sind hier in Potsdam, weniger als einen Kilometer von der Glienicker Brücke, der Grenze zu den Westsektoren Berlins, entfernt und sitzen trotzdem ganz tief in der Scheiße. Aber erzähl mir doch erst mal, was es draußen Neues gibt. Hier ist man ja von jeder Information abgeschnitten.“ Wolfgang erzählte von der Stalin-Note zur Deutschlandfrage und der damit verbundenen Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung und den Abzug der Besatzungstruppen. „In diesem Zusammenhang müssten wir dann eigentlich bald entlassen werden, was auch immer mit uns in nächster Zeit geschieht“, bemerkte Wolfgang. „Ich möchte deinen Optimismus ja nicht dämpfen, aber ich glaube nicht daran, dass Stalin das ernst meint“, entgegnete Hans. „Wahrscheinlich ist das

nur ein Störmanöver, um eine Einbindung der Bundesrepublik in das westliche Bündnis zu verhindern.“ Ihr Gespräch wurde durch Geräusche auf dem Gang unterbrochen. „Jetzt gibt es gleich Frühstück“, bemerkte Hans. Tatsächlich wurde kurz darauf die Zellentür geöffnet. Jeder erhielt einen Kochlöffel voll Graupensuppe in seine Schüssel. Außerdem gab es einen Kanten sehr feuchtes Brot, der für den ganzen Tag reichen musste.

Inzwischen hatte sich Wolfgang in der Zelle etwas umgesehen. Den größten Teil des Raums nahm die Pritsche ein. Sie bestand aus etwa zwei Meter langen, starken Holzbrettern, die in zirka 60 cm Höhe durchgehend zusammengefügt waren. Ihre Vorderfront war mit festem Holz verkleidet. Die Pritsche schloss sich direkt an die hintere Wand der Längsseite der Zelle an. Sie erstreckte sich von einer Seitenwand bis zur ungefähr vier Meter entfernten anderen Seitenwand. Davor blieb ein zirka anderthalb Meter breiter Streifen übrig, auf dem man hin und her gehen konnte, wenn man nicht ständig auf der Pritsche sitzen wollte. Die Zellentür befand sich nicht in der Mitte, sondern an der äußersten Seite der vorderen Längswand. Der schmale Laufweg wurde auf der einen Seite von einem Heizkörper begrenzt, der von einem durchbrochenen Mantel aus Leichtmetall umgeben war. Auf dessen Oberfläche hatten der Wassertopf, Schüsseln, Trinkbecher und Löffel ihren Platz. In der Ecke auf der gegenüberliegenden Seite stand der Kübel, dessen Funktion ihm inzwischen bekannt war. Tageslicht kam praktisch überhaupt nicht in die Zelle, sie wurde von einer Tag und Nacht brennenden Glühbirne ausgeleuchtet. Diagonal zur Tür, auf der Seite wo der Kübel stand, befand sich knapp unter der Decke ein winziges, offenes Fenster. Durch eine feststehende, schräg von unten nach oben verlaufende Blende vor dem Fenster wurde der Blickwinkel nach draußen so eingengt, dass man nur von einer bestimmten Position in der Zelle aus ein sehr kleines Stück des Himmels sehen konnte.

Als plötzlich ein leichtes Klicken zu hören war, bemerkte Hans: „Das ist die Klappe des Spions, die man manchmal hört. Der Posten schaut nach, ob wir auch brav sind. Er muss uns immer wahrneh-

men können. Wenn du auf einem Spaziergang in der hinteren Ecke bist, kann er dich nicht sehen. Tauchst du nicht gleich wieder auf, haut er gegen die Tür und schreit. Kommst du dann nicht sofort, ruft er den Dejurni, und es gibt Ärger. Zur Strafe musst du dann ein paar Stunden stehen, ohne dich vom Fleck zu rühren. Natürlich darfst du auch nicht auf die Pritsche steigen und dich dem Fenster nähern. Ja, so streng sind hier die Sitten. Aber jetzt erzähl mir erst einmal, warum du hier bist.“ „Eigentlich habe ich gar keine Ahnung“, antwortete Wolfgang. „Sie beschuldigen mich der Spionage, doch damit habe ich wirklich nichts zu tun. Angeblich haben sie unsere ganze Gruppe gefasst. Aber es gibt in Wirklichkeit gar keine Gruppe. Wir sind zusammen zur Schule gegangen und haben einen gemeinsamen Bekannten aus Meuselwitz, unserem Heimatort, der zuletzt in West-Berlin wohnte. Der hat wohl für eine westliche Dienststelle gearbeitet. Ihn haben sie offensichtlich geschnappt, und er hat uns alle mit hineingerissen. Das ist eigentlich alles.“ Wolfgang hatte sich vorgenommen, keinem Mitgefangenen mehr zu erzählen, als er schon zugegeben hatte. Obwohl er Hans aus einem inneren Gefühl heraus vertraute, hielt er sich an diesen Grundsatz. „Ich will dir keine Angst machen“, sagte Hans, „aber die meisten ‚Bewohner dieses Hauses‘ werden zu 25 Jahren verurteilt, ob schuldig oder nicht schuldig. Natürlich wird keiner die auch nur annähernd absitzen. Aber ich rechne für mich fest mit 25 Jahren. Die Untersuchungen meines Falles sind jetzt abgeschlossen, und ich warte nun auf den Prozess.“ „Was liegt denn gegen dich vor?“ „Ich werde der Mitwisserschaft an der geplanten Flucht eines sowjetischen Offiziers nach West-Berlin und im Zusammenhang damit der Unterstützung von Spionagetätigkeit beschuldigt. Meine Nachbarin im Haus, eine hübsche, junge Frau namens Friederike, war Dolmetscherin bei der sowjetischen Kommandantur in Weimar. Ich selbst bin seit vielen Jahren geschieden. Wir hatten ein sehr gutes Nachbarschaftsverhältnis und haben gelegentlich zusammen Tee getrunken. Mehr war wirklich nicht zwischen uns, ich könnte ja ihr Vater sein. Da ihre Eltern nicht mehr leben, war ich ihr tatsächlich ein väterlicher Freund. So hat sie mir auch von ihrer Liaison mit dem russischen Major Viktor Bobrow und ihren Plänen erzählt. Zwischen den beiden hatte sich wohl eine

echte, große Liebe entwickelt. Ihr Pech war nur, dass diese Liebe verboten war. Den sowjetischen Staatsangehörigen ist es nämlich strengstens untersagt, private Beziehungen zu Deutschen zu unterhalten. So mussten sie ihr Verhältnis absolut geheimhalten. Für die beiden wurde das eine immer schwerer zu ertragende Fessel. Sie wollten für immer zusammengehören, wollten heiraten. Aber daran war hier schon gar nicht zu denken. Also beschlossen sie, sich über West-Berlin in den Westen abzusetzen, dort zu heiraten und sich eine gemeinsame Zukunft aufzubauen. Viktors Freund Valentin, ebenfalls Major, war in diese Pläne eingeweiht. Irgendetwas ist schief gelaufen, und die Sache ist herausgekommen, wie, weiß ich nicht. Nun warten wir, Friederike, Major Bobrow, sein Freund Valentin und ich, auf unseren Prozess.“ Als Hans von der großen Liebe zwischen Friederike und Viktor erzählte, musste Wolfgang unwillkürlich an Sonja denken. So schmerzvoll die Trennung für ihn war, so beruhigte es ihn wenigstens, dass sie mit den gegen ihn erhobenen Vorwürfen nicht das Geringste zu tun hatte. Er hatte ihr gegenüber nicht die kleinste Andeutung gemacht. So konnte er davon ausgehen, dass sie wenigstens sicher und in Freiheit war. Aber Hans wusste im Zusammenhang mit der Liebesgeschichte zwischen Friederike und Viktor auch über Unglaubliches zu berichten. Das Verbot von Kontakten zwischen sowjetischen Armeeinghörigen und Deutschen wurde von westlichen Diensten ausgenutzt, um mit Hilfe deutscher Frauen Offiziere und Soldaten in den Westen zu locken. Die meisten Männer und Frauen saßen hier, weil sie irgendwelche Informationen – häufig nebensächlicher Natur – an Mittelsmänner oder direkt an westliche Dienststellen weitergegeben hätten. Das würde von den Sowjets als Spionage angesehen. Ein sehr häufig vorkommendes Delikt sei das Notieren und die Weitergabe von Autonummern sowjetischer Militärfahrzeuge zusammen mit den jeweiligen Ortsangaben. Auf diese Weise habe man sich schnell 25 Jahre eingehandelt. Aber in vielen Fällen genüge allein die Mitwisserschaft und die Tatsache, dass man die angeblich strafbare Handlung nicht angezeigt hat, zur Verurteilung. „Woher weißt du denn das alles?“, fragte Wolfgang. „Nun, ich bin im Laufe der zweieinhalb Monate meiner Haft mit über zehn Männern zusammen in der Zelle gewe-

sen, da spricht sich einiges herum. Zur Zeit scheint ja der Bau etwas weniger stark besetzt zu sein, aber da kommen sicher bald wieder mehr ‚Gäste‘ nach. Außerdem kann man Informationen aus den Nachbarzellen durch Klopfen erhalten. Das ist eine etwas mühselige Angelegenheit: einmal klopfen bedeutet ‚a‘, zweimal klopfen ‚b‘, dreimal ‚c‘ usw.“. „Ich kenne das“, unterbrach ihn Wolfgang, „ich habe darüber in Günter Weisenborns ‚Memorial‘ gelesen.“

Und Hans war weiter sehr mitteilzaam. Er war zuletzt über eine Woche lang allein in der Zelle gewesen. Jetzt weihte er den Neuankömmling in die Dinge ein, die dieser unbedingt wissen musste und erzählte außerdem, was er so im Laufe der Zeit erfahren hatte. Das lenkte Wolfgang etwas ab. Irgendwie wirkte es auch beruhigend auf ihn, dass er nicht allein in der Zelle saß. So war die Zeit an diesem Montag doch recht schnell vergangen. Als Mittagessen hatte es Kohlsuppe gegeben. Das war jeden Tag so, wie Hans sagte: Morgens Graupensuppe, einen Kanten Brot und jeden zweiten Tag einen Salzhering, mittags Kohlsuppe, am Abend Schwarztee (Tschai) und ein Stück Würfelzucker, so sah der Speiseplan aus. Für das Abendessen hatte Wolfgang von dem Kanten Brot noch ein kleines Stück aufbewahrt, um sich nicht mit ganz leerem Magen zum Schlafen zu legen. Hunger hatte er den ganzen Tag über gehabt. Um 22 Uhr klopfte der Posten an die Zellentür: „Spatj“ (Schlafen). Man musste sich zum Schlafen hinlegen. Hatte Wolfgang in der ersten Nacht im Keller noch eine Matratze zur Verfügung gehabt, so musste er jetzt mit einem nicht gerade üppig gefüllten Strohsack vorlieb nehmen. Da es keine Decken gab, behielt man Hemd und Hose an. Waschen konnte man sich auch nicht richtig, es gab keine Seife und erst recht keine Handtücher, damit hätte man sich ja aufhängen können. Mit dem Wasser im Aluminiumtopf musste sparsam umgegangen werden. Man konnte sich allenfalls mit dem Trinkbecher etwas Wasser über Gesicht und Hände gießen und dabei den Kübel als Auffangbecken benutzen. Schließlich brauchte man auch etwas Wasser zum Trinken und die Suppenschüssel musste nach dem Gebrauch ausgespült werden. Zahnputzen war absolut illusorisch, da man weder Zahnbürste noch Zahnpasta besaß. Nach spätestens

fünf Minuten kontrollierte der Posten dann, ob die Insassen sich auch wirklich hingelegt hatten. Aber Wolfgang war so müde, dass er schon eingeschlafen war. Daran hatte ihn auch die zunehmende Aktivität der Flöhe nicht hindern können. Zuvor hatte Hans ihn noch darauf hingewiesen, dass er damit rechnen müsse, in der Nacht zum Verhör geholt zu werden. Die Verhöre erfolgten grundsätzlich in der Nacht, und die Zeit ging dann von den acht Stunden Schlafzeit zwischen 22 und 6 Uhr ab.

Wolfgang wurde aus dem tiefsten Schlaf gerissen. Als er die Augen aufschlug, überflutete der Schein einer Taschenlampe sein Gesicht. Erst die mit knurrender Stimme gestellte Frage des Dejurnis: „Kak Familia?“ (Wie ist der Familienname?), holte ihn in die Wirklichkeit zurück. Das schrille Kommando „Podjom!“ (Aufstehen!), zeigte ihm, dass Hans Recht gehabt hatte. Wolfgang folgte dem Dejurni bis zum Ausgang des Gebäudes. Dort stand ein Rotarmist mit MP und deutete an, Wolfgang solle durch den schmalen Durchgang im Stacheldraht und das Tor in der dahinter liegenden Mauer gehen. Das ganze Gelände war von Scheinwerfern taghell erleuchtet. Hinter der Mauer schien Unheil verheißend wie aus dem Nichts ein in gleißendes Licht gehülltes Gebäude aufzutauchen. Der Bewaffnete schrie: „Ruki nasad!“ (Hände zurück) und als Wolfgang nicht reagierte noch lauter „Stoi!“ (Stehen bleiben). Dann lehnte er seine MP an die Mauer hinter sich, stürmte auf Wolfgang zu und riss ihm die Hände auf den Rücken, erneut „Ruki nasad!“ brüllend. Wieder mit der MP im Anschlag trieb er Wolfgang laut fluchend vor sich her durch die Eingangstür des Hauses, die von Auffangnetzen umgebene Treppe hinauf, einen Gang entlang und stieß ihn in ein Zimmer. Dort saß Major Kamenew, diesmal in Galauniform, hinter seinem Schreibtisch. Die hagere Dolmetscherin sagte Wolfgang, er solle auf dem Stuhl neben dem stählernen Aktenschrank Platz nehmen. Der Lichtkegel einer Schreibtischlampe fiel ihm direkt ins Gesicht. Nur mühsam konnte er erkennen, wie Kamenew Akten wälzte und schrieb. Zwischendurch klingelte das Telefon, später rief Kamenew selbst irgendwo an. So vergingen zwanzig, dreißig Minuten oder mehr. Wolfgang kam es wie eine Ewigkeit vor, seine Ner-

ven waren zum Zerreißen gespannt. Dann fragte Kamenew plötzlich: „Was für Spionagenachrichten haben Sie an Sängler weitergegeben?“ Wolfgang war erleichtert, er antwortete ganz ruhig: „Ich habe mit Spionage nichts zu tun gehabt und kann deshalb auch keine Nachrichten weitergegeben haben.“ Wollte Kamenew ihn zunächst in Sicherheit wiegen? Dann polterte der Major los: „Wir wissen schon sehr viel und wir werden alles erfahren. Es hat keinen Zweck zu leugnen. Wenn Sie die Wahrheit sagen, werden wir gnädig mit Ihnen umgehen, wenn nicht, werden wir Sie zerquetschen wie eine Laus. Wer gehörte zu Ihrer Gruppe?“ „Es gab keine Gruppe“, erklärte Wolfgang. „Jetzt lügen Sie schon wieder. Sie hatten konspirative Treffen, an denen außer Ihnen Köhler, Riedel, Thiele, Gerth, Bantzer und Hoffmann teilgenommen haben. Gestehen Sie das?“ „Wir haben uns nur einmal getroffen und es war auch kein konspiratives Treffen.“ „Wann haben Sie sich getroffen? Worüber haben Sie gesprochen?“ „Das Treffen war im Herbst 1950 vor fast zwei Jahren. Wir wollten für mehr Freiheit eintreten, für freien Zugang zu allen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen. Wir wollten protestieren gegen die Diktatur der SED und damit verbunden gegen die Einheitslisten bei Wahlen. Unser Ziel waren freie Wahlen in ganz Deutschland und ein wiedervereinigtes Deutschland. Wir wollten mehr Demokratie fordern.“ „Sie Heuchler, die Demokratie in der DDR und in den sozialistischen Staaten ist die wahre Demokratie. Sie wollten unter diesem Vorwand nur antisowjetische Hetze betreiben und faschistische Ideologie verbreiten.“ „Ich bin kein Faschist, und auch die anderen sind es nicht!“ „Worüber haben Sie denn konkret gesprochen?“ Wolfgang war vorsichtig geworden. Irgend einer musste den Russen einiges über das Treffen erzählt haben. Also sollte man ruhig zugeben, was sie wahrscheinlich schon wussten. „Wir haben darüber gesprochen, Flugblätter mit diesen Forderungen zu verteilen. Doch wir haben diese Absicht nie verwirklicht.“ „Aber Sie haben doch von Sängler Flugblätter erhalten“, hakte Kamenew ein. „Wo haben Sie diese verteilt?“ „Das ist eine ganz andere Geschichte“, entgegnete Wolfgang. „Sängler bat mich, diese Flugblätter an Georg Thaler weiterzugeben. Der hat sie aber nicht angenommen. So habe ich sie weggeschmissen.“ „Sie lügen ja schon

wieder“, fuhr Kamenew ihn an. „Sie haben die Flugblätter doch Köhler gegeben. Wann wollen Sie endlich die Wahrheit sagen. Wer war der Anführer Ihrer Gruppe?“ Die Situation wurde für Wolfgang prekär. So versuchte er abzuschwächen. „Man hat mich gewählt, aber ich habe diese Funktion nie wahrgenommen, da die Gruppe nie aktiv geworden ist.“ „Aber Sie hatten doch Pläne.“ Kamenew wurde heftiger. „Was für Terrorakte haben Sie geplant?“ „Wir haben keine Terrorakte geplant.“ Kamenew stieg die Zornesröte ins Gesicht. „Wen wollten Sie umbringen?“ „Spinnt der jetzt völlig?“ fragte sich Wolfgang im Stillen. Und dann fiel ihm plötzlich ein, dass Rolf davon gesprochen hatte, Swoboda mit einer Pistole zu bedrohen und ihm seine Waffe wegzunehmen, dann hätte man schon zwei Waffen. Einer der Gesprächsteilnehmer von damals musste sie total verpfiffen haben. Und jetzt sollte auf diese Weise eine Mordabsicht konstruiert werden. Wolfgang war sich bewusst, welche gefährliche Situation aus dieser flapsigen Bemerkung von Rolf entstanden war. Ganz ruhig sagte er: „Es ist nie davon gesprochen worden, jemanden umzubringen.“ Da griff Kamenew nach unten und holte einen Gummiknüppel aus einer Schreibtischschublade. „Wem gehörte dieser Gummiknüppel?“ Wolfgang erinnerte sich, dass Rolf erzählt hatte, er besitze einen Gummiknüppel. Also war ihm klar, dass die KGB-Leute bei Köhlers eine Hausdurchsuchung durchgeführt hatten. „Jetzt bin ich im Vorteil“, dachte er und antwortete: „Ich habe diesen Gummiknüppel nie gesehen, also kann ich nicht wissen, wem er gehört.“ Kamenew war aufgesprungen und kam mit dem Gummiknüppel in der Hand auf Wolfgang zu. „Wer hatte eine Pistole?“ „Das weiß ich nicht!“ Kamenew holte mit dem Gummiknüppel aus und schlug zu. Bevor er aber Wolfgangs Kopf traf, änderte er blitzschnell die Schlagrichtung, so dass der Knüppel mit ohrenbetäubendem Knall den stählernen Aktenschrank traf. Wolfgang war zusammengesuckt, Kamenew brüllte wie ein Wilder: „Wer besaß eine Pistole?“ Mit bleichem Gesicht antwortete Wolfgang: „Rolf Köhler!“ Er war sicher, dass sie die Pistole längst gefunden hatten und er Rolf nicht verraten würde. Und Hans hatte ihm am Nachmittag noch den Rat gegeben: „Gestehe so wenig wie möglich, aber versuche nicht, den Helden zu spielen. Niemand außer deinen Leidensgefährten wird

deine Schreie hören, niemand deine Leiden wahrnehmen.“ Aber Kamenew setzte nach: „Wer hatte ein Maschinengewehr? Wer hatte eine Maschinenpistole?“ „Davon weiß ich wirklich nichts, das müssen Sie mir glauben“, beteuerte Wolfgang und dachte: „So ein Wahnsinn, wer soll sich denn ein Maschinengewehr besorgt haben?“ „Wir wissen sehr viel, und wir werden alles erfahren“, wiederholte er sich. „Wer nicht die Wahrheit sagt, wird erschossen. Wer hat gesagt, die Gruppe sollte auf der Seite der Amerikaner kämpfen, falls es zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit der Sowjetunion käme?“ „Davon weiß ich nichts“, log Wolfgang. „Sie haben das doch gesagt“, fuhr Kamenew ihn an. Wolfgang trat die Flucht nach vorn an: „Das habe ich niemals gesagt. Wenn jemand das behauptet, dann ist er ein Lügner. In diesem Falle verlange ich eine Gegenüberstellung.“ Und er hatte Erfolg mit dieser Taktik. Kamenew verfolgte diesen Punkt nicht weiter. Dann wechselte er erneut das Thema und kam auf das Treffen mit Sänger in Köhlers Garten zu sprechen. Er beschuldigte Wolfgang der Spionage. Aber Wolfgang hatte in dieser Beziehung wirklich nichts zu gestehen und bestritt alle Vorwürfe. Schließlich fertigte Kamenew ein handschriftliches Protokoll über das Verhör in russischer Sprache an, und die Dolmetscherin übersetzte Wolfgang den Inhalt. Die wesentlichen Punkte waren, dass Wolfgang bei einem konspirativen Treffen zum Führer einer antisowjetischen Gruppe gewählt worden war, dass er Kenntnis von Rolf Köhlers Pistole hatte und dass er bei einem Treffen mit Klaus Sänger von diesem antisowjetische Flugblätter in russischer Sprache erhalten hatte. Es gab noch einiges Hin und Her wegen Formulierungen. Kamenew weigerte sich, ins Protokoll aufzunehmen, dass Wolfgang die Flugblätter an Rolf Köhler übergeben hatte, nachdem Georg Thaler ihre Annahme verweigert hatte. Nach Kamenews Drohung, Wolfgang so lange sitzen zu lassen, bis das Protokoll von ihm unterschrieben sei, gab dieser schließlich völlig erschöpft von dem drei- bis vierstündigen nächtlichen Verhör nach und unterzeichnete es. Kamenew klingelte nach dem Posten, der brachte Wolfgang über das erleuchtete Gelände in das von Stacheldraht umgebene Gefängnisgebäude zurück. Obwohl Wolfgangs Gedanken noch auf dem Rückweg fieberhaft den Verlauf des Verhörs

zu verarbeiten versuchten, schlief er sofort ein, nachdem er in der Zelle angekommen und erschöpft auf seinen Strohsack gefallen war.

Von einem Schlag gegen die Zellentür und einem schrillen „Podjom“ wurde Wolfgang am Morgen aus dem Schlaf gerissen. Nachdem er sich mit einer Handvoll Wasser das Gesicht abgewaschen hatte, wurde auch schon die Tür geöffnet und das Frühstück ausgeteilt. Zusätzlich zur üblichen Graupensuppe und zur Tagesration Brot gab es an diesem Tag einen Salzhering. Nach dem Verzehr der Suppe nahm Wolfgang sich den Hering vor. Hans zeigte ihm, wie man den Hering am geschicktesten mit dem Löffelstiel aufschlitzt, nachdem man den Kopf abgetrennt hat. Wolfgang entfernte danach die Eingeweide und aß den salzigen Fisch sehr langsam, sorgfältig darauf achtend, möglichst keine Fischreste an den Gräten zurückzulassen. Er wusste, dass der Hering die wichtigste Eiweißquelle bei dieser sehr kargen und einseitigen Ernährung war. Kopf, Gräten und Eingeweide kamen in den Kübel. Die Luftzirkulation war infolge des winzigen, nur schräg gestellten Fensters sehr gering, und so erfüllte der dem Kübel entströmende Geruch die ganze Zelle. Aber das nahm man schon nach wenigen Stunden Aufenthalt kaum mehr wahr.

Nachdem der Kübel mehrere Tage in der Zelle gestanden hatte, wurde er dann im Laufe des Vormittags mal wieder entleert. Hans und Wolfgang trugen ihn über die Treppe und durch einen Nebeneingang ins Freie. Wolfgang sog die frische Luft tief in seine Lungen ein. Seine Augen erfreuten sich am Grün hoher Bäume jenseits des Bretterzauns, die diesen weit überragten. Jetzt, am Dienstag, dem 29. April, drei Tage nach seiner Verhaftung, sah er zum ersten Mal wieder über sich das Blau des Himmels. Nachdem sie den Kübel in der hinter dem Haus liegenden Latrine entleert hatten, blieben ihnen noch fünf Minuten, um – in der Kniebeuge über einem der Löcher in einer Betonplatte hockend – ihren Stuhl in der Grube zu versenken. Toilettenpapier war auch hier nicht vorhanden. Anschließend gingen sie zum direkt neben der Latrine liegendem Waschplatz. Dort konnten sie aus Wasserhähnen einer über einem trogartigen Abfluss frei in der Luft hängenden Wasserleitung Wasser zum Waschen

entnehmen. Zu allem Überfluss lagen dort sogar einige kleine Stückchen Seife aus. Während Wolfgang seinen freien Oberkörper abwusch – darum bemüht, dabei die Hose nicht allzu nass werden zu lassen – erfüllte plötzlich ein lautes Dröhnen die Luft. Er blickte nach oben und sah am Himmel über sich ein viermotoriges Flugzeug. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Passagiermaschine einer westlichen Fluggesellschaft, die in einigen hundert Metern Höhe über diesen verfluchten Ort hinwegflog, um ein paar Minuten später in West-Berlin zu landen. Ein eigenartiges Gefühl erfasste Wolfgang in diesem Moment. Da saßen Leute in dieser Maschine, die aus privaten oder beruflichen Gründen nach West-Berlin flogen, die frei waren in ihrem Verhalten und ihren Entscheidungen und die wohl nicht im geringsten ahnten, was hier unter ihnen vorging. Er und seine Mitgefangenen waren jetzt zwar räumlich nur wenige hundert Meter von diesen Menschen entfernt, aber er hatte das Gefühl, sie seien auf einem anderen Stern.

Am Nachmittag schien das häufige Öffnen und Schließen von Türen etwas Besonderes anzukündigen. Dann wurde auch Wolfgang nach draußen geholt. Auf dem Gang stand ein Stuhl, und daneben wartete frech grinsend ein Rotarmist mit einer Haarschneidemaschine in der Hand. Mit sichtlichem Vergnügen fuhr er mit der Maschine durch Wolfgangs langes, schwarzes Haar, bis der Kopf völlig kahl geschoren war. Anschließend wurden auch noch die Bartstoppeln mit Hilfe der Maschine notdürftig entfernt. Hans versuchte später, Wolfgang zu trösten, nachdem auch er mit frischgeschorenem Kopf und von Bartstoppeln befreit – um etliche Jahre jünger erscheinend – in die Zelle zurückgekommen war. Aber Wolfgang nahm den Verlust seines Haarschopfs nicht so schwer. „Die Haare wachsen auch wieder, das ist wirklich das geringste Problem. Hauptsache, meine Freundin Sonja sieht mich nicht so“, erklärte er. „Jedenfalls sind wir jetzt zum 1. Mai, dem Feiertag aller Werktätigen, besonders schön“, bemerkte Hans ziemlich sarkastisch.

Auch in der kommenden Nacht wurde Wolfgang wieder vom Dejurni auf unsanfte Weise geweckt. Doch jetzt verstand er das

Kommando ‚Ruki nasad‘ auf dem Weg zum Nachbargebäude und nahm sofort die Hände auf den Rücken. Diesmal musste er in einen anderen Raum. In dem sehr spärlich eingerichteten Zimmer saß hinter einem kleinen Schreibtisch ein hochgewachsener, etwa 35-jähriger Offizier mit fahlem Gesicht. Hinter den Gläsern seiner Brille schossen aus seinen kalten, blaugrauen Augen – scharf wie die Spitze eines Degens – schneidende Blicke, die Wolfgang beim Eintreten zu durchbohren drohten. Er hieß Wolkow – zu deutsch Wolf – und schien nur darauf zu warten, sich auf sein Opfer stürzen zu können. In einigem Abstand von ihm saß die Dolmetscherin, eine einfache junge Frau mit vollem Gesicht und Stupsnase. Ihr braunes Haar war zu einem Knoten zusammengebunden. Sie wirkte wie ein Mädchen vom Lande, das es durch Fleiß, Ehrgeiz und natürlich Linientreue geschafft hatte, seinem Milieu zu entkommen. Doch Wolfgang musste wieder eine ganze Weile warten, bis Wolkow mit dem Verhör begann. Das gehörte anscheinend zum Vorgehensmuster der KGB-Leute. Der erste Teil des Verhörs drehte sich um Wolfgangs Beziehungen zu Sänger, insbesondere um das Treffen in Köhlers Garten. Wolkow wollte alles bis ins kleinste Detail wissen. Seine Fragen prasselten auf Wolfgang herab, ohne dass sein Gesicht auch nur die geringste Emotion verriet. Aber Wolfgang hatte den Eindruck, Wolkow wartete nur auf den richtigen Augenblick, um zum entscheidenden Schlag anzusetzen. Also versuchte er, mit seinen Antworten besonders auf der Hut zu sein. Es ging wieder um die Flugblätter von Sänger und um die angebliche Anwerbung zur Spionage. Als Wolkow dazu offenbar nichts Neues erfuhr, fragte er: „Wann haben Sie Sänger das letzte Mal vor dem Treffen in Köhlers Garten gesehen?“ „Ich habe Sänger um die Jahreswende 1950/51 zufällig in Meuselwitz in der Stadt getroffen“, antwortete Wolfgang. „Wo genau war das, und worüber haben Sie gesprochen?“ wollte Wolkow wissen. „Ich habe ihn im Penkwitzer Weg getroffen. Es waren belanglose Dinge, an die ich mich nicht mehr im Einzelnen erinnern kann.“ „Sie werden sich aber erinnern müssen“, drohte ihm Wolkow. Und Wolfgang musste sich wieder dieselben Beschimpfungen und Drohungen anhören, mit denen ihn schon Kamenew überschüttet hatte. Da tappte Wolfgang – übermüdet und zermürbt von dem stun-

denlangen, nächtlichen Verhör, in die Falle. Um die Harmlosigkeit seiner Unterhaltung mit Sänger deutlich zu machen, sagte er, Sänger habe sich nach Joachim Thiele erkundigt. „Und was haben Sie berichtet?“ „Ich habe ihm erzählt, dass Joachim Thiele die Schule verlassen hat und zur kasernierten Volkspolizei (24) gegangen ist.“ „Wie ging das Gespräch weiter?“ „Sänger wollte wissen, was Joachim Thiele so bei der kasernierten Volkspolizei tue. Da habe ich geantwortet, die Angehörigen der kasernierten Volkspolizei würden eine Art militärische Ausbildung erhalten. Das wisse doch jedes Kind.“ „Sie haben also doch Spionagenachrichten übermittelt“, triumphierte Wolkow, und seine Augen spiegelten für einen kurzen Moment das Gefühl eines Sieges wider. „Aber das sind doch keine Spionagenachrichten. Wie ich schon andeutete, weiß das doch jeder Bürger der DDR. Ich konnte Sänger noch nicht einmal sagen, ob Joachim Thiele in Naumburg oder Weißenfels stationiert war.“ „Sie müssen es schon uns überlassen zu entscheiden, was Spionagenachrichten sind“, wies Wolkow ihn zurecht. Jetzt endlich nach über drei Stunden Verhör hatte er den Kerl gepackt. Also setzte er nun das übliche handschriftliche Protokoll in Russisch auf, in dem eine Reihe seiner Fragen und die nichts Neues ergebenden Antworten Wolfgangs festgehalten wurden, bis dann an letzter Stelle die Frage stand: „Welche Spionagenachrichten haben Sie Sänger bei Ihrem vorletzten Treffen übermittelt?“ Die Antwort: „Ich habe ihm Spionagenachrichten über die Ausbildung der kasernierten Volkspolizei übermittelt.“ Wolfgang protestierte, als die Dolmetscherin ihm die entsprechende Stelle übersetzte. Aber Wolkow ließ sich nicht beeindrucken. „Sie werden jetzt unterschreiben!“ Nach einigem Hin und Her wurde er scheinbar kompromissbereit. „Wir können ja nach dem nächsten Verhör einen ergänzenden Vermerk machen“, erklärte er schroff, „aber jetzt wird unterschrieben.“ Wolfgang sah schließlich ein, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als das Papier zu unterschreiben. Total übermüdet und von Hunger gequält, kehrte er kurze Zeit später in die Zelle zurück.

Am Vormittag des nächsten Tages – es war inzwischen sein vierter Tag in diesem Gefängnis – war Wolfgang gerade zu einem

Spaziergang in der Enge der Zelle unterwegs, als plötzlich marker-schütternde Schreie durch das Gebäude hallten. Die Wände, die gewöhnlich die Geräusche innerhalb der Räume nach außen ab-schirmen, schienen die Schreie zu vervielfältigen und durch das ganze Haus fortzutragen. Schreie, die anschwellen und wieder abnahmen. Vorbei? Doch es war nicht wirklich still. Ganz leise konnte man ein Wimmern und Winseln, ein Jammern und Wehklagen hören. Plötz-lich waren sie wieder da, die Schreie, furchterregend, das Leiden und die Not eines Menschen widerspiegelnd. Der Schmerz war zu akustischen Signalen geworden. Mit ungeheurer Intensität durch-drangen sie den Raum. Wolfgang konnte sie körperlich spüren, er nahm sie auf, und in seiner Vorstellung wurden sie in phantastisch-grausige Bilder umgewandelt. Drei- oder viermal wiederholte sich dieses Wechselspiel zwischen ohrenbetäubenden Schreien und lei-sen Klagen, dann war es plötzlich ganz still. Wer war dieser Mensch, dem solches Leid zugefügt worden war? Was war mit ihm gesche-hen? War er überhaupt noch am Leben? Mit Sicherheit würde Wolf-gang nie eine Antwort auf diese Fragen erhalten.

Doch jetzt wollte er mehr erfahren über die Menschen, die in die-sen gemauerten Käfigen neben ihm gefangen gehalten wurden. So bat er Hans, die Tür zu beobachten und ihm ein Zeichen zu geben, wenn der Posten durch den Spion schaute. Er ging zu der Seitenwand der Zelle, die der Posten nicht vollständig einsehen konnte und begann mit den Klopfzeichen: „Hallo, bitte melden.“ Prompt kam von der an-deren Seite der Mauer die Frage: „Wer bist du?“ Wie Wolfgang im weiteren Verlauf des „Klopfzeichen-Gesprächs“ erfuhr, war die Neben-zelle mit acht Frauen belegt. Seine Klopf-Partnerin hieß Ingrid Keller, war neunzehn Jahre alt und kam aus Jüterbog. Als Wolfgang ihr mit-geteilt hatte, dass er in Meuselwitz zu Hause sei, fragte sie umgehend an, ob er Klaus Sänger kenne. Dann klopfte sie: „Klaus Sänger ist zum Tode verurteilt worden.“ Diese Nachricht traf Wolfgang wie ein Keulenschlag. Er fühlte sein Herz schlagen, sein Puls begann zu ra-sen und er spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss. Er war wie benommen, die Sinne schienen ihm zu schwinden, und er hatte – ver-wirrt von der Tragweite dieser Nachricht – Schwierigkeiten, Ingrids

folgenden Satz zu entschlüsseln. Sie hatte geklopft: „Aber man sagt, ein Teil der zum Tode Verurteilten wurde begnadigt.“ In seiner Verwirrung verstand Wolfgang den ersten Teil des Satzes überhaupt nicht. Doch allmählich war er etwas ruhiger geworden und hatte seine Konzentration zurückgewonnen. Erst das Wort „begnadigt“ hatte er wieder voll verstanden und rückblickend schien er sich sicher zu sein, dass die Buchstaben des vorletzten Wortes sich zu „wurde“ zusammenfügten. Also ging er davon aus, dass Sänger begnadigt worden sei. Das war für ihn eine große Beruhigung nach dem Schock wegen des Todesurteils. Kurz darauf beendeten die beiden ihr „Gespräch“ und verabredeten sich für den nächsten Tag. Die Sache war zu gefährlich geworden, weil ein besonders „scharfer Hund“ jetzt den Dienst als Posten angetreten hatte, wie Ingrid behauptete.

Beim Teetrinken am Abend begann Hans – wohl unter der stimmungsaufhellenden Wirkung des Getränks – plötzlich zu deklamieren:

„Ach , wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird’s in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühen,
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach, nach des Lebens Quelle hin.“

„Die Lampe brennt hier zwar Tag und Nacht, und mit der Hoffnung ist das eher eine wechselhafte Angelegenheit“, bemerkte Wolfgang, „doch mit der Sehnsucht hast du sicher Recht. Hast du gerade mit dem Pudel gesprochen? Wenn ich nicht irre, ist das Zitat aus dem ‚Faust‘.“ „So ist es. Als junger Mann habe ich den ganzen Faust Teil 1 gelernt“, erwiderte Hans und zitierte weitere Passagen. Es war eine absurde Situation. Zwei Menschen – eingekerkert in einem dunklen, stinkenden Loch, ihrer einfachsten Rechte beraubt, kahlköpfig und äußerlich heruntergekommen – fühlten sich in eine

andere Welt versetzt, in höhere Sphären entrückt, durch die Macht und Schönheit der Dichtung. So erlebten die beiden im Geiste Szene für Szene mit, empfanden durch die Kraft der Worte, wie Faust zwischen Verzweiflung und Hoffnung hin und her gerissen wurde. Während draußen in der Freiheit langsam die Nacht hereinbrach, wurde die dunkle Zelle von der optimistischen Stimmung Fausts beim Osterspaziergang erhellt.

„Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich 's sein!“

Doch unmittelbar darauf folgte wie ein alles zerstörender Donnerschlag, den Untergang einer phantastischen Illusion bewirkend, ein kräftiger Tritt des Postens gegen die Tür und das Kommando „Spatj!“

Und Wolfgang träumte prompt von seinem Osterspaziergang mit Sonja. Nach dem Aufstieg am Südufer des Hainbergsees saßen sie glücklich und zufrieden zusammen, schauten hinunter auf den silbrig-glänzenden See und wollten mit dem Picknick beginnen. Sonja hatte verschiedene Sorten Kuchen auf einem Tablett ausgebreitet. Wolfgang blickte voller Begierde auf den Kuchen und wollte zugreifen, aber es ging nicht. Sonja schien das verhindern zu wollen, indem sie seinen Arm festhielt. Auch mit größter Kraftanstrengung konnte er ihn nicht bewegen, so fest umklammerte sie ihn. In diesem Augenblick schlug er die Augen auf und blickte in ein volles, rundes Männergesicht mit flinken, listigen Augen, das Gesicht des Dejunis. Dieser hatte ihn am Arm gefasst und wacherüttelt. Aus den Höhen der Glückseligkeit fiel er in die Niederungen einer finsternen Wirklichkeit. Tiefer konnte der Sturz wahrlich nicht sein.

Wolfgang sah mit Bangen dem Verhör entgegen. Wolkow schaute ihn so grimmig an, wie in der vergangenen Nacht. Diesmal schleuderte er Wolfgang sofort eine Frage entgegen: „Welche Sabotageakte haben Sie ausgeführt?“ „Ich habe überhaupt keine Sabotage-

akte durchgeführt“, entgegnete Wolfgang und dachte, „in diesem Punkte kann man mir nun wirklich nicht das Geringste nachweisen.“ „Aber Ihre Gruppe hat doch Sabotageakte geplant, geben Sie das doch zu!“ modifizierte Wolkow seine Frage. Wolfgang bestritt das unbeeindruckt und musste die übliche Flut von Beschuldigungen, Beschimpfungen und Drohungen über sich ergehen lassen. „Welche Objekte wollten Sie denn sprengen?“ fragte Wolkow noch eindringlicher. „Wie hätten wir denn ohne Sprengstoff etwas sprengen können?“ versuchte Wolfgang sich zu verteidigen. „Sie wollten doch das Rathaus in Meuselwitz in die Luft sprengen, gestehen Sie das doch!“ Erst in diesem Augenblick fiel Wolfgang die abenteuerliche Behauptung Rolfs bei ihrem Zusammentreffen im Herbst 1950 ein. Aber wenn er jetzt versuchte, Wolkow den wirklichen Sachverhalt klar zu machen, würde dieser die Aussage bestimmt wie folgt protokollieren: „Ich war an den Gesprächen zur Vorbereitung von Sabotageakten beteiligt, wir wollten gemeinsam das Meuselwitzer Rathaus in die Luft sprengen.“ So etwas sollte ihm diesmal nicht passieren, er wollte sich nicht auch noch Sabotage anhängen lassen. So stritt er weiterhin ab, jemals etwas von geplanten Sabotageakten gehört zu haben. Verärgert setzte Wolkow nach etwa zwei Stunden ein Protokoll auf, aus dem hervorging, dass Wolfgang die Planung von Sabotageakten leugnete. Insgeheim triumphierte Wolfgang über den Ausgang dieses Verhörs. Auf seine Anfrage wegen einer ergänzenden Bemerkung zum letzten Protokoll reagierte Wolkow gereizt: „Es wird nichts geändert oder ergänzt, weil Sie nicht die Wahrheit sagen!“ Er konnte es offenbar nur schwer verkraften, dass ihm in den ersten Stunden des Feiertags der Werktätigen kein Erfolg beim Verhör eines Volksfeindes gelungen war.

Der Morgen des Maifeiertags brachte eine positive Überraschung für die Gefangenen. Die Graupensuppe enthielt relativ große Fleischstückchen im Unterschied zur fleischlosen Suppe an normalen Tagen. Gleich nach dem Frühstück nahm Wolfgang durch die Wand wieder Kontakt mit Ingrid auf. Sie wusste nichts von den Meuselwitzern aus Wolfgangs Gruppe und kannte nur Sänger, mit dem sie sich vor einiger Zeit durch Klopfzeichen verständigt hatte. Außer

mit Wolfgang hatte sie jetzt keine weiteren Kontakte. Ingrid war in Jüterbog in der Kantine der russischen Streitkräfte als Bedienung tätig gewesen. Ein Militärgericht hatte sie wegen angeblicher Spionage zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt.

Schon am Morgen des 1. Mai konnten Hans und Wolfgang in ihrer Zelle den Gesang russischer Einheiten hören, die in dem militärischen Komplex von Potsdam ihren Standort hatten. Der gesamte von der übrigen Stadt durch einen hohen Bretterzaun abgetrennte Bereich war quasi eine kleine Stadt für sich und wurde von den Sowjets auch als Militärstädtchen Nr. 7 bezeichnet. Die beiden konnten die Texte der Marschlieder natürlich nicht verstehen. Aber eines der Lieder hörte sich an, als würden die Soldaten mehrfach wiederholend „Leberwurst“ singen. Später spielte eine Militärkapelle schmissige Marschmusik. „Es würde mich schon interessieren, was die Russen selbst – von den einfachen Muschkoten bis hin zu den Offizieren, auch jene, die uns verhören – von ihrem kommunistischen Staat wirklich halten. Ob sie vom Glauben an die kommunistischen Ideale beseelt sind oder ihrem Staat nur aus Opportunismus Gefolgschaft leisten?“ Diese freilich nur rhetorische Frage stellte sich Wolfgang. „Da findest du sicher alle Spielarten vom absoluten Glauben an die kommunistischen Ideale bis hin zum blanken Opportunismus“, entgegnete Hans, „und dazwischen gibt es bestimmt viele Varianten, bei denen der eine oder der andere Faktor stärker ausgeprägt ist.“ „Ich kann es einfach nicht verstehen, dass vernünftige Menschen den ungeheuren Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Anspruch und Wirklichkeit in diesem System nicht erkennen können“, sinnierte Wolfgang. „Du musst dir verdeutlichen, dass es bei Sachverhalten, die nicht ganz einfach sind, meist sehr unterschiedliche Sichtweisen gibt. Stell dir vor, du zeigst zwei Personen ein bestimmtes Gemälde. Dieses Bild ist eine komplexe Einheit, die aus vielen einzelnen Elementen zusammengesetzt ist“, dozierte der Studienrat Hans Linke. „Da ist es schon wahrscheinlich, dass die beiden das Kunstwerk unterschiedlich wahrnehmen. Das Gesamtbild wird von ihrem Gehirn aufgenommen und dort verarbeitet. Du kannst sicher sein, dass die beiden bei der Verarbeitung ihrer

Eindrücke die einzelnen Elemente unterschiedlich gewichten, bewusst und unbewusst die Schwerpunkte anders setzen. Fragst du sie nach einiger Zeit, so würden sie wohl unterschiedliche Vorstellungen von dem Gemälde entwickeln, und bei einer Rekonstruktion aus dem Gedächtnis entstünden vermutlich zwei recht unterschiedliche Bilder. Dabei würde es sich immerhin um die Wiedergabe eines Gegenstandes handeln. Bei gesellschaftlichen und politischen Fragen liegen die Dinge noch komplizierter. Aus gegenständlichen Elementen werden durch Abstraktion Begriffe erzeugt, mit denen man dann sprachlich umgeht und die letztlich zu Vergleichen und Denkprozessen herangezogen werden. Bei dieser Abstraktion kann natürlich die relative Gewichtung einzelner Elemente eine noch viel entscheidendere Rolle spielen, so dass die tatsächlichen Inhalte der Begriffe extrem unterschiedlich werden können. Besonders in diktatorischen Systemen ist dies das Betätigungsfeld der großen Simplifikateure. Sie retuschieren und manipulieren die Fakten so lange, bis ein einziger Aspekt das Gesamtbild beherrscht. So kommt es zu einer absolut selektiven Sichtweise der Dinge. Es ist, als ob sie den Menschen eine ‚Zauberbrille‘ aufsetzten, so dass diese die Dinge so sehen, wie das von den Machthabern gewünscht wird. Die Bereiche Erziehung und Medien erledigen im Wesentlichen diese Aufgabe. Was dann noch zur Gleichschaltung der Massen fehlt, besorgen Justiz und Polizei. Und wir sind in der DDR schon sehr weit fortgeschritten auf diesem Weg.“ Jetzt war Hans so richtig in seinem Element. Der hagere Mann war von einer Leidenschaft beherrscht, die Wolfgang ihm nicht zugetraut hätte. „In der kommunistischen Ideologie spielt angeblich die materielle Sicherstellung des Menschen die entscheidende Rolle. Der Mensch soll frei sein von materiellen, wirtschaftlichen Sorgen und Nöten, das ist das Hauptelement des Begriffs Freiheit für die Vertreter des Marxismus. Diesem Ziel, einer gerechten und möglichst gleichmäßigen Verteilung der Güter, wird alles untergeordnet. Seine Durchsetzung soll mit Hilfe des Klassenkampfes erreicht werden. Zentrale Planung sowie strenge Kontrolle der Wirtschaftsabläufe und des gesamten gesellschaftlichen Lebens durch die kommunistische Partei werden gefordert. Folgerichtig wird daraus eine weitgehende Einschränkung der Rechte des einzelnen

Menschen, eine Unterordnung des Individuums unter die Herrschaft der Partei abgeleitet. Das ist die absolute Perversion des in der Aufklärung gewachsenen Freiheitsbegriffs, der die Freiheit des Individuums in seinen Gedanken, Entscheidungen und Handlungen beinhaltet und die Grundlage der westlichen Demokratie bildet.“ „Was die Verteilung der Güter betrifft, so soll im Endstadium des Kommunismus sogar jeder nach seinen Bedürfnissen konsumieren können,“ ergänzte Wolfgang, „aber dafür brauchte man ja ein echtes Schlafraffenland, das ist doch eine Utopie.“ „Da hast du völlig Recht! Mit der Verheißung einer glücklichen, sorgenfreien Zukunft für die gesamte Menschheit schon im Diesseits, mit der Vision von glücklichen Menschen, von denen alle Nöte des Alltags genommen sind, will man die Massen für den Kommunismus begeistern,“ erklärte Hans. „Dieses Idealbild der Zukunft soll die negativen Erscheinungen der Gegenwart überdecken. Für die Erreichung dieses Ziels sind dann alle Mittel recht, auch die gnadenlose Diktatur des so genannten Proletariats.“ Das Klappern der Schlüssel auf dem Gang kündigte die Austeilung der Kohlsuppe an. Damit beendeten Hans und Wolfgang ihre ausschweifende Debatte und wandten sich wieder den absolut materiellen Dingen zu.

An diesem und am nächsten Abend rezitierte Hans wieder aus dem Faust, und er hatte erneut einen aufmerksamen Zuhörer. Dazwischen lag eine Nacht, in der Wolfgang endlich wieder acht Stunden lang ohne Unterbrechung schlafen konnte. Am Morgen des 2. Mai eröffnete Hans seinem Zellengenossen, dass er Geburtstag habe und runde fünfzig Jahre alt werde. „Donnerwetter,“ entfuhr es Wolfgang, „da müssen wir ja heute abend die Party zu zweit bestreiten. Scherz beiseite, ich wünsche dir Gesundheit, Glück und viel Kraft, damit du diesen Schlamassel hier gut überstehst. Ich hoffe, dass das alles nur von kurzer Dauer für dich und für uns alle sein wird.“ „Das hoffe ich natürlich auch,“ erwiderte Hans, „ich danke dir für deine Glückwünsche. In den wenigen gemeinsamen Tagen in dieser ungemütlichen Umgebung haben wir uns doch sehr gut verstanden. Ich bin sehr froh darüber, dass ich gerade an diesem Tag nicht allein in diesem dunklen Loch sitze.“ Nachdem sie die Graupensuppe und

den Salzhering verspeist hatten, sprach Hans: „Stell dir vor, wir hätten statt der Metallbecher jetzt Sektgläser in der Hand und das Wasser wäre perlender Sekt.“ „Das ist ein guter Vorschlag,“ meinte Wolfgang, „so lass uns jetzt einfach auf deinen Fünfzigsten anstoßen.“ Das taten sie dann auch mit einem Schmunzeln über die Absurdität dieser Situation. Kurz danach wurde die Zellentür geöffnet, und die beiden mussten nach mehreren Tagen mal wieder den Kübel nach unten tragen und entleeren, durften für wenige Minuten frische Luft schnappen und sich Gesicht und Oberkörper mit einem Stückchen Seife waschen. Dabei froitzelte Wolfgang: „Siehst du, Hans, zur Feier des Tages darfst du dich heute sogar gründlich waschen. Da sage noch einer, die Russen hätten was gegen dich.“

In der folgenden Nacht wurde Wolfgang wieder zum Verhör geholt. Sein Untersuchungsrichter Wolkow schaute noch um einige Grade grimmiger drein als bei den vorherigen Verhören. Diesmal begann er mit der Frage: „Was hat Ihnen Riedel über Spionage erzählt?“ „Ich habe mit Siegfried Riedel nie über Spionage gesprochen,“ antwortete Wolfgang. „Lügen Sie nicht schon wieder. Es wird ein ganz schlimmes Ende mit Ihnen nehmen.“ Ein Blick aus Wolkows eiskalten Augen traf Wolfgang so, als wolle er ihn durchbohren, in die scheinbar verschlossensten Winkel seines Gedächtnisses eindringen und ihm seine Kenntnisse über seine vermeintlich verbrecherischen Absichten entreißen. „Wir werden Sie schmoren lassen, bis Sie endlich die Wahrheit sagen. Aber wir können Sie auch gleich erschießen lassen.“ Wolkow telefonierte. Daraufhin erschien ein Posten mit umgehängter MP und nahm in der Ecke des Raumes gegenüber von Wolfgang Aufstellung. Wolkow verließ das Zimmer, nachdem er einige Worte mit der Dolmetscherin gewechselt hatte. Wolfgang überlegte, was das wohl zu bedeuten hätte. Er war sich des Ernstes seiner Lage bewusst. Schließlich befand er sich in den Händen einer Sonderabteilung des KGB, die aus dem berühmtesten Gegenspionagedienst „Smersch“ hervorgegangen war. „Smersch“ war die Abkürzung von „Smert schpionam“ (Tod den Spionen). Darüber hatte ihn Hans aufgeklärt, der diese Information einem seiner früheren Zellengenossen verdankte.

Wolfgang war auch deshalb in einer prekären Situation, weil Siegfried Riedel ihm erzählt hatte, dass die Freundin der Gräfin Colditz oder die Gräfin selbst während des Krieges als deutsche Spionin tätig gewesen war. Ihr war es nach Siegfrieds Schilderung gelungen, den Aufenthaltsort des 1943 von königstreuen Truppen verhafteten und entführten italienischen Diktators Mussolini in einem schwer zugänglichen Berghotel am Gran Sasso in den Abruzzen ausfindig zu machen. Mussolini war daraufhin dort von deutschen Fallschirmjägern in einem waghalsigen Unternehmen aus den Händen seiner Entführer befreit worden. Die Gräfin und ihre sehr resolut wirkende Freundin hatten nach Kriegsende Unterkunft bei entfernten älteren Verwandten der Freundin in Meuselwitz gefunden. Die beiden halfen gelegentlich beim Verkauf von Schreibwaren im Geschäft der Verwandten. Daher kannte Wolfgang sie auch flüchtig. Woher Siegfried seine Informationen hatte und ob sie überhaupt stimmten, wusste Wolfgang natürlich nicht. Aber er war sich darüber im Klaren, dass auch nur die geringste Erwähnung dieser Geschichte sofort zur Verhaftung der beiden Damen durch die Russen führen würde. Also nutzte er die Abwesenheit Wolkows, um zu überlegen, womit er diesen ablenken könne. Dabei fiel ihm ein, dass Siegfried – wahrscheinlich bei ihrem konspirativen Treffen – von einem Mann erzählt hatte, der beim Fotografieren sowjetischer Schiffe in der Nähe von Rostock von einem sowjetischen Soldaten überrascht worden war. Der ehemalige Fallschirmjäger habe den Russen einfach ins Wasser gestoßen und sei in den nahen Wald geflüchtet.

Nachdem Wolkow zurückgekommen war und seine ursprüngliche Frage mehrfach mit Nachdruck wiederholt hatte, erzählte ihm Wolfgang die Geschichte von diesem Vorfall. Wolkow schrieb das sofort eifrig für das Protokoll auf und wollte nähere Einzelheiten wissen. Aber Wolfgang kannte natürlich keine Details. So ging Wolkow wieder zum Thema Sabotage über mit dem speziellen Hinweis auf die „beabsichtigte“ Sprengung des Rathauses. Wolfgang blieb bei seiner Behauptung, er wisse nichts von derartigen Plänen, auch als das noch in den folgenden zwei oder drei Nächten das Hauptthema seiner Verhöre war. Danach hatte Wolkow diesen Punkt offensichtlich wegen Erfolglosigkeit abgeschlossen.

An einem Vormittag Mitte Mai erschien der Dejurni in der Zelle und forderte Hans auf, seine Habseligkeiten – Jacke, Schüssel, Metallbecher und Löffel – zu nehmen und ihm zu folgen. Hans und Wolfgang verabschiedeten sich mit einem festen Händedruck und wünschten sich gegenseitig alles Gute. Mit den Worten: „Halte die Ohren steif!“ verließ Hans die düstere Zelle. Die beiden hatten hier etwa zwei Wochen gemeinsam verbracht und sich durch ihre Gespräche gegenseitig moralisch aufgerichtet. Jetzt war Wolfgang allein zurückgeblieben. So wanderten seine Gedanken nun noch viel öfter als vorher zu seiner geliebten Sonja und natürlich auch nach Hause zu seinen geliebten Eltern. Wie mochte es ihnen gehen? Wie mochten sie sein scheinbar unerklärliches Verschwinden aufgenommen haben? Aber das spurlose Verschwinden mehrerer Jugendlicher aus demselben Ort würde ja eigentlich nur eine Deutung zulassen. Unzählige Fragen quälten ihn den ganzen Tag über. Was würde mit ihm und seinen Kameraden geschehen? Eine Verurteilung zu 25 Jahren schien ihnen ja sicher zu sein. Aber würden sie dann nach Bautzen oder in ein anderes Zuchthaus in der DDR kommen? Oder stand ihnen eine Deportation in die Sowjetunion bevor? Die Aussicht auf Zwangsarbeit in einem Blei- oder Uranbergwerk war eine Horrorvorstellung für ihn. Der Gedanke an Todesurteile für die angeblichen Verbrechen, die man ihnen vorwarf, erschien ihm absurd, obwohl Wolkow und Kamenew mehrfach mit Erschießen gedroht hatten. Hinter all seinen Überlegungen stand doch immer wieder die Hoffnung, dass innerhalb kurzer Zeit – vielleicht von einem Jahr oder von zwei Jahren – die deutsche Frage endgültig durch einen Friedensvertrag gelöst werden würde und in diesem Zusammenhang der ganze Spuk für sie ein Ende finden würde. Das gab ihm Zuversicht und bewahrte ihn vor der Verzweiflung. Und dann hoffte er natürlich, nach Beendigung der Untersuchungen möglichst bald an Sonja und an seine Eltern schreiben zu dürfen.

Die langen Stunden des Tages versuchte Wolfgang, durch Klopfkontakte mit Ingrid ein wenig zu verkürzen. Doch auch dabei fehlte ihm Hans, der ihn durch ein Zeichen immer dann gewarnt hatte, wenn der Posten durch den Spion schaute. Jetzt war er gezwungen, sich einerseits auf seine eigenen Klopfsignale und die von Ingrid zu

konzentrieren, andererseits auch darauf zu achten, dass nicht ein leises Klicken das Zurückschieben der Klappe des Spions andeutete. In diesem Fall marschierte er sofort in Richtung Zellentür los und täuschte dem Posten einen Spaziergang durch die Zelle vor. Da Wolfgang von Ingrid keine Informationen über seine mitverhafteten ehemaligen Schulkameraden erhalten konnte, probierte er es auf andere Weise. Eines Morgens, nachdem er seine Graupensuppe gegessen hatte, stieg er auf die Pritsche und rief, dicht unter dem Fenster stehend: „Hallo, wer von den Meuselwitzern hört mich?“ Die Resonanz darauf kam jedoch von der falschen Seite. Der Posten – wegen seiner Länge von Hans „Funkturn“ getauft – hatte Wolfgangs Versuch bemerkt und stand kurz darauf zusammen mit dem Dejurni in der Zelle. Die beiden schimpften furchtbar und schnauzten Wolfgang an. Der stellte sich dumm und wollte seinen missglückten Versuch abstreiten. Aber es half alles nichts, er musste als Strafe dafür zwölf Stunden lang auf einer Stelle in der Nähe der Zellentür stehen. Mittagessen und Tee am Abend fielen damit auch aus. Natürlich schauten der „Funkturn“ und die folgenden Posten jetzt in sehr kurzen Abständen durch den Spion, um zu verhindern, dass der Bestrafte sich von der Stelle rührte oder sich gar hinsetzte. Wolfgang ärgerte sich über seine Dummheit. Von Stunde zu Stunde fiel ihm das Stehen schwerer und die Qualen nahmen zu. Schließlich schmerzten ihm alle Knochen. Als die Glocke des nahen Kirchturms sechs Uhr schlug, meinte er, die restlichen zwei Stunden nicht mehr durchstehen zu können. Endlich, kurz nach acht Uhr, klopfte der Posten an die Tür und rief das erlösende Wort: „Sitz!“ Wolfgang atmete auf, fiel regelrecht mit seinem Hintern auf die Pritsche und verschlang erst einmal den Rest seiner Brotration.

Kurz vor 22 Uhr meldete sich Ingrid. Sie hatte schon während des Tages mehrfach versucht, mit ihm Kontakt aufzunehmen, aber er konnte ihr ja nicht antworten. Jetzt klopfte er zurück: „Ich musste als Strafe den ganzen Tag über auf einer Stelle stehen. Jetzt bin ich ziemlich erschlagen.“ Sie antwortete: „Das tut mir furchtbar leid. Ich fürchtete schon, du seiest in eine andere Zelle verlegt worden. Ich wünsche dir eine gute Nacht. Träume etwas Schönes! Ich schicke

dir einen dicken Gutenachtkuss.“ Wolfgang war von ihren Worten irgendwie eigenartig berührt. Es tat ihm in dieser hoffnungslosen Situation sehr gut, dass Wand an Wand mit ihm ein junges Mädchen saß, welches etwas für ihn zu empfinden schien. Er kannte sie zwar nicht, wusste nur, sie war 19 Jahre alt, 1,70 Meter groß, blond und hatte blaue Augen, wie er erst kürzlich von ihr erfahren hatte. Je länger sie miteinander kommunizierten, umso vertrauter war sie ihm geworden. Jetzt empfand er nicht nur Mitleid mit ihr, sondern in zunehmendem Maße Sympathie für sie. Er liebte Sonja leidenschaftlich, und nichts würde ihn von seiner Liebe zu ihr abbringen können. Aber er war überzeugt, Sonja würde unter diesen außergewöhnlichen Umständen Verständnis für seine besondere Beziehung zu dem Mädchen „von nebenan“ haben. Er würde ja dadurch Sonja nicht untreu werden. Selbst wenn sich das Verhältnis über das Kameradschaftliche hinaus entwickeln würde, so könnte es doch noch nicht einmal ein platonischer, sondern allenfalls ein virtueller Flirt werden. Und er vermutete, dass Ingrid die Situation ähnlich beurteilen würde. So antwortete er ihr am nächsten Abend auf ihren „Kuss durch Klopfzeichen“ mit „Ich küsse dich auch!“

Wie bisher wurde Wolfgang auch in der Folgezeit jede Nacht verhört. Manchmal riss man ihn sogar zweimal aus dem Schlaf. Dabei ging es zunächst vor allem um seine Verbindungen zur Altenburger Gruppe durch seinen früheren Lehrer Wolfgang Funke und die Flugblätter, die er von ihm erhalten hatte. Dann fuhr Wolkow ihn mehrfach an: „Sagen Sie mir jetzt endlich die Namen der Mitschüler, die Sie angeworben haben!“ „Ich habe niemanden angeworben“, antwortete Wolfgang beharrlich. Darauf nannte der Untersuchungsrichter selbst die Namen von fünf Schulkameraden, die angeblich mit der Gruppe in Kontakt gestanden hätten. Doch Wolfgang erklärte jedesmal: „Den habe ich nicht angeworben, und er stand auch nicht mit der Gruppe in Verbindung.“ In drei Fällen entsprach das tatsächlich der Wahrheit. Er wunderte sich nur darüber, dass Wolkow auch die Namen so vieler Klassenkameraden kannte, die nicht in die Affäre verwickelt waren. Nach einigen Tagen hatte sich für Wolkow auch dieses Thema erledigt.

Ende Mai wurde Wolfgang zum zweiten Male tagsüber in das Vernehmungsgebäude geholt. Major Kamenew eröffnete ihm, dass die Untersuchungen um die Punkte „Vorbereitung von Terrorakten und von aktivem Widerstand gegen Angehörige der Sowjetarmee und der deutschen Volkspolizei“ erweitert worden seien. Wolfgang war über diese Verschärfung der Situation sehr beunruhigt. Nach dem Verhör in der folgenden Nacht schlief er zwar sofort ein, doch nach einiger Zeit wurde er von einem Albtraum aufgeschreckt. Er war plötzlich ganz allein in einer Gegend, einer Landschaft aus Schnee und Eis ohne jeden Baum. Man wollte ihn erschießen, aber es war niemand zu sehen. Plötzlich blitzte hinter einem Schneewall Mündungsfeuer von Gewehren auf, und er erwachte schweißgebadet. Dieser Traum hatte ihm einen schweren Schock versetzt. Bis zu diesem Zeitpunkt war er immer davon ausgegangen, dass er eines Tages – in nicht allzu ferner Zukunft – wieder gesund nach Hause zurückkehren werde. Jetzt aber begannen ihn Zweifel zu plagen und die Furcht, er könne seine so sehr geliebte Sonja und seine Eltern vielleicht doch nicht wiedersehen. Der Gedanke ließ ihn in dieser Nacht nicht mehr los und hielt ihn über Stunden wach, bis er, total übermüdet, im Morgenrauen doch noch einschlief.

Als Wolfgang am Abend seiner Zellennachbarin Ingrid mitteilte, dass er und seine Kameraden wahrscheinlich auch wegen Vorbereitung von Terrorakten und von aktivem Widerstand angeklagt würden, versuchte sie ihm Mut zu machen. „Das muss gar nichts bedeuten. Vielleicht wollen sie nur durch zusätzliche Anklagepunkte das sonst dürftige Belastungsmaterial etwas aufbauschen. Mit 25 Jahren muss hier wohl fast jeder rechnen. Aber wir werden doch alle nach nicht allzu langer Zeit wieder frei sein. Du musst nur fest daran glauben.“ Und plötzlich hatte sie einen Einfall. „Nimm deinen Becher, halte ihn hier gegen die Wand und drücke ein Ohr gegen den Boden des Bechers.“ Das tat er, und sie hielt ihren Becher ungefähr an der gleichen Stelle gegen die Wand. Er glaubte zu träumen, denn er hörte eine helle, klare Mädchenstimme: „Ich singe dir jetzt ein Lied.“ Und sie sang:

„Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum,
Ich träumt in seinem Schatten so manchen süßen Traum.
Ich schnitt in seine Rinde so manches liebe Wort.
Es zieht in Freud‘ und Leiden zu ihm mich immerfort.“
Nach dem Schubert-Lied fuhr sie fort :
„Alle Tage ist kein Sonntag, alle Tag‘ gibt‘ s keinen Wein,
Aber du sollst alle Tage recht lieb zu mir sein.
Und wenn ich mal tot bin, sollst du denken an mich,
Auch am Abend, eh‘ du einschläfst, aber weinen sollst du nicht.“

Wie aus einer fernen Welt schienen die Töne zu ihm zu dringen. Während sie sang hatte ihn ein Gefühl tiefer Zuneigung zu diesem Mädchen erfasst, das er zwar hören, aber nicht sehen konnte. Er fühlte sich immer stärker zu ihr hingezogen. Es war, als hätte ihr Gesang unsichtbare Bande zwischen ihnen geknüpft. Als sie geendet hatte, flüsterte er ihr zu: „Ich werde schon jetzt jeden Abend an dich denken und von dir träumen. Ich küsse dich tausendmal.“ Genau in diesem Moment vernahm er das inzwischen vertraute Ratschbum des Schlosses seiner Zellentür. Er stürmte in Richtung Tür und hielt dem Kalfaktor, der den Tee ausgeben wollte, seinen Becher hin. Der sah ihn etwas verwundert an und bedeutete ihm, er brauche die Schüssel. Er könne mit der großen Kelle den Tee nicht in den kleinen Becher gießen. Und der Posten hinter dem Kalfaktor schaute irgendwie misstrauisch drein.

Als Wolfgang später den Klopfkontakt mit Ingrid wieder aufnehmen wollte, antwortete sie ganz kurz: „Es ist jetzt zu gefährlich, der Posten scheint etwas gemerkt zu haben. Er glotzt dauernd durch den Spion. Auf morgen! Tausend Küsse!“ Natürlich blieben bei Wolfgang die Gewissensbisse nicht aus. Würde er damit nicht seine Liebe zu Sonja verraten? Aber er tröstete sich immer wieder mit dem Argument, seine Beziehung zu Ingrid sei absolut unreal, sie sei die Flucht in eine Illusion, bedingt durch die völlige Abgeschnittenheit vom realen Leben. Aus dem Kerker von Furcht und Elend heraus war ihm nur dieser enge akustische Kanal geblieben, der ihn mit dem Mädchen in der Nachbarzelle verband. Es bedeutete für ihn

das kurze Aufflammen eines schwachen Lichts im tiefen Meer der Finsternis. So würde er es auch Ingrid erklären, falls sie sich doch einmal direkt begegnen würden, was er für sehr unwahrscheinlich hielt. Er nahm an, dass sie auch einen Freund in ihrer Heimat hatte. Aber warum sollten sie jetzt über solche Probleme diskutieren und sich dabei vielleicht ihrer wunderbaren Illusion inmitten ihres traurigen Daseins berauben.

In den nächtlichen Verhören versuchte Wolkow immer wieder, Wolfgang ein Geständnis über Spionagetätigkeiten abzurufen. Aber Wolfgang wollte selbstverständlich nichts eingestehen, was er nicht getan hatte. Doch Wolkow ließ nicht locker. Seine Beschuldigungen, Beschimpfungen und Drohungen wurden immer heftiger. Das Bewußtsein, der Gewalt des sowjetischen Terrorapparates völlig hilflos ausgeliefert zu sein, der wochenlange Schlafentzug und der Hunger hatten Wolfgang an den Rand des physischen und psychischen Zusammenbruchs gebracht. Als Wolkow ihn wieder einmal nach seinen Kontakten zur Altenburger Gruppe fragte, entschloss er sich, dem Untersuchungsrichter von seiner Hilfe bei der Flucht von Karl-Heinz Börner zu erzählen. So schilderte er, wie er im März 1950 den Flüchtenden nachts über menschenleere Straßen und Wege zunächst von Meuselwitz nach Zipsendorf und dann weiter zum Bahnhof nach Rehmsdorf gebracht hatte. Von dort aus sei Karl-Heinz Börner dann über Zeitz nach West-Berlin gefahren. Über die Ankunft dort habe Börner ihn in einem Brief informiert. Danach sei der Kontakt abgebrochen. Der detailhungrige Wolkow fragte immer wieder nach unbedeutenden Einzelheiten und schrieb seitenlange Protokolle. Das Thema füllte immerhin drei nächtliche Verhöre aus. Wolfgang hatte den Eindruck, der Untersuchungsrichter müsse einfach irgendwelche Ergebnisse vorweisen, sozusagen sein Soll an erfolgreichen Vernehmungen erfüllen. Diesmal glaubte Wolkow dem Gefangenen sogar, dass Börner bei seiner Flucht ganz unvermittelt bei ihm aufgetaucht sei und ihn auch über den vorhergehenden Fluchtweg im Unklaren gelassen habe. Und Wolfgang war erleichtert darüber, dass er mit seiner Aussage nur sich selbst belastet hatte.

An einem der nächsten Tage erwachte Wolfgang vom „Podjom“ des Postens und stellte verwundert fest, dass er in dieser Nacht nicht zum Verhör geholt worden war. Auch die nächsten Nächte durfte er ungestört durchschlafen, wenn man von den nächtlichen Attacken der Flöhe absah. Aber daran hatte er sich inzwischen gewöhnt. So waren tatsächlich nach sieben fürchterlichen Wochen die Untersuchungen abgeschlossen worden, und er begann, sich körperlich ein wenig zu erholen und neuen Mut zu schöpfen. Inzwischen war Wolfgang schon mehrere Tage nicht mehr allein in seiner Zelle. Eines Morgens, nachdem er gerade seinen ersten Spaziergang beendet hatte – fünfzigmal fünf Schritte hin, fünf Schritte zurück – war ein jüngerer Mann in einem Militärmantel mit einem Käppi auf dem kahlgeschorenen Kopf und einer Umhängetasche aus leinenartigem Material in die Zelle geschoben worden. Ein Russe als Zellengenosse! Wie würden sie sich verständigen können? Würde das gut gehen? War das vielleicht ein Hinweis darauf, dass auch die deutschen Gefangenen nach ihrer Verurteilung in die Sowjetunion deportiert werden sollten? Diese Gedanken schossen ihm in dem Augenblick durch den Kopf. Doch der Russe sprach Deutsch, zwar nur gebrochen, aber immerhin so, dass man sich verständigen konnte. Er sagte, er sei Kolja Alexandrow und sei in Wolfen stationiert gewesen. Als Chauffeur habe er seinen „Ober“ zu den verschiedensten Orten in der DDR gefahren. „Du meinst deinen Oberst?“ fragte Wolfgang zurück. „Nein, Natschalnik“, korrigierte Kolja und meinte damit seinen Chef. Aus seiner Manteltasche holte er etwas Machorka hervor, zerriss ein Stückchen russischer Zeitung, die man offenbar beim Filzen übersehen hatte und drehte von dem Machorka mit außerordentlicher Fingerfertigkeit zwei Zigaretten. Dabei raute er mit den Zähnen den Rand des Zeitungspapiers auf, spuckte winzige Reste abgerissenen Papierbreis in die Zelle, feuchtete mit der Zunge das Papier an seinen beiden Rändern an und drückte diese zusammen. Mit der Frage: „Du hast Feuer?“ gab er Wolfgang eine der beiden Machorka-Zigaretten. Dabei sprach er das H in „hast“ als Rachenlaut aus wie das „Ch“ in Bach. Als der Deutsche verneinte, entfernte Kolja an einer etwas aufgerissenen Stelle seiner wattierten Jacke ein Stück Watte, drehte es zu einem

Knäuel zusammen und rieb es mit großer Ausdauer zwischen zwei Holzstücken, die er von einer morschen Kante der Pritsche abgerissen hatte. Als die Watte zu glimmen begann, entzündete er seine Zigarette daran und gab dann das Feuer an Wolfgang weiter. Der hatte sich schon nach wenigen Zügen an den besonderen Geschmack des Machorkas (25) gewöhnt. Wolfgang war kein starker Raucher, und so war es ihm nicht schwer gefallen, in der Haft ohne Zigaretten auszukommen.

In der folgenden Nacht wurde Kolja zum Verhör geholt. Er nannte dem Dejurni seinen Namen so leise, dass dieser ihn nicht verstanden hatte. Darauf fuhr der Diensthabende ihn an, er solle seinen Namen laut sagen. Als Kolja dann mit „Maximow“ antwortete, merkte Wolfgang, dass der Russe ihn angelogen hatte. Wolfgang ignorierte das jedoch und trug es seinem Zellengenossen nicht nach. So kamen die beiden während ihrer gemeinsamen Zeit in der Zelle – abgesehen von einem Streit an einem der letzten Tage – leidlich gut miteinander aus. Für den Kummer seines russischen Mithäftlings jedoch hatte Wolfgang Verständnis. Kolja klagte mehrmals darüber, dass er eigentlich in drei Monaten aus der Armee entlassen worden wäre, ihm aber nun fünf oder gar zehn Jahre Lager bevorstünden. Sein Leben sei dadurch verpfuscht, er würde seine Eltern und seine Geschwister während dieser Zeit nicht sehen und beruflich verlöre er auch alle Chancen. Wenn es ganz schlimm käme, müsste er dann sogar sein Leben lang in einem Verbannungsgebiet (26) bleiben. Dieses Mädchen Monika aus Wolfen habe ihn hereingelegt. Sie habe ihn nach West-Berlin locken wollen. Er aber wollte sie nur ficken.

Nach einigen Tagen wurden Wolfgang und Kolja in die auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges gelegene Zelle verlegt. Für Wolfgang war damit die Verbindung zu Ingrid abgerissen, was er sehr bedauerte. Die neue Zelle war deutlich kleiner und vom Spion aus vollständig zu übersehen. Trotzdem versuchte Wolfgang sofort, durch Klopfzeichen nach verschiedenen Seiten Kontakt aufzunehmen. Er setzte sich dazu unmittelbar an die Wand, verbarg seine Hand hinter dem Oberschenkel und klopfte regungslos sitzend, nur

die verborgene Hand bewegend, mit einer kleinen Kugel aus hartgewordenem Brot gegen die Wand. Nur mit der linken Nachbarzelle klappte der Kontakt. Dort saß eine junge Frau ganz allein in der Zelle. Es war Monika Sommer aus Wolfen, in deren Fall Kolja verwickelt war. Sie hatte furchtbare Angst, sie könne womöglich zum Tode verurteilt werden. Wolfgang versuchte, sie zu trösten. Es würden sicher nur in ganz schweren Fällen Todesurteile ausgesprochen und bestimmt gegen Frauen noch seltener. Bald wollte Kolja den Namen der Frau wissen, und Wolfgang beging den Fehler, seinem Zellengenossen den Namen zu nennen. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, die beiden könnten durch seine Vermittlung Aussagen miteinander absprechen. Doch Kolja begann fürchterlich zu fluchen und forderte Wolfgang auf, ihr durch die Wand die folgende Nachricht zu übermitteln: „Du Hure, hier kaputt!“ Natürlich weigerte sich Wolfgang, das zu tun, und die beiden gerieten deshalb in einen heftigen Streit. Wolfgang versuchte, seinem Zellengenossen klarzumachen, dass man so nicht mit Mitgefangenen umgehen könne, was immer auch geschehen sei. Der aber beschimpfte ihn und wollte nicht von seiner Forderung ablassen. Der Posten war offensichtlich auf den Streit aufmerksam geworden und schaute jetzt öfter durch den Spion. So klopfte Wolfgang schnell zur Nachbarzelle: „Heute geht nichts mehr, der Posten hat uns dauernd im Visier. Morgen mehr!“ Am nächsten Morgen antwortete niemand aus der Nachbarzelle. Offenbar hatten die Aufseher Verdacht geschöpft und Monika in eine andere Zelle verlegt. Doch auch Kolja wurde wenige Tage später mit all seinen Habseligkeiten aus der Zelle geholt und kam nicht mehr zurück. So blieb Wolfgang wieder allein mit den Gedanken an seine geliebte Sonja und an seine Eltern und mit der Ungewissheit über sein weiteres Schicksal. Jetzt achtete er besonders sorgsam darauf, jeden Morgen mit dem Löffelstiel einen Strich an einer bestimmten Stelle in die Wand zu ritzen. Er hatte diese Methode von Hans übernommen, um die Orientierung über die Zeit, den Ablauf der Tage und Wochen, nicht zu verlieren.

Am 22. Juni, einem Sonntag, wurde Wolfgang von Major Kamenew informiert, dass gegen ihn und die anderen Mitglieder der

Gruppe, Heinz Binder, Siegfried Riedel, Rolf Köhler, Joachim Thiele, Dieter Gerth und Georg Thaler, vor einem sowjetischen Militärgericht Anklage erhoben würde. Die Anklage erfolge auf der Grundlage der Artikel 58-6,1, 19-58-2, 19-58-8, 58-10,2 und 58-11 des Strafgesetzbuches der RSFSR (Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik). Ihm werde Spionage, Vorbereitung eines bewaffneten Aufstands und terroristischer Akte, antisowjetische Propaganda und die Zugehörigkeit zu einer antisowjetischen Gruppe vorgeworfen. Nach der Ankündigung der Ermittlungsgebiete war das für Wolfgang keine Überraschung mehr. Heinz Binder war ihm völlig unbekannt, von ihm hatte er noch nie etwas gehört. So vermutete er, dass man Heinz Binder der Gruppe einfach als Führer zuordnen wollte. Das Fehlen von Klaus Hoffmann und Lutz Bantzer auf der Liste der Angeklagten überraschte ihn dagegen sehr. Kamenew hatte ihm doch beim ersten Verhör gesagt, man habe sie alle gefasst und dabei auch die Namen der beiden genannt. Daraus konnte er eigentlich nur den Schluss ziehen, dass die beiden munter geplaudert hatten und dafür freigelassen worden waren. Das ging ihm auf dem Weg zurück in die Zelle immer wieder durch den Kopf. Jetzt wurde ihm auch klar, warum die Russen von Anfang an so genau über viele Details von Dingen Bescheid wussten, über die beim Treffen bei Siegfried Riedel gesprochen worden war. Er selbst hatte ja manches davon in der Zwischenzeit total vergessen gehabt, zum Beispiel Rolfs aberwitzigen Vorschlag, das Rathaus in die Luft zu sprengen. Wolfgang konnte nicht wissen, dass die Russen dem am geringsten belasteten Georg Thaler die Freilassung angeboten hatten, wenn er für sie Spitzeldienste leisten würde. Georg hatte das jedoch strikt abgelehnt und damit das schwere Schicksal von Haft und Verurteilung auf sich genommen. Wolfgangs Verdacht, dass Hoffmann und Bantzer ihn und seine Freunde verraten hatten, wäre damit für ihn wohl zur Gewissheit geworden.

Genau zwei Monate nach seiner Verhaftung, am 26. Juni, bekam Wolfgang einen neuen Zellengenossen. Er war sehr überrascht, als ein schwächlicher, kahlköpfiger Junge die Zelle betrat, den er im ersten Moment für höchstens vierzehn Jahre alt hielt. Durch die feh-

lenden Haare wurde die ovale Form des kindhaften Gesichts besonders betont. Mit seinen großen, hellbraunen Augen schaute er Wolfgang erwartungsvoll an, ging auf ihn zu, gab ihm die Hand und sagte: „Ich bin Joachim Bischof und werde einfach ‚Joki‘ genannt.“ Er gehörte zu einer Gruppe von vier Jugendlichen – eher eine Art Jugendbande – aus Bernau, die vor einem Monat verhaftet worden war. Joki war immerhin schon sechzehn Jahre alt, er wirkte nur viel jünger. Der Jüngste von ihnen war gerade fünfzehn, der Älteste siebzehn Jahre alt. Sie hatten Autonummern sowjetischer Militärfahrzeuge aufgeschrieben und gegen Bezahlung bei alliierten Dienststellen in West-Berlin abgeliefert. Das Geld hatten sie dann in Alkohol und gelegentlich auch in leichte Drogen umgesetzt, um so ihren tristen Alltag für ein paar Stunden zu vergessen. Die Russen hatten die vier Jungen in der Nähe einer Kaserne auf frischer Tat ertappt. Ihr Fall war relativ klar und unkompliziert, so dass die Untersuchungen schon nach drei Wochen beendet wurden. Jetzt wartete er, wie Wolfgang auch, auf den Prozess.

Über das Risiko seiner Betätigung schien sich Joki durchaus im Klaren gewesen zu sein. Bei seiner Verhaftung hatte er in seiner Hosentasche eine kleine Tüte mit Zyankali gehabt, wie er erzählte. Als er sich einen Moment unbeobachtet glaubte, habe er das Gift geschluckt. Aber einer der Russen habe das bemerkt und veranlasst, dass ihm der Magen ausgepumpt wurde. Wolfgang war sehr skeptisch und wollte das nicht so recht glauben, denn nach Jokis Angaben müsste es sich eigentlich um eine tödliche Dosis gehandelt haben. Doch möglicherweise war das Zyankali zu diesem Zeitpunkt schon durch Zersetzung an der Luft größtenteils unwirksam geworden, weil es monatelang unverschlossen in der Tüte herumgelegt hatte. Jedenfalls behauptete Joki, nach dem Auspumpen des Magens seien keinerlei Nachwirkungen aufgetreten. „Es tut mir wirklich leid, dass es nicht geklappt hat“, bemerkte er jetzt. „Ich habe meine Eltern sehr früh verloren. Vom Leben im Heim hatte ich ohnehin die Schnauze voll. Und hier steht uns bestimmt noch viel Schlimmeres bevor. Meine ältere Schwester Vera wäre wohl der einzige Mensch, der um mich trauern würde.“ „So solltest du nicht reden. Irgendwann werden wir

das hier alles hinter uns haben. Ich hoffe, es wird nur eine kurze Zeit dauern. Danach wird es uns viel besser gehen. Du musst nur an dich selbst und an die Zukunft glauben und darfst die Hoffnung nicht aufgeben. Ich weiß, das ist alles leicht gesagt. Aber ich stecke genau so wie du in der Scheiße und werde alles tun, um so gut es geht über die Runden zu kommen. Also, Kopf hoch!“ So versuchte Wolfgang seinen Zellenkumpel moralisch aufzurichten. Er mochte diesen Jungen mit den lebhaften und zugleich traurigen Augen. Sein Aussehen – besonders die Form seiner Nase – ließ Wolfgang vermuten, dass Joki jüdischer Abstammung war. Doch er wollte ihn nicht direkt danach fragen. Wie viele andere war auch er wegen der grauenhaften Verbrechen, die Deutsche an Juden begangen hatten, zu sehr befangen. Aber was sollte es auch. Er würde so oder so alles tun, um Joki zu helfen, eine positivere Einstellung für die Zukunft zu finden, soweit das unter den gegebenen Umständen möglich war.

Zunächst schien für die beiden die Zeit stillzustehen. Ein Tag glich dem anderen. Die Blende am Fenster ließ auch in diese Zelle wenig Licht von draußen gelangen, so dass es den ganzen Tag über recht düster blieb. Nur die Glühlampe an der Decke brannte Tag und Nacht und erhellte den Raum ein wenig. Aber man konnte, auf der Pritsche sitzend, durch den schmalen Spalt, den die Blende nach oben freigab, in das Grün der hohen Bäume jenseits der Umzäunung schauen. Das wirkte beruhigend. Als willkommene Abwechslung empfanden es Wolfgang und Joki, wenn sie jeden dritten oder vierten Tag zum Entleeren des Kübels zu der im Freien liegenden Toilettenanlage und anschließend zur Waschanlage geführt wurden. Sie genossen dann immer die frische Luft und das Blau des Himmels. Im Abstand von zehn bis zwölf Tagen konnten sich die Häftlinge auch in einem Raum im Gefängnisinneren unter Benutzung eines hölzernen Waschtrogs etwas gründlicher reinigen. Danach erhielten sie frische Wäsche, nämlich eine lange Unterhose und ein Unterhemd. Strümpfe und Taschentücher gab es dagegen nicht. Wolfgang's Strümpfe bestanden fast nur noch aus Löchern. Sein Taschentuch hatte er nach zwei Wochen Haft in den Kübel entsorgt.

Nach etwa einer Woche klagte Joki plötzlich am Abend über heftige Schmerzen in der Herzgegend. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, er schnappte regelrecht nach Luft und seine Lippen begannen, sich blau zu färben. Wolfgang zog ihm den Pullover aus, legte ihn auf die Pritsche, lief zur Zellentür und trommelte mit den Fäusten dagegen. Es dauerte eine ganze Weile, bis der Posten erschien und polternd einige russische Worte von sich gab. Wolfgang rief in tiefer Sorge um seinen Kumpel: „Doktor, Doktor!“ und wies auf Joki, der sich auf der Pritsche liegend vor Schmerzen krümmte. Der Posten verständigte den Dejurni. Nach einiger Zeit betraten die beiden die Zelle. Sie schienen ziemlich ratlos zu sein. Wolfgang deutete mit wilden Gesten auf Joki und schrie: „Doktor, Doktor, dawai!“ um die Dringlichkeit zu unterstreichen. Das Wort „Dawai“ hatten die Posten immer wieder benutzt, um ihn anzutreiben, es war ihm inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen. Der Dejurni antwortete mit: „Budet, budet!“ jenem Zauberwort im Russischen, das bedeutet: „Es wird sein, aber man weiß nicht, wann.“ Nachdem Dejurni und Posten wieder die Tür hinter sich verschlossen hatten, dauerte es noch eine geraume Zeit, bis der Doktor kam, der aber vermutlich nur ein Feldscher war. Wolfgang hatte nicht das geringste Vertrauen zu diesem Mann, der ihm vor einiger Zeit gegen seine Augenbeschwerden einfach eine jodhaltige Lösung in beide Augen getropft hatte. Der Feldscher sah sich Joki an und sagte nur: „Schlafen!“ Wolfgang schaute den Mann fassungslos an und versuchte, ihn durch Worte und Gesten zu bewegen, Joki zu helfen. Aber der Russe verstand offenbar kein Deutsch und zuckte nur mit den Achseln. „Aspirin,“ schrie Wolfgang ihn förmlich an. „Nix, Aspirin,“ antwortete der vermeintliche Arzt, wandte sich um und verließ zusammen mit dem Dejurni die Zelle. Verzweifelt beugte sich Wolfgang über Joki und wischte ihm mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn. Dann riss er ein großes Stück Stoff aus seinem Unterhemd heraus, tauchte es in den Wassertopf ein und legte den kalten Umschlag Joki auf die Brust. Der Junge erholte sich ganz langsam und schlief dann ein. Wolfgang war sehr erleichtert darüber, dass es seinem Zellengenossen jetzt besser zu gehen schien. Nach dem Zeichen zur Nachtruhe konnte er jedoch lange nicht einschlafen. Er schaute immer wieder zu

Joki hinüber. Auch mitten in der Nacht wachte er mehrmals auf und vergewisserte sich, dass der Junge ruhig schlief.

Am nächsten Morgen fühlte sich Joki so wohl, als sei nichts gewesen. Als Wolfgang ihn fragte, ob er schon früher einmal einen solchen Anfall hatte, verneinte er dies. Am Abend geschah dann wieder dasselbe. Joki wand sich vor Schmerzen und rang nach Luft. Der vermeintliche Arzt wurde gerufen und tat wieder nichts. Wolfgang verfuhr mit dem Patienten wie am vorhergehenden Abend. Ganz langsam besserte sich sein Zustand danach wieder. Wolfgang war wütend, dass es in einem solchen Fall nicht die geringste ärztliche Hilfe gab. „Wenn der Gefangene keine Information mehr preisgeben kann, wenn er nichts mehr zu gestehen hat, dann ist er für die Russen wertlos und kann ruhig abkratzen“, dachte er voller Zorn. So rief er auch niemanden an den beiden folgenden Abenden, als Joki wieder diese Anfälle erlitt, sondern half ihm, so gut es ging, mit den kalten Umschlägen. Alles andere hatte doch keinen Sinn. Der Posten war offenbar informiert worden und verhielt sich ruhig, als Joki mit schmerzverzerrtem Gesicht auf der Pritsche lag. Und am fünften Abend blieben die Anfälle wie durch ein Wunder weg. Sie kehrten auch an den folgenden Abenden, so lange Wolfgang mit Joki zusammen in der Zelle war, nicht wieder zurück.

Am Morgen des 14. Juli wurde Wolfgang aus der Zelle geholt. Vorbei am Vernehmungsgebäude wurde er in ein dahinter liegendes größeres Gebäude geführt. Immer von einem Posten mit Maschinenpistole gefolgt, betrat er einen größeren Saal, der ganz in Rot gehüllt war. Die Wände waren mit rotem Tuch bespannt, in der Mitte des Saales stand ein langer Tisch, von dessen Kanten Bahnen roten Stoffs nach unten herabfielen. Rechts und links des Tisches hingen Bilder von Lenin und Stalin. Die beiden schienen strenge Blicke in den Saal zu werfen, so als wollten sie das Geschehen dort genau kontrollieren. Der Tisch war mit mehreren Stapeln von Akten bedeckt. Auf jeder Seite stand in einigem Abstand vom Tisch ein Posten mit Maschinenpistole im Anschlag. Wolfgang lief ein Schauder über den Rücken. Noch nie hatte er einen solchen Abscheu

gegen die Farbe Rot empfunden. Sie fügte ihm einen Moment lang regelrecht körperliche Schmerzen zu. Doch dann fiel sein Blick auf eine Bank gegenüber dem Tisch an der Längswand des Saales. Dort saßen zwei Gestalten mit kahlgeschorenen Köpfen und eingefallenen Gesichtern. Den Ersten der beiden Männer hatte er noch nie gesehen, den Zweiten erkannte er beim Näherkommen als seinen Schulkameraden Siegfried Riedel. „Um Gottes willen, sehe ich auch so aus?“, fragte er sich im Stillen. Er hatte sich seit der Verhaftung natürlich nicht mehr im Spiegel sehen können. Wolfgang wurde angewiesen, sich neben Siegfried zu setzen. Als er ihn begrüßen wollte, wurde er vom Posten barsch angefahren: „Nicht sprechen!“ In kurzen, zeitlichen Abständen trafen nach ihm Rolf Köhler, Joachim Thiele, Dieter Gerth und Georg Thaler ein und nahmen in dieser Reihenfolge links von ihm Platz. Sie durften während der ganzen Verhandlung kein Wort miteinander wechseln. Einige Zeit später mussten die Angeklagten sich erheben. Die drei Richter des Militärtribunals 48240 traten ein, gefolgt von einem Schriftführer und der Dolmetscherin. Sie schritten zum Tisch, die Richter mit ernsten, würdevollen Gesichtern, sichtlich bemüht, dem Verfahren einen feierlichen Rahmen zu geben. Wolfgang dachte bei ihrem Anblick: „Sie kommen daher wie die Hohenpriester des Sozialismus. Hängt unser Schicksal wirklich von ihnen ab? Oder sind sie nur Marionetten, ist alles nur Theater? Stehen die Urteile längst fest?“ Nachdem die Richter, der Schriftführer und die Dolmetscherin Platz genommen hatten, durften auch die Angeklagten sich wieder setzen. Dann eröffnete der Gerichtsvorsitzende die Verhandlung. Die Angeklagten mussten einzeln aufstehen, ihre Personalien angeben. Danach wurden ihnen die Paragraphen des Strafgesetzbuchs der RSFSR vorgelesen, nach denen sie angeklagt wurden. Als Joachim Thiele sich nach einem Verteidiger erkundigte, antwortete der Vorsitzende: „Die Dolmetscherin wird die Verteidigung mit übernehmen.“ Alle Angeklagten wurden der Spionage, der antisowjetischen Propaganda und der Zugehörigkeit zu einer antisowjetischen Gruppe beschuldigt. Den meisten von ihnen wurde außerdem noch die Vorbereitung von terroristischen Akten und bewaffnetem Aufstand sowie Sabotage vorgeworfen. Rolf Köhler wurde zusätzlich nach den Artikeln 1 und 6

des Gesetzes 43 des Alliierten Kontrollrats für Deutschland wegen unerlaubten Waffenbesitzes angeklagt. Dann folgten unendlich lange Monologe der Richter, in denen sie Punkt für Punkt versuchten, die Schuld der Angeklagten zu beweisen. Das Gericht bemühte sich dabei, alles möglichst korrekt erscheinen zu lassen, so wie Betrüger häufig ihren Betrug durch übergroße Genauigkeit im Detail zu verschleiern versuchen. Wie windig die Beweisführung des Gerichts wirklich war, zeigte seine Feststellung, der Angeklagte Heinz Binder habe 1951 diese antisowjetische Gruppe gegründet. Er war der ehemalige Fallschirmjäger, der bei Rostock sowjetische Schiffe fotografiert hatte. Ihn hatte außer Siegfried Riedel keiner der anderen gekannt und er war auch nie in Meuselwitz gewesen. Aus Äußerungen Einzelner beim Treffen im September 1950, die allenfalls Absichtserklärungen waren und zu keinen konkreten Vorbereitungen geführt hatten, wurden kollektive Beschuldigungen zusammengebastelt. So leitete das Gericht von der Äußerung Rolf Köhlers, er besitze eine Pistole und könne sich durch Bedrohung eines bewaffneten Amtsträgers damit eine zweite Waffe beschaffen, den Beweis für die Vorbereitung von Terrorakten und aktivem Widerstand durch alle Gruppenmitglieder ab. In gleicher Weise verfuhr es mit der Bemerkung von Wolfgang, man wolle im Kriegsfall auf der Seite der Amerikaner kämpfen. Angebliche Kontakte Einzelner zu westlichen Dienststellen wurden ebenfalls allen angelastet. Von der Anklage der Vorbereitung von Sabotageakten waren Wolfgang und Georg allerdings ausgenommen. Sie hatten beide abgestritten, von Rolfs absurdem Vorschlag zur Rathaussprengung gewusst zu haben. Für Georg traf das ja wirklich zu. Wenig überzeugend wirkten auch manche der auf dem Tisch neben der Anklagebank liegenden Beweisstücke. Dort befanden sich neben der Pistole, einigen Flugblättern und einem Gummistempel zur Anfertigung von Flugblättern noch ein Gummiknüppel, mehrere Bücher mit verdächtigen Emblemen – wie Graf Luckners „Seeteufel“ (27), auf dessen Umschlag die Reichskriegsflagge abgebildet war – und ein Satz Briefmarken mit dem Aufdruck von Hitlers Kopf. Nach den langen und ermüdenden Ausführungen des Gerichtsvorsitzenden, die nur durch eine kurze Mittagspause unterbrochen wurden, endete der erste

Verhandlungstag am späten Nachmittag. Die Angeklagten wurden während des Prozesses in Einzelzellen untergebracht. Wolfgang ließ noch einmal den ganzen Tag in Gedanken vorüberziehen. Dabei fragte er sich, warum solch ein Aufwand getrieben wurde, wenn die Urteile ohnehin schon festzustehen schienen.

Am nächsten Morgen wurde die Verhandlung fortgesetzt. Die Angeklagten wurden nacheinander zu den einzelnen Anklagepunkten „befragt“. In Wirklichkeit war es eine subtilere Art von Verhör, in dem die Angeklagten die in den Protokollen festgehaltenen, scheinbaren Tatbestände bestätigen sollten. Dabei ging es den Richtern absolut nicht um Wahrheitsfindung. Heinz Binder wurde unterstellt, er habe den Rotarmisten, den er ins Wasser gestoßen hatte, getötet. Binder bestritt das aufs Energischste. Doch die Richter erweckten den Eindruck, als wollten sie ihm unbedingt einen Mord anhängen. Rolf Köhler wurde besonders ausführlich zu der Pistole befragt. „Ich fand sie unmittelbar nach Kriegsende. Sie gefiel mir so gut, dass ich mich entschloss, sie aufzuheben“, sagte er. Bei zwei Hausdurchsuchungen war sie nicht entdeckt worden, er hatte sie zwischen den Kacheln eines Ofens gut versteckt. Erst als ihm mit der Verhaftung seines Vaters gedroht worden war, hatte er das Versteck preisgegeben. Schließlich war in seinen Protokollen nach mehreren Verhören zu diesem Punkt die angebliche Aussage festgehalten worden, er habe sie im Falle eines Krieges notfalls benutzen wollen. Die Frage des Vorsitzenden, ob der beim Beweismaterial befindliche Gummiknüppel ihm gehöre, beantwortete Rolf mit „Ja!“ „Wozu haben Sie ihn gemacht?“ wollte der Richter wissen. „Ursprünglich wollte ich damit eine Kirschplantage bewachen.“ „Und haben Sie jemand damit geschlagen?“ „Nee, es is keener gekomm‘n,“ antwortete Rolf in bestem Sächsisch. Auch seinen Plan zur Sprengung des Rathauses musste Rolf dem Gericht nochmals erklären, obwohl doch schon alles dazu in den Protokollen festgehalten war. Der Spionagevorwurf gegen Wolfgang gründete darauf, dass im Protokoll stand, er habe Sänger Spionagenachrichten übermittelt. Als Wolfgang erklärte, das habe er nicht gesagt, las der Vorsitzende aus dem Protokoll vor: „Ich habe Spionagenachrichten an Sänger

weitergegeben,“ und fragte, „haben Sie das unterschrieben?“ „Es blieb mir doch nichts anderes übrig,“ entgegnete Wolfgang. Darauf erkundigte sich der Richter scheinbar fürsorglich: „Sind Sie geschlagen worden?“ „Nein,“ antwortete Wolfgang, „aber ich stand unter starkem psychischen Druck.“

Als letzter der Angeklagten wurde Georg Thaler befragt. Die Beschuldigung, er sei von Sänger zur Spionagetätigkeit und zu antisowjetischer Propaganda angeworben worden, bezeichnete Georg als falsch. Er erklärte, er kenne Sänger schon längere Zeit durch den „Christlichen Verein Junger Männer“. „Es ist richtig, dass Klaus Sänger mich während meines Studiums in Leipzig besucht hat,“ erlauerte Georg, „aber ich habe ihm nie zugesagt, Spionage zu betreiben und habe auch keine Flugblätter von ihm erhalten. Auch als mir Wolfgang Hartwig Flugblätter im Auftrag von Sänger übergeben wollte, habe ich ihre Annahme abgelehnt.“ Damit war die Beweisaufnahme beendet. Auf die abschließende Frage, ob er sich schuldig bekenne, hatte Wolfgang geantwortet, er bekenne sich schuldig zu den Anklagepunkten, antisowjetische Propaganda und Zugehörigkeit zu einer antisowjetischen Gruppe, in allen anderen Punkten sei er nicht schuldig. ähnlich äußerten sich auch die anderen Angeklagten. In einem letzten Wort baten die Angeklagten um ein gerechtes und mildes Urteil. Wolfgang fügte dem noch hinzu: „Meine Eltern sind schon sehr alt. Wahrscheinlich werde ich sie nicht wiedersehen. Deshalb bitte ich darum, ihnen nach Beendigung des Prozesses schreiben zu dürfen.“ Und er hoffte natürlich, dass er dann auch an Sonja schreiben könnte. Mit dem Hinweis auf die Urteilsverkündung am nächsten Tag, ging der zweite Prozesstag am späten Nachmittag zu Ende.

Nach dem Zeichen zum Schlafen lag Wolfgang noch lange wach. Seine Gedanken kreisten um den Prozess, er durchlebte noch einmal alle Phasen der Verhandlung. Und er kam immer wieder zu dem Schluss, dass man ihm außer antisowjetischer Propaganda und Gruppenzugehörigkeit nichts Konkretes nachweisen konnte. Man hatte bei den Hausdurchsuchungen kein belastendes Material gefunden. Es gab weder Beweise für eine Spionagetätigkeit noch für

die Vorbereitung von Terroraktionen und aktivem Widerstand. Nach seiner Bemerkung, man werde im Kriegsfall auf der Seite der Amerikaner kämpfen, war von ihm nicht das Geringste unternommen worden, was als Vorbereitung dazu angesehen werden konnte. Und dass Rolf mit einer Pistole und einer einzigen Patrone eine Gefahr für die Sowjetarmee und die Volkspolizei sein würde, konnte wohl kaum jemand ernsthaft glauben. Eigentlich hätte ja Sänger als Zeuge vor Gericht gehört werden müssen. Mit einer wahrheitsgemäßen Aussage hätte er normalerweise die meisten von ihnen entlastet. Aber, was war schon normal in diesem Prozess? Offenbar war schon die Gesinnung strafbar. Da wurden Dinge, die ein Einzelner gesagt hatte, sofort auch allen anderen zur Last gelegt. Und es wurde in unglaublicher Weise manipuliert. Einerseits wurde die vor dem Gericht wiederholte Aussage festgehalten, er sei im September 1950 zum Leiter der Gruppe gewählt worden, andererseits wurde in der Anklageschrift behauptet, Binder, den außer Siegfried niemand gekannt hatte, habe die Gruppe 1951 gegründet. Nein, er war realistisch genug und gab sich keiner Illusion hin, sie würden wohl alle zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt werden.

Zwischendurch waren Wolfgangs Gedanken immer wieder zu Sonja gewandert. Was würde sie wohl jetzt tun? Wie würde es ihr gehen? Manchmal erschien es ihm, als habe sie erst gestern in seinen Armen gelegen, dann kam es ihm wieder vor, als liege das schon Jahre zurück. Um seine Eltern machte er sich große Sorgen. Wie würden sie die ganze Aufregung verkraftet haben? So wanderten seine Gedanken im Kreise, bis ihn allmählich der Schlaf übermannete. Nach dem morgendlichen „Podjom!“ des Postens schlug Wolfgang die Augen auf und blickte direkt in das Licht der Glühbirne über ihm, die alle Winkel der armseligen Zelle ausleuchtete. Mit einem Schlage wurde ihm die ganze Trostlosigkeit seiner Situation bewusst. Und dann vergingen Stunden des Wartens, bis ein Rotarmist ihn in den Gerichtssaal führte. Das Rot der Wände kam auf ihn zu, er empfand seine Wirkung noch viel stärker als zuvor. Es drohte ihn zu erdrücken und schien ihm fast den Atem zu nehmen. Und er blickte in den Lauf zweier Maschinenpistolen, die wie von

hellbraunen Inseln – den Uniformen der beiden Sowjetsoldaten – auf rotem Grund, auf ihn gerichtet waren. Doch inmitten seiner Kameraden auf der Anklagebank, wich dieses beklemmende Gefühl allmählich von ihm. Einige Zeit später zog das Gericht ein. Die Gesichter der Richter schienen noch mehr Ernst und Würde auszustrahlen. Wolfgangs Blick streifte zufällig den Richtertisch. Das Durcheinander dort passte gar nicht zu diesem, die Macht des Systems demonstrierenden, Rahmen. Akten lagen ziemlich ungeordnet herum, und zwei Aschenbecher liefen förmlich über. Anscheinend hatten die Richter doch ziemlich lange beraten.

Nach der Eröffnung der Sitzung erfolgte zunächst eine allgemeine Stellungnahme des Gerichts. Die Anklage wegen Vorbereitung von Sabotageakten wurde fallen gelassen. „Ich habe mehrere Nächte lang Wolkows Druck ausgehalten und abgestritten, von Rolfs ‘Plänen’ zur Sprengung des Rathauses gehört zu haben“, dachte Wolfgang, „das hätte ich also ruhig zugeben können. Vielleicht hat sich das Tribunal bei der Urteilsfindung doch etwas mehr um Objektivität bemüht.“ Aber die aufkeimende Hoffnung wurde schnell wieder zerstört. Der Vorsitzende erklärte die Angeklagten pauschal in allen weiteren Punkten der gegen sie erhobenen Anklage für schuldig. Dann folgten die Urteile. Heinz Binder: Tod durch Erschießen – Siegfried Riedel: Tod durch Erschießen – Wolfgang Hartwig: Tod durch Erschießen – Rolf Köhler: Tod durch Erschießen – Joachim Thiele: 25 Jahre Freiheitsentzug – Dieter Gerth: 25 Jahre Freiheitsentzug – Georg Thaler: 25 Jahre Freiheitsentzug, jeweils mit Verbüßung der Strafe im ITL (Besserungsarbeitslager).

Heinz Binder nahm das Urteil gefasst auf, wahrscheinlich hatte er mit einem Todesurteil gerechnet. Siegfried Riedel war leichenblass, er wirkte völlig fassungslos. Schon die beiden ersten Urteile hatte Wolfgang wie Peitschenhiebe empfunden. Er spürte, wie sich sein Puls beschleunigte, als der Richter seinen Namen sprach. „Aus und vorbei!“ schoss es ihm durch den Kopf, nachdem die Dolmetscherin sein Urteil übersetzt hatte. Er spürte, wie sein Herz hämmerte. Sein Blut war in Wallung geraten. Er hatte das Gefühl, es drohe die Ge-

fäße zu sprengen. Doch dann bemerkte er, wie kühl und gefasst Rolf neben ihm das Urteil aufgenommen hatte. War nicht sogar Klaus Sänger, der unvergleichlich stärker belastet war, begnadigt worden? Sicher sollten die Todesurteile nur besonders abschreckend wirken, und sie würden dann begnadigt werden. Mit diesen Gedanken hatte er schnell den Schrecken abgeschüttelt und seine Fassung zurückgewonnen. Die drei letzten Verurteilten hatten ihre Urteile gelassen aufgenommen, sie hatten mit nichts anderem gerechnet. Die Todesurteile gegen ihre vier Kameraden hatten sie mehr getroffen als ihre eigenen Urteile. Nach der Urteilsverkündung durften die sieben endlich miteinander sprechen. Den Todeskandidaten wurde vom Gericht noch offiziell mitgeteilt, sie müssten später Begnadigungsgesuche an den Obersten Sowjet (28) richten, jetzt aber die Kenntnisnahme des Urteils schriftlich bestätigen. Rolf erklärte, dazu brauche er seine Brille, ohne Brille könne er gar nichts schreiben. Bis die Brille gebracht wurde, versuchten Joachim, Dieter und Georg ihren Kameraden Mut zu machen und ihre Hoffnung auf Begnadigung zu stärken. Sie erklärten ihnen, es habe sich allgemein herumgesprochen, dass die meisten Todesurteile in Haftstrafen umgewandelt würden. Wolfgang sagte daraufhin sehr zuversichtlich: „Das gibt vierzehn Tage Einzelhaft, und anschließend werden wir begnadigt.“ Dann nahmen sie Abschied voneinander. Heinz Binder drückte Dieter Gerth als Talisman ein winziges drei bis vier Zentimeter langes Schiff aus Holz in die Hand, das er – natürlich unerlaubterweise – während der Haftzeit geschnitzt und durch alle Filzaktionen gebracht hatte. Bald darauf rief ein Rotarmist die vier zum Tode Verurteilten auf. Wolfgang gab noch das Kommando: „Ohne Tritt, marsch!“ und sie verließen den Gerichtssaal. Die drei Zurückgebliebenen schauten ihnen nach. In ihren Gesichtern konnte man trotz aller Zuversicht die bange Frage lesen: „Werden wir sie wiedersehen? Hoffentlich überstehen wir alle sieben die schwere, vor uns liegende Zeit.“ Wenig später wurden auch sie abgeführt.

6. Kapitel

Es waren unruhige Tage für Sonja unmittelbar nach dem spurlosen Verschwinden von Wolfgang, Tage voller quälender Fragen und grenzenloser Ungewissheit. Mit jedem Tag nahm ihre Hoffnung ab, dass Wolfgang doch irgendwie der Verhaftung entgangen war. Am Mittwoch, dem 30. April, fuhr sie nach Rositz zu ihren Eltern. Vielleicht konnte sie ja von ihrem Vater etwas über Wolfgangs Verbleib erfahren. Klopfenden Herzens betrat sie sein Arbeitszimmer. Karl Swoboda saß am Schreibtisch, mit ernstem Gesicht studierte er Akten. Mürrisch blickte er auf, als Sonja ihm erklärte, sie müsse ihn dringend sprechen. Stockend begann sie: „Ich habe dir doch schon mehrfach von meinem Freund Wolfgang Hartwig erzählt. Er ist seit letztem Sonnabend spurlos verschwunden. Hast du etwas über ihn gehört? Weißt du etwas über seinen Verbleib?“ „Vielleicht ist er in den Westen abgehauen,“ erklärte er scheinbar ahnungslos. „Das kann nicht sein“, entgegnete Sonja, da hätte ich von ihm sicher eine Nachricht bekommen. Es sind mehrere Meuselwitzer in seinem Alter verschwunden.“ „Ich kannte bisher nur seinen Vornamen, deshalb war ich nicht sofort im Bilde. Speziell über ihn kann ich dir nichts sagen. Eigentlich darf ich dir überhaupt nichts erzählen. Es ist unseren sowjetischen Freunden mit unserer Hilfe gelungen, eine Bande von Verbrechern auszuheben, und offenbar gehörte er dazu. Sie hatten schlimme Verbrechen geplant und teilweise auch schon begangen. Mehr kann ich dir dazu nicht sagen.“ Sonjas Befürchtungen wurden durch die Worte ihres Vaters zur Gewissheit. „Das glaube ich nicht, Wolfgang ist kein Verbrecher,“ verteidigte sie ihn, „ich liebe ihn und werde zu ihm stehen.“ Swoboda wurde wütend und donnerte sie mit knarrender Stimme an: „Ich kann dir nur den Rat geben, lass die Finger von ihm. Ich dulde nicht, dass meine Tochter mit einem Klassenfeind und Staatsverbrecher in Verbindung gebracht wird.“ „Ich denke nicht daran, ihn aufzugeben, ich werde ihn suchen. Ich bin wahrscheinlich in anderen Umständen“, antwortete Sonja sehr bestimmt. Das trieb ihm die Zornesröte ins Gesicht, er brüllte sie an: „Ich verbiete dir, irgendwelche Schritte zu unterneh-

men, die eine Verbindung zwischen dir und dem Kerl erkennen lassen. Wenn du sicher bist, lass das Kind abtreiben. Ich will keinen Enkel, der von einem Verbrecher abstammt.“ „Und ich werde dieses Kind doch bekommen, du Unmensch.“ Ihre grünen Augen funkelten voller Zorn und Verachtung. Ihre Wangen hatten sich gerötet, eine Locke ihres dunkelblonden Haares hing ihr tief ins Gesicht. Kämpferisch wie eine Amazone stand sie vor ihm. Jetzt musste alles heraus, das Band zwischen ihnen war zerschnitten. „Ich will dich nie mehr sehen und werde dieses Haus nie wieder betreten. Mit mir kannst du es nicht machen wie mit Mutter, die sich dir immer unterwerfen musste. Für deine Partei hast du alles geopfert. Ich möchte nicht wissen, wie viele Menschen, Freunde und Bekannte du ans Messer geliefert hast, während unserer Zeit in Russland und später hier.“ Wie von einem gewaltigen Druck befreit lief sie aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu. Er aber blieb wie versteinert hinter seinem Schreibtisch sitzen. Sonja lief in ihr Zimmer, gefolgt von ihrer weinenden Mutter, die durch die heftige Auseinandersetzung aufgeschreckt worden war. Der Wortwechsel war so laut gewesen, dass Martha Swoboda im Korridor die letzten Sätze Wort für Wort verstanden hatte. Sie versuchte ihre Tochter von ihrem Vorhaben abzubringen. Aber Sonja war fest entschlossen, ihr Elternhaus zu verlassen. Sie packte ihre wichtigsten Sachen in zwei Koffer und eine große Reisetasche. Ihre Geige, die Noten und Arbeitsunterlagen waren ohnehin schon in ihrer Studentenbude in Leipzig. Dann verabschiedete sie sich unter Tränen von ihrer Mutter und fuhr zurück nach Leipzig.

Am nächsten Tag, dem 1. Mai, besuchte Sonja Wolfgangs Eltern in Meuselwitz. Sie teilte ihnen mit, dass Wolfgang offenbar verhaftet worden sei, doch sie habe nicht erfahren können, wo er sich befindet. Sie versprach Hartwigs, ihnen bei der Suche nach ihrem Sohn zu helfen. Beiläufig erzählte sie auch, dass sie wegen einer Auseinandersetzung mit ihrem Vater aus dem Elternhaus ausgezogen sei. In den folgenden Wochen und Monaten formulierte Sonja für Hartwigs mehrere Schreiben, in denen sie um Aufklärung über den Verbleib ihres Sohnes bat, u.a. an die Staatsanwaltschaft des

Bezirks Leipzig, an den Präsidenten der DDR Wilhelm Pieck, an den Ministerpräsidenten Otto Grotewohl und an den Hohen Kommissar der UdSSR W.S. Semjonow. Der Oberstaatsanwalt des Bezirks Leipzig teilte den Hartwigs mit, dass „betreffs der Verhaftung ihres Sohnes nichts ermittelt werden konnte“ und empfahl ihnen, „sich an die Auskunftsstelle für verhaftete Personen in Dresden N15, Königsbrücker Straße 125, Sprechstunden dienstags und freitags von 14-16 Uhr, zu wenden.“ Die Kanzlei des Präsidenten der DDR antwortete, die Eingabe sei an den Minister für Staatssicherheit, Willy Zaisser, weitergeleitet worden. Von dort würden sie über das Ergebnis unterrichtet werden. Eine entsprechende Antwort blieb allerdings aus, ebenso von all den anderen Stellen, die sie angeschrieben hatten. Selbst, nachdem der Meuselwitzer Bürgermeister im Fall Wolfgang Hartwig eine Eingabe bei der Regierung der DDR gemacht hatte, wurde ihm vom Ministerpräsidenten – Hauptabteilung örtliche Organe – Berlin mitgeteilt, „dass die Bearbeitung der Eingabe eine gewisse Zeit in Anspruch nehme und es dieser Dienststelle im vorliegenden Fall nicht möglich sei, auf den weiteren Fortgang Einfluss zu nehmen.“

Bei der sowjetischen Kommandantur in Leipzig hatte sich Sonja persönlich erkundigt. Dort wusste man angeblich nichts über die Verhaftung von Wolfgang Hartwig. Man verwies sie aber an die Kommandantur in Dresden. Also fuhr Sonja nach Dresden. In der Auskunftsstelle für verhaftete Personen in Dresden war auch nichts über ihn bekannt. Danach ging sie zur sowjetischen Kommandantur. Dort wurde sie an einen Offizier verwiesen, der ihre Frage nach Wolfgang auch nicht beantworten konnte. In einem ausgezeichneten, fast akzentfreien Deutsch erklärte er ihr: „Ich bedaure sehr, dass ich Ihnen nicht helfen kann. Aber ich gebe Ihnen einen guten Rat. Suchen Sie nicht weiter.“ Er kam ihr ganz nah und sprach fast im Flüsterton. „Sie gefährden sich nur selbst und riskieren, als völlig Unschuldige mit in die Angelegenheit hineingezogen zu werden. Es hilft nur eines, so schwer es auch fällt: ‘Warten und nochmals warten.’ Bitte, vergessen Sie unser Gespräch.“

Nachdem eine ärztliche Untersuchung ergeben hatte, dass Sonja wirklich schwanger war, unterrichtete sie Wolfgang's Eltern darüber. Es bedrückte natürlich Mutter und Vater Hartwig sehr, dass die Geburt ihres Enkelkindes von der Ungewissheit über das Schicksal ihres Sohnes überschattet sein würde. Andererseits freuten sich die Hartwigs auf ihr Enkelkind. Vielleicht würde es ihnen doch über manche schwere Stunden hinweghelfen. Und sie hatten noch immer die stille Hoffnung, dass sich alles noch recht schnell zum Guten wenden könnte. Der werdenden Mutter stand eine besonders schwere Zeit bevor. Und Alma Hartwig versuchte ihr Mut zu machen: „Ich werde jetzt immer für Sie beten, mein Kind.“ „Unsinn,“ unterbrach ihr Mann sie, „mit Beten ist ihr nicht geholfen. Sie – nein jetzt duzen wir uns selbstverständlich – du, Sonja, gehörst ja nun zur Familie. Wir werden dir jede Hilfe zukommen lassen, die uns möglich ist. Du kannst so oft zu uns kommen, wie du magst.“ „Ich danke euch beiden sehr herzlich, ich werde euch nie vergessen, dass ihr mich in dieser schweren Zeit nicht allein lasst,“ erklärte Sonja und umarmte Alma und Ernst Hartwig. Die beiden waren über all die Jahre ihrer Ehe sehr sparsam gewesen, und in den wenigen Jahren nach der Währungsreform hatten sie schon wieder einiges zusammengespart. So unterstützten sie fortan Sonja jeden Monat mit einem ansehnlichen Geldbetrag. Sonja kam häufig an den Wochenenden zu Wolfgang's Eltern und fühlte sich bei ihnen bald zu Hause. So lernte sie auch Dieter Gerth's Mutter, Joachim Thieles Eltern und Rolf Köhlers ältere Schwester Inge kennen, die nun oft bei Hartwigs waren. Die Ereignisse um die Söhne bzw. den Bruder hatten sie alle zusammengeführt.

Ende Oktober hatte Sonja ihr Studium unterbrochen. Die Schwangerschaft war trotz der großen psychischen Belastung relativ unkompliziert verlaufen. Je näher der Geburtstermin rückte, umso schwieriger wurde es für sie. Sie war jetzt immer häufiger in Meuselwitz und wurde nicht nur von Wolfgang's Eltern umsorgt, auch die Thieles, Frau Gerth und Inge Köhler kümmerten sich um sie. Als am Morgen des 6. Dezember die Wehen einsetzten, wurde Sonja von Meuselwitz aus im Krankenwagen nach Altenburg ins Krankenhaus gebracht. Die nur

wenig ältere Inge begleitete sie. Gegen 18 Uhr gebar Sonja einen gesunden Jungen. Sie war sehr glücklich über den kräftigen Burschen, der seinem Vater ähnelte. Immer, wenn sie in seine kleinen, braunen Augen schaute, meinte sie in Wolfgangs Augen zu sehen. Sie nannte ihn auch Wolfgang, und er wurde als Wolfgang Swoboda in das Altenburger Geburtenregister eingetragen. Trotz Sonjas Hinweis und Bitte wurde der Name des Vaters nicht vermerkt.

Aber natürlich lagen Freude und Leid für Sonja eng beieinander. Die Sehnsucht nach dem geliebten Mann, von dem noch immer jede Spur fehlte, war jetzt eher noch größer geworden. Doch ihre Hoffnung auf eine glückliche Wende des Schicksals blieb ungebrochen. Auch Alma und Ernst Hartwig fanden, dass der kleine Wolfgang dem großen Wolfgang sehr ähnlich sah. Sie waren stolz auf ihren Enkel. Wenige Tage nach der Geburt kam auch Sonjas Mutter zu Besuch. Sonja freute sich sehr, dass ihre Mutter nun doch den Weg zu ihr gefunden hatte. Aber Martha Swoboda war eine gebrochene Frau, sie war psychisch krank. Sie bat Sonja, nach der Entlassung aus dem Krankenhaus zu Besuch nach Rositz zu kommen, doch Sonja lehnte ab. „Du kannst mich jederzeit in Leipzig besuchen, ich würde mich sehr darüber freuen. Doch euer Haus werde ich nicht wieder betreten.“ Tatsächlich besuchte Martha Swoboda in den folgenden Monaten ihre Tochter mehrmals in Leipzig und freute sich über den Enkel, der prächtig gedieh. Aber ihre Krankheit hatte sie sehr verändert. Es war nicht mehr das innige Verhältnis zwischen Mutter und Tochter wie früher. Und Sonjas Sorge galt jetzt natürlich in erster Linie ihrem Sohn, ihre ganze Liebe konzentrierte sich auf ihn.

Im Sommersemester 1953 nahm Sonja ihr Studium wieder auf. Sie fand eine junge Frau, die selbst einen Säugling hatte und den kleinen Wolfgang tagsüber bei sich aufnahm. Die junge Frau versorgte zusammen mit ihrer Mutter die beiden Babys. Die Kosten für die Betreuung des kleinen Wolfgangs trugen die Hartwigs, sie unterstützten Sonja jetzt noch stärker. Sie freuten sich jedesmal, wenn Sonja am Wochenende mit Klein-Wolfgang nach Meuselwitz kam. Er war ein strammer Bursche, der wie sein Vater immer hungrig

war und seine Mutter ständig in Atem hielt. Für Sonja war die Belastung durch Kind und Studium ungeheuer groß. Trotzdem schaffte sie es, im Dezember 1953 ihr Examen abzulegen. Doch dann war sie am Ende ihrer Kräfte. Ein kleines Wunder kurz vor Jahresende half ihr, den Tiefpunkt schnell zu überwinden. Zwischen Weihnachten und Neujahr war Georg Thaler aus der Sowjetunion zurückgekehrt und hielt sich bei seinem Bruder in Borna auf. Sonja fuhr sofort zu ihm. Er erzählte ihr, seine fünf Schulkameraden, ein ihm zuvor Unbekannter und er selbst seien im Juli 1952 von einem sowjetischen Militärgericht in Potsdam wegen antisowjetischer Propaganda und – unter völlig unhaltbaren Beschuldigungen – wegen verschiedener anderer Delikte zu 25 Jahren Zwangsarbeitslager verurteilt worden. Er wollte sie nicht mit dem Todesurteil belasten, denn er war fest davon überzeugt, dass das Urteil nicht vollstreckt, sondern in eine Haftstrafe umgewandelt worden war. Das glaubten sie ja alle. Nach der Verurteilung seien sie voneinander getrennt und wohl alle in die Sowjetunion deportiert worden. Jetzt habe man ihn zusammen mit vielen anderen Deutschen aus verschiedenen Lagern offiziell begnadigt und in die Heimat zurückgebracht. Er nehme an, dass das mit Stalins Tod im März des Jahres zusammenhänge. So könne man davon ausgehen, dass auch die anderen Inhaftierten aus Meuselwitz in absehbarer Zeit zurückkehren würden. Vielleicht sei das durch den Aufstand in der DDR im Juni des Jahres nur etwas verzögert worden. Das gab Sonjas Hoffnung neue Nahrung.

Das Jahr 1954 brachte dann für Sonja eine entscheidende Veränderung. Sie erhielt eine Stelle als Musiklehrerin an einer Oberschule in Potsdam zugewiesen. Das riss sie zwar aus ihrer gewohnten Umgebung heraus, entfernte sie, beinahe unerreichbar, von den Personen, die sich so liebevoll um sie gekümmert hatten: Wolfgangs Eltern, den Thieles, Frau Gerth und Inge Köhler. Außerdem berührte es sie eigenartig, dass sie jetzt gerade in die Stadt kam, in der Wolfgang inhaftiert und verurteilt worden war, wie sie mittlerweile von Georg Thaler wusste. Aber ihr blieb ohnehin keine andere Wahl. Die Stellen für Musiklehrer waren sehr rar, und sie war froh, überhaupt eine Stelle zu bekommen. So konnte sie endlich unabhängig

sein und für sich und ihren Sohn selbst sorgen. Ihre Tätigkeit an der Schule in Potsdam bereitete ihr – nach kurzen Anlaufschwierigkeiten – viel Freude. Wölfi, wie sie ihn jetzt nannte, ging tagsüber in die Krippe, abends beschäftigte sie sich intensiv mit ihm. Er war ein munteres Kerlchen und hing sehr an ihr. Wenn sie ihn am Nachmittag von der Krippe abholte, stürmte er laut „Mama, Mama!“ rufend – auf sie zu, sobald er sie erblickt hatte. Ihr Sohn war ihr ganzes Glück, und seine Existenz half ihr, leichter über so manche schwere Stunde hinwegzukommen. So vergingen Woche um Woche und Monat um Monat des Jahres 1954, ohne dass von ihrem geliebten Wolfgang ein Lebenszeichen kam. Im Laufe des Jahres hatten Thieles und auch Frau Gerth von ihren Söhnen Post aus der Sowjetunion erhalten. Es beunruhigte sie sehr, dass Wolfgang sich noch nicht bei seinen Eltern gemeldet hatte. Dabei hatte Georg Thalers Rückkehr doch so große Hoffnungen in ihr erweckt.

Schon stand Wölfis zweiter Geburtstag vor der Tür. Er fiel auf einen Montag. Sonja hatte das ganze Wochenende über hart gearbeitet, ihre kleine Wohnung geputzt und festlich geschmückt und danach noch Plätzchen gebacken. So fühlte sie sich ziemlich erschöpft, als sie ihren Sohn am zweiten Adventssonntag abends ins Bett gebracht hatte. Am nächsten Morgen aber strahlte der kleine Mann, als er neben den beiden Lichtern am Adventskranz noch einen bunten hölzernen Ring mit zwei Lichtern entdeckte, die er sogar ausblasen durfte. Das hatte ihm mächtigen Spaß bereitet. Und dann die Geschenke. Er musste natürlich gleich die Plätzchen probieren, schmatzte dabei laut und klopfte sich auf den Bauch. Sein besonderes Interesse fand aber ein kleines Auto aus Holz, das er, auf den Knien rutschend, mit lautem Geschrei durch das ganze Zimmer lenkte. Sonja war sehr glücklich, weil ihr Sohn glücklich war. Sie hatte ihre Mühe, ihn an diesem Morgen in die Krippe zu bringen. Das klappte schließlich nur, weil sie ihm versprach, am Abend besonders lange mit ihm zu spielen.

In der Pause nach der zweiten Unterrichtsstunde fühlte sich Sonja plötzlich todmüde. Sie beachtete das jedoch nicht weiter. Es war in

letzter Zeit schon gelegentlich vorgekommen, dass sie sich nicht wohl fühlte, aber sie hatte das einfach ignoriert. Während der nächsten Unterrichtsstunde begann sich plötzlich alles um sie herum zu drehen. Sie versuchte sich an einer Bank festzuhalten, griff aber daneben und stürzte in den Gang zwischen zwei Bankreihen. Die Schüler alarmierten sofort den Lehrerkollegen im benachbarten Klassenzimmer. Sonja wurde ins Lehrerzimmer getragen. Sie war bewusstlos. Die Kollegen riefen sofort den Krankenwagen. Mit Blaulicht wurde die Bewusstlose ins Krankenhaus gebracht. Aber es war zu spät. Ihr Herz hatte aufgehört zu schlagen. Alle Wiederbelebungsversuche waren vergeblich. Man konnte nur noch den Tod feststellen. In ihrem Bemühen, alle Schwierigkeiten zu meistern, hatte sie sich monatelang überfordert und dabei alle Warnzeichen überhört. Ihr Körper hatte den ungeheueren Belastungen auf die Dauer nicht standhalten können. Die ständigen Aufregungen und die innere Anspannung hatten ihr Herz entscheidend geschwächt. Doch kurioserweise war es wahrscheinlich ein Übermaß an Freude über das Glücksgefühl ihres kleinen Sohnes am Morgen seines Geburtstages, das den katastrophalen letzten Schritt ausgelöst hatte.

Der kleine Wölfi suchte seine Mutter überall. Er schien die Welt nicht mehr zu verstehen. Zunächst wurde er in ein Kinderheim gebracht, dann gab ihn Karl Swoboda sehr rasch zur Adoption frei. Sonjas Eltern waren als nächste Verwandte der Toten benachrichtigt worden. Ihr Vater veranlasste die Überführung der Leiche nach Rositz. Dort fand im allerengsten Familienkreise die Beisetzung statt. Die Hartwigs und Sonjas Bekannte erfuhren erst nach der Beerdigung von Sonjas Tod.

7. Kapitel

Nach dem Prozess kamen die vier zum Tode Verurteilten entgegen Wolfgangs Vermutung nicht in Einzelhaft. Wolfgang und Rolf Köhler wurden zusammen in einer kleinen Zelle im Keller untergebracht, Siegfried Riedel und Heinz Binder in einer anderen. Die beiden Zellen lagen ziemlich isoliert am Ende des Gefängnisgebäudes, so dass ihre Insassen keine Möglichkeit hatten, durch Klopfzeichen mit anderen Gefangenen Kontakt aufzunehmen. Auch untereinander war das nicht möglich. So vergingen die Tage sehr langsam. Wolfgang und Rolf unterhielten sich viel über wichtige und unwichtige Erlebnisse ihrer Kindheit und Jugend, über die gemeinsame Schulzeit. Dabei kamen sie auch gelegentlich auf die Aufführung des Sommernachtsstraums zu sprechen. So schwelgten sie oft regelrecht in ihren Erinnerungen. Schließlich glaubte jeder der beiden, über das Leben des anderen bestens Bescheid zu wissen. Woche um Woche war so verstrichen. Endlich, an einem Sonntag Mitte September, hatte das Warten ein Ende. Nach sorgfältiger Filzung wurden sie in eine Zelle eines Nebengebäudes verlegt. Dort trafen sie auf drei Landsleute, die auch zum Tode verurteilt worden waren. Einer von ihnen, Rudi Winkler, konnte gut Russisch und wollte irgendwo aufgeschnappt haben, dass es nun nach Russland gehe. Wenig später wurden auch noch Siegfried und Heinz in diese Zelle gebracht. Sie alle waren zuversichtlich, sahen in dem bevorstehenden Transport ein positives Zeichen, auch wenn das Trennung von der Heimat und Zwangsarbeit bedeutete. Man würde sie doch nicht erst nach Russland bringen, wenn sie tatsächlich erschossen werden sollten.

Um 18 Uhr begannen die Glocken der Kirche in der Nachbarschaft des Militärstädtchens Nr. 7 zu läuten. Das Läuten war hier in diesem Nebengebäude noch deutlicher zu hören. Es wirkte eindringlicher und feierlicher. Den Gefangenen schien es, als wolle der Klang der Glocken ihren Abschied von der Heimat begleiten, ein letzter Gruß, Trost spendend und Hoffnung erweckend. Die Männer standen still im Kreise, andächtig lauschend. Einer hatte die Hände zum Gebet

gefaltet. Rudi war auf die Knie gefallen und betete leise. Wolfgang, direkt neben ihm stehend, verstand die Worte: „Gerechter Gott!“ Et- was in ihm sträubte sich sofort. Diesen Ausdruck konnte er in seinen Gedanken nicht akzeptieren. Einen gerechten Gott konnte es doch nicht geben, nach allem was sich in der Welt ereignet hatte, nach Auschwitz und Katyn, Warschau und Hiroshima, Coventry und Dres- den und all den Synonymen für die Verbrechen der Vergangenheit. Und er stellte sich selbst die Frage: „Glaubst du eigentlich an Gott?“ Er war einer konkreten Beantwortung dieser Frage bisher immer aus- gewichen, und auch jetzt vermochte er sich keine endgültige Antwort zu geben. So versuchte er, seine Gedanken etwas zu ordnen. – Die Wunder der Natur, die Kraft des Lebens, das letztlich Unfassbare, das alles kann man natürlich als göttliches Prinzip betrachten. In die- sem Sinne sind alle Menschen Geschöpfe Gottes. Dann aber wirkt Gott auch in jedem von uns. Der Glaube an uns selbst, daran, dass unser Tun und Handeln richtig ist und einen Sinn hat, dieser Glaube gibt uns doch letztlich die Kraft und die Zuversicht, die wir im Leben brauchen. Ohne das könnten wir nicht existieren. Aber Gott ist nicht gerecht und erst recht nicht allmächtig. Er kann das Böse in uns häu- fig nicht bändigen und bezwingen. Das scheint das eigentliche Dilem- ma dieser Welt zu sein. – Der Klang der Glocken war längst verklun- gen, als Rudi sein Gebet beendet hatte und sich erhob. Auch die ande- ren gaben jetzt ihre andächtige Haltung und ihr Schweigen auf. Kurz danach wurde noch eine Gruppe von zehn Russen zu ihnen in die Zelle gebracht, die jetzt total überfüllt war. Als es dunkelte, wurden die Gefangenen, Deutsche wie Russen, unter starker Bewachung zu einem nahe dem Eingangstor parkenden Militär-Lkw geführt, dessen Laderaum durch einen Kastenaufbau verschlossen war. Nachdem alle Gefangenen im Laderaum verschwunden waren, wurde die Tür eines Gitters abgeschlossen, das den Hauptteil des Laderaums von einem schmalen Bereich an seiner Hinterseite trennte. Dort postier- ten sich zwei Rotarmisten mit Maschinenpistolen. Schließlich verrie- gelte man die Tür des Kastens von außen. Bald darauf startete das Fahrzeug. Durch einen schmalen Spalt im oberen Teil des Aufbaus konnten Wolfgang und seine Kameraden nach draußen blicken. Aber alles, was sie infolge der schrägen Perspektive bei der Fahrt durch

Potsdam sehen konnten, waren – in schnellem Wechsel – Deckenbeleuchtungen von Wohnungen in der ersten Etage. Während sie in dieser Nacht einem ungewissen Schicksal entgegenfuhrten, saßen in diesen Räumen Menschen beieinander, unterhielten sich, freuten sich miteinander und genossen das Leben. Für die Gefangenen war das wie ein Blick durch das Schlüsselloch in ein Vorzimmer der menschlichen Gesellschaft. So wurde ihnen die Hoffnungslosigkeit ihrer augenblicklichen Lage auf besonders schmerzliche Weise bewusst gemacht.

Nach einiger Zeit hielt der Lkw an einem taghell erleuchteten Güterbahnhof. Auf einem Gleis stand ein einsamer Postwaggon, der nur an den beiden Enden Türen hatte. Durch ein Spalier von bewaffneten Rotarmisten gingen die Gefangenen vom Lkw zum Postwaggon. Dieser erwies sich jedoch als gut getarnter Gefangenentransportwaggon. Er war innen in einzelne fensterlose Abteile unterteilt, doch die Türen und die Abgrenzungen der Abteile zum Gang hin bestanden aus netzartig zu einem Gitter verbundenen, fingerdicken Metallstäben. Wolfgang, Rolf, Siegfried und Heinz wurden von ihren drei Landsleuten und den russischen Häftlingen getrennt in einem der Abteile untergebracht. Dann wurden die Gitter verschlossen. Ein Rotarmist – diesmal ohne Waffe – wurde vor der Gittertür postiert. Unter Androhung von strengster Bestrafung wurde ein absolutes Sprechverbot bei jedem Halt erteilt. Vom Bahnhof Potsdam-Wildpark wurde der „Postwagen“ von einer Lokomotive abgeholt und in nächtlicher Fahrt auf der Südroute um Berlin herum zum Berliner Ostbahnhof gebracht. Dort wurde er an einen Zug angekoppelt. Kurz darauf konnte man im Waggon hören, wie sich auf dem Bahnsteig ein Mann und eine Frau – wahrscheinlich Bahnangestellte – unterhielten. Plötzlich sagte der Mann ziemlich laut: „Ich möchte nur wissen, was die in dem Waggon wieder verschicken.“ Obwohl sicher jeder der Insassen gern geantwortet hätte, wagte doch keiner einen Laut von sich zu geben. Was hätte es schon gebracht? Wenig später wurden die Reisenden durch den Lautsprecher aufgefordert: „In den Schnellzug von Rostock nach Frankfurt/ Oder bitte einsteigen und die Türen schließen. Der Zug fährt gleich ab.“ Wenn jemand von den Passagieren des „Postwagens“

noch Zweifel über das Ziel ihrer Reise gehabt haben sollte, dann waren diese wohl jetzt endgültig ausgeräumt. Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, bekamen die Gefangenen ihren Proviant. Jeder erhielt einen Kanten Brot und einen Salzhering. Das war auch in der Folgezeit beim Transport die Tagesverpflegung. Im Laufe des Tages wurde dann sehr sparsam Trinkwasser ausgeteilt. Den Wachmannschaften war es ziemlich gleichgültig, dass der Salzhering starken Durst verursachte. Je weniger die Eingeschlossenen tranken, umso seltener mussten die Wächter die Abteiltür öffnen, um einen Gefangenen zur Toilette gehen zu lassen. Die Toilettentür musste natürlich immer offen bleiben, damit keiner von dort aus einen Fluchtversuch unternehmen konnte. Über Warschau gelangte der Transport – immer im Schlepptau eines Schnellzugs – dann nach Brest-Litowsk. Dort wurde der „Postwaggon“ auf ein Abstellgleis geschoben, und die Gefangenen mussten – wie üblich unter strenger Bewachung – ein paar Schritte zu einem bereitstehenden Lkw laufen, der jenem in Potsdam sehr ähnelte. Allerdings war er hier als „Brotwagen“ getarnt, er trug die Aufschrift „Chleb“ (Brot). Der Wagen brachte sie zu einem riesigen Gefängnisbau. Beim Betreten des Gefängnisses wurden die Gefangenen erst einmal sehr gründlich gefilzt. Sie mussten sich ausziehen, und es wurde jede Körperöffnung kontrolliert. Anschließend wurden sie durch die Entlausungskammer geschleust. Beim Anziehen der jetzt garantiert von Läusen, Wanzen und Flöhen freien Kleidung frotzelte Rolf: „Glaubt mir, man wird uns bestimmt nicht erschießen. Andernfalls würde man sich doch nicht die Mühe machen, uns vorher vom Ungeziefer zu befreien.“

Nach einem mehrtägigem Aufenthalt in Brest-Litowsk brachte man die sieben Deutschen im Rahmen eines größeren Transports nach Moskau. Dort war der Weißrussische Bahnhof Endstation. Der Gefangenenwaggon wurde vom Zug getrennt und auf ein Nachbargleis geschoben. Dieser Bahnsteig war von Milizionären abgeriegelt, die ihre Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten im Anschlag hielten. Unter den Augen der in der Bahnhofshalle Anwesenden wurden die Gefangenen in ein vor dem Bahnhof stehendes „Brotauto“ getrieben. Wolfgang erschien das ziemlich paradox. Einerseits geschah die Über-

führung in das Auto ganz öffentlich unter den Augen von mehreren hundert Menschen, andererseits wurde die Fahrt durch die Stadt unter dieser Tarnung vorgenommen. Die Fahrt endete auf dem Hof der Butyrka, einem älteren, zum Gefängnis umgebauten Gebäude mit weiten, hohen Fluren. Die Neuankömmlinge wurden wieder intensiv gefilzt und einer körperlichen Begutachtung unterzogen, wobei zwei Ärztinnen sich besonders für die Schwänze interessierten. Wolfgang und Rolf landeten zu ihrer Freude wieder zusammen in einer Zelle, die für zwei Personen doch relativ geräumig war. Allerdings gab es auch hier wieder nur die übliche Holzpritsche zum Schlafen, und die sanitären Verhältnisse unterschieden sich kaum von denen in Potsdam. Von Ende September an schmorteten die beiden hier und warteten auf die Umwandlung ihrer Todesurteile in fünfundzwanzigjährige Haftstrafen. Sie erzählten sich die alten Geschichten zum zweiten und zum dritten Male und entwarfen Pläne für die Zeit nach ihrer Rückkehr. Morgens um 6 Uhr weckte Radio Moskau sie über den Lautsprecher im Gefängnisgang mit der sowjetischen Nationalhymne. Den ganzen Tag über bis zum Beginn der Nachtruhe um 22 Uhr, wurden sie mit dem Programm von Radio Moskau berieselt, mit Marschmusik, Kampf- und Arbeiterliedern, gelegentlich auch mit klassischer Musik, mit Nachrichten, Reportagen und Berichten, die sie nicht verstanden. Am Nachmittag des 21. Oktober drangen aber plötzlich aus dem Lautsprecher deutsche Laute an ihr Ohr, und sie begannen sofort, aufmerksam zuzuhören. Der Arbeitersänger Ernst Busch sang mit kräftiger, sonorer Stimme das Lied der Spanienkämpfer aus dem spanischen Bürgerkrieg:

„Spaniens Himmel breitet seine Sterne
Über unsern Schützengräben aus,
Und der Morgen leuchtet in der Ferne,
Bald geht es zu neuem Kampf hinaus.
Die Heimat ist weit, doch wir sind bereit,
Zu kämpfen, zu sterben für dich: Freiheit!“

Wolfgang lief es kalt über den Rücken, als er das Lied hörte, und auch Rolf schien davon eigenartig berührt zu sein. Am Ende

donnerte Rolf wutentbrannt los: „Es ist doch eine Schande, wie die Kommunisten das Wort Freiheit missbrauchen. Da hätte doch der Lautsprecher glatt zerspringen müssen.“ „Du hast natürlich recht“, versuchte Wolfgang den Wütenden zu beruhigen, „in unserer Lage hört sich das besonders schlimm an. Aber die Situation war natürlich damals in Spanien ganz anders als jetzt.“ Wolfgang erinnerte sich der leidenschaftlichen Bemerkungen von Hans Linke über die Freiheit. Er setzte Rolf auseinander, wie nach Auffassung von Hans Linke die Kommunisten den Begriff „Freiheit“ ursprünglich verstanden haben und wie es dann im Laufe der Entwicklung zu seiner Pervertierung kam. „Ich will ja nichts beschönigen oder entschuldigen, für uns hört sich das jetzt wie blanker Hohn an. Aber sieh doch einfach das Positive in dem Lied. Da heißt es auch: ‚Und der Morgen leuchtet in der Ferne!‘ So wird uns doch hoffentlich eines Tages ein neuer Morgen leuchten.“

Genau einen Tag später, am 22. Oktober 1952, erschien am späten Nachmittag ein Milizionär in der Zelle und rief Köhler, Rolf Friedrich zum Mitkommen auf. Rolf und Wolfgang wussten, dass jetzt die Stunde der Entscheidung gekommen war. Die beiden umarmten sich zum Abschied. „Wir sehen uns bestimmt wieder“, sagte Rolf, ohne dass er seine Aufregung ganz verbergen konnte. „Davon bin ich überzeugt“, antwortete Wolfgang mit fester Stimme. Im Hinausgehen wandte sich Rolf kurz um. Ihre Blicke trafen sich noch einmal, dann wurde die Zellentür geschlossen.

Für Wolfgang begann jetzt eine Zeit des Wartens. Nervös schaute er immer wieder zur Tür. Aber es geschah nichts. Er ging in der Zelle auf und ab. Die Wände schienen immer mehr auf ihn zuzukommen, ihn einzuengen und zu erdrücken. Die bange Frage: „Er oder ich?“ ließ ihn nicht mehr los. Er versuchte sich selbst zu beruhigen. Rolf war schließlich stärker belastet als er selbst. Unsinn, sie würden beide begnadigt. Sogar Sänger sollte ja begnadigt worden sein. Die Stunden verrannen. Unruhig, wie ein gehetztes Wild, lief er hin und her. Plötzlich ein Geräusch an der Tür. Doch es war nur die Stimme des Postens: „Spatch!“ (Schlafen). Er legte sich hin.

„Jetzt schlafen? Unmöglich!“ dachte er. Eine düstere, unheilvolle Stimmung hüllte ihn ein. Bilder von wichtigen Stationen seines Lebens tauchten vor ihm auf und wurden sofort wieder verdrängt. Er würde seine Eltern, seine geliebte Sonja nie wiedersehen. Angst fraß sich in ihn hinein wie ein Raubtier, Stunde um Stunde. Plötzlich erschien ihm einer Fata Morgana gleich eine Szene aus der Oper „Tosca“: Die Abschiedsszene des zum Tode verurteilten Malers, visuell und akustisch tiefe Verzweiflung widerspiegelnd. Und der Maler hatte das Gesicht von Siegfried Schenk, Wolfgangs totem Freund. In dem Augenblick wurde seine Hand von einer warmen, weichen Frauenhand ergriffen. Es war Sonjas Hand, die Geliebte war in seiner unmittelbaren Nähe. Eine seltsame, wunderbare Ruhe überkam ihn, ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit, und er schlief ein.

Im Juli 1959, fast sieben Jahre später, erhielten seine Eltern eine offizielle Erklärung vom Roten Kreuz und Roten Halbmond der UdSSR, dass ihr Sohn, Hartwig, Wolfgang Ernst, am 23. Oktober 1955 in der Sowjetunion verstorben sei. Die Mutter von Siegfried Riedel erfuhr zur gleichen Zeit von der gleichen Stelle, ihr Sohn, Riedel, Siegfried Herbert, sei am 23. Oktober 1954 in der Sowjetunion verstorben. Eine ähnliche Mitteilung über den Tod ihres Ehegatten erhielt auch die Ehefrau von Heinz Binder. In einer Kaiserslauterner Tageszeitung erschien am 3. August 1959 auf Veranlassung eines Bruders von Siegfried eine Todesanzeige, die so in der DDR nie gedruckt worden wäre:

„Erst jetzt erreichte uns die noch unfassbare Nachricht, dass mein Sohn, unser innig-geliebter jüngster Bruder

Siegfried Riedel im Alter von 21 Jahren am 23. Oktober 1954 nach leidvollen Jahren der Gefangenschaft irgendwo in den Weiten der Sowjetunion verstorben ist. Immer wirst du in unseren Gedanken bei uns bleiben. Die Angehörigen“

Tatsächlich lebte Siegfried 1954 schon zwei Jahre nicht mehr.

Am 22. Oktober 1952 war Rolf nach seiner Trennung von Wolfgang zu einem Offizier gebracht worden. Dieser fragte ihn zuerst: „Du, Köhler, Rolf Friedrich?“ Als Rolf das bejahte, eröffnete ihm

der Offizier: „Du nix kaputt, rabotaj, dwadzatj let,“ mit einer Bewegung des Schaufelns andeutend, dass Rolf nun 20 Jahre im Zwangsarbeitslager arbeiten müsse. So ging er auch wie Joachim, Dieter und Georg den schweren Gang durch den Archipel GULAG (29). Während Georg im Dezember 1953 nach Deutschland zurückgekehrt war, wurden die drei anderen nach dem Adenauer-Besuch in Moskau (30) im September 1955 um die Jahreswende 1955/56 zusammen mit den letzten Kriegsgefangenen nach Deutschland zurückgeführt. Das sowjetische Führungsduo Chruschtschow/Bulganin hatte in den Gesprächen mit Adenauer behauptet, es gäbe keine Kriegsgefangenen und Zivilgefangenen in der Sowjetunion mehr, sondern nur noch Kriegsverbrecher, die so schlimme Verbrechen begangen hätten, dass sie als Menschen ohne Gesicht angesehen werden müssten. Nachdem alle Spätheimkehrer zurückgekehrt waren, wurde die schlimme Befürchtung, dass Wolfgang Hartwig, Siegfried Riedel und Heinz Binder in Moskau hingerichtet worden waren, allmählich zur traurigen Gewissheit.

Im Abschlussbericht der russischen militärischen Hauptstaatsanwaltschaft vom 24. Januar 1996 zum Prozess vom 14.- 16. Juli 1952, der archivierten Strafsache Nr. K-98060, wurde festgehalten (31): „Das Urteil des Militärtribunals in Bezug auf Heinz Binder, Wolfgang Hartwig und Siegfried Riedel wurde am 23.10.1952 vollstreckt. Der Ort der Erschießung und der Begräbnisort sind unbekannt.“ Alle Mitglieder der Gruppe betreffend heißt es dann weiter: „In der Sache gibt es keine Beweise für die Ausübung von Spionage oder von anderen ungesetzlichen Handlungen, wegen denen sie verurteilt worden sind. Nach Untersuchung der Handlungen der verurteilten deutschen Bürger ergibt sich aus den Darlegungen der Schluss, dass Heinz Binder, Siegfried Riedel, Rolf Köhler, Wolfgang Hartwig, Joachim Thiele, Dieter Gerth und Georg Thaler auf der Grundlage des Punktes A, Artikel 3 und 5 des Gesetzes der Russischen Föderation ‚Über die Rehabilitierung der Opfer politischer Repression‘ vom 18.10.1991 der Rehabilitierung unterliegen.“ Für drei von ihnen kam die Rehabilitierung über 43 Jahre zu spät.

Das Todesurteil gegen Klaus Sänger war am 21. Juli 1952 in Moskau vollstreckt worden. Konrad Funke wurde mit zwei anderen Mitgliedern der Altenburger Gruppe im Dezember 1950 in Moskau hingerichtet, Karl-Heinz Börner am 28. April 1951, nachdem er im Juli 1950 beim Übergang von West-Berlin nach Ost-Berlin verhaftet worden war. Sie alle wurden Mitte der 90er Jahre von der russischen militärischen Hauptstaatsanwaltschaft rehabilitiert.

Epilog

Mitternacht war längst vorüber. Christa Fritzsche hatte ihre ausführliche Schilderung der Geschehnisse der 50er Jahre mit dem Vorlesen der wichtigsten Stellen aus dem Abschlussbericht der russischen militärischen Hauptstaatsanwaltschaft beendet. Ihr Gast hatte von Beginn an sehr aufmerksam zugehört. Als Christa von dem zufälligen Wiedersehen zwischen Wolfgang Hartwig und Sonja Swoboda mehrere Jahre nach der Aufführung des „Sommernachtstraums“ erzählte, begann ihr Kollege Naumann zu ahnen, dass diese Begegnung eine besondere Bedeutung für ihn gewinnen würde. Je mehr er von der Beziehung der beiden erfuhr, umso größer wurde seine innere Unruhe. Bald begriff er, dass Wolfgang Hartwig sein Vater sein musste. Der Bericht über das Ende dieses Mannes in den Händen des KGB hatte ihn genauso schwer getroffen wie die Schilderung des plötzlichen Todes seiner Mutter an seinem zweiten Geburtstag. Er war tief traurig und schwer erschüttert. Natürlich hatte er unbedingt Aufklärung über seine Wurzeln haben wollen. Doch mit der Wahrheit über seine Herkunft hatte er auch ungeheuer Schmerzliches über das Schicksal seiner Eltern erfahren. Das hinterließ tiefe Brandmale in seiner Seele. Als einziger Trost blieb ihm die Gewissheit, dass eine große und wunderbare Liebe seine Mutter und seinen Vater verbunden hatte. Und er konnte sich selbst als lebendigen Beweis ihres kurzen – viel zu kurzen – Glücks fühlen.

Noch tief in Gedanken versunken, wollte Wolfgang aufbrechen. Da sprach Christa: „Wolfgang, du solltest jetzt nicht allein nach Hause gehen.“ Sie versuchte, das Du mit einem Sie zu korrigieren, doch er wehrte ab: „Das ist schon so in Ordnung. Nach dem, was du mir im Laufe dieser langen Nacht erzählt hast, fühle ich mich dir ganz besonders verbunden. Lass uns noch ein Stück gemeinsam laufen.“ Und sie gingen hinaus in die sternenklare Nacht, durchquerten die Straßen der gespenstisch leer wirkenden Stadt. Nur das Schlagen der Kirchturmuhur unterbrach die Stille für kurze Zeit. Es war, als würden sie von magischen Kräften zum Hainbergsee gezogen. Dort-

hin führte sie ihr nächtlicher Spaziergang. Der ortsunkundige Wolfgang überließ Christa auf dem steil ansteigenden Pfad am Südufer des Sees den Vortritt. Mit ihrer Taschenlampe leuchtete sie den schmalen Weg aus. Als sie den höchsten Punkt über dem See kurz vor dem Wäldchen erreicht hatten, erklärte Christa: „Das muss der Lieblingsplatz deiner Eltern gewesen sein.“ Hier verweilten die beiden. Unter ihnen lag der See wie ein riesiges, dunkles Loch. Langsam dämmerte der Morgen. Die Konturen der Stadt hinter dem See wurden allmählich sichtbar, es schien, als würden seltsame Gebilde aus der Erde herauswachsen. Da tauchte am Horizont – wie aus einer Versenkung – die Sonne auf. Unaufhaltsam schob sie sich nach oben, bis der ganze Feuerball scheinbar auf der Erde ruhte. Im nächsten Augenblick begann er aber auch schon, sich von ihr zu lösen. Das Licht der aufgehenden Sonne durchflutete mehr und mehr die umliegende Landschaft, breitete sich immer weiter aus, die Dunkelheit Schritt für Schritt zurückdrängend. So konnten die Blicke der beiden in Gedanken versunkenen Zuschauer in die Weite des Landes vordringen, tief und immer tiefer, als seien ihnen keine Grenzen gesetzt. In weiter Ferne sahen sie drei dicht nebeneinander stehende Schornsteine, zwei große und einen kleineren. Sie wirkten wie die Finger einer Hand, die sich gen Himmel reckten. Doch nach wenigen Minuten verschwanden die Schornsteine wieder, die sie eben noch deutlich wahrgenommen hatten. Sie schienen plötzlich wie hinter einer unsichtbaren Wand verborgen zu sein. Die Illusion der grenzenlosen Sicht war mit einem Schlag verflogen. Die Sonne hatte ihren Aufstieg am Himmel fortgesetzt und begann jetzt, sich im See zu spiegeln. Wenig später zeichnete sie eine blutrote Spur durch das Wasser. Vor ihnen lag nun die Stadt und das Umland – vom Schleier der Nacht entblößt – in hellem Sonnenschein.

Die beiden verweilten noch einige Zeit an diesem für sie so denkwürdigen Ort. Dann sprach Wolfgang mit sehr bewegter Stimme: „Ich danke dir, Christa, von ganzem Herzen dafür, dass du mit deiner Schilderung der nun fast vier Jahrzehnte zurückliegenden Ereignisse mir entscheidend geholfen hast, das Rätsel meiner Herkunft ganz zu lösen. Wenn es auch sehr schmerzlich für mich ist, so weiß

ich jetzt doch wenigstens, wo meine Wurzeln liegen. Noch heute werde ich nach Rositz fahren, das Grab meiner Mutter suchen und dort gleichzeitig meiner Mutter und meines Vaters gedenken.“ „Ich würde dich auf diesem schweren Weg gern begleiten, Wolfgang,“ bot Christa ihm an und hakte sich bei ihm unter. Dann traten sie den Rückweg an.

Anmerkungen

1. Teil

- (1) Jugendschriftsteller (1842-1912), Abenteuergeschichten, besonders im indianischen und arabischen Milieu
- (2) Als Partei Hitlers Staatspartei während der nationalsozialistischen Herrschaft. Seit Juli 1934 einzige Partei in Deutschland
- (3) Heimatfest Meuselwitz, 2.-7. Juli 1938 – 100 Jahre Braunkohlenbergbau. Herausgegeben vom Verkehrs- und Heimatverein Meuselwitz/Thür.
- (4) Hitler forderte die Ablösung der sudetendeutschen Gebiete aus dem tschechoslowakischen Staatsverband und ihre Eingliederung ins Deutsche Reich. Auf der Münchner Konferenz 1938 (Regierungschefs Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens und Italiens) wurde seiner Forderung nachgegeben
- (5) Die Hauptschule wurde 1942 als weiterführende Schule nach dem 4. Schuljahr mit Englisch als Fremdsprache ins Leben gerufen
- (6) Auf dem Gelände des HASAG-Werks befand sich eine Außenstelle des Konzentrationslagers Buchenwald. Fremdarbeiter waren zwangsverpflichtete ausländische Zivilisten
- (7) Altenburger Echo. Organ der Antifaschistischen Front des Stadt- und Landkreises Altenburg, 1. Jahrgang Nr. 6, vom 3. Juli 1945, S. 1

2. Teil

- (8) Kurze Periode einer von Dubcek 1968 eingeleiteten wirtschaftlichen und politischen Liberalisierung in der damaligen kommunistischen Tschechoslowakei, die noch im selben Jahr durch den Einmarsch sowjetischer Truppen und Truppen anderer kommunistischer Staaten gewaltsam beendet wurde
- (9) Bestand aus den vier Oberkommandierenden der Streitkräfte in Deutschland – Frankreich, Großbritannien, Sowjetunion und USA – und übte als höchstes Machtorgan die oberste Gewalt aus
- (10) Vom 4.-12. Februar 1945. Hier wurden die Weichen für die Nachkriegsentwicklung in Deutschland gestellt

- (11) Plan zum Wiederaufbau Europas mit Hilfe von langfristigen Krediten und Zuschüssen durch die USA
- (12) Bekannter Schlagersänger, der die „Caprifischer“ populär machte
- (13) Rundfunk im amerikanischen Sektor von Berlin
- (14) Zu diesem Zeitpunkt einziges Stahlwerk in der SBZ in der Nähe von Saalfeld/Thür.
- (15) Aus feuerfestem Material bestehender unterster Teil des Hochofens, in den sich nach längerem Gebrauch Schlacken- und Eisenreste einbrennen
- (16) Freie Deutsche Jugend, die schon bald nach ihrer Gründung 1946 von der SED kontrolliert wurde
- (17) Zu diesem Zeitpunkt waren die Zugangswege von der DDR und Ost-Berlin nach West-Berlin noch offen. In Zügen wurden jedoch gelegentlich Kontrollen durchgeführt
- (18) Treffen von Jugendlichen aus allen Teilen der DDR
- (19) Der spätere Parteichef der SED und erste Mann im Staat war zuvor Vorsitzender der FDJ gewesen
- (20) Leicht verändertes Zitat aus der Abiturientenzeitung „Memorial 1950“
- (21) Die Handelsorganisation HO war eine staatliche Handelskette der DDR. Bewirtschaftete Waren konnten dort frei zu stark erhöhten Preisen erworben werden
- (22) Die Organe des Ministeriums für Staatssicherheit hatten weitgehende Vollmachten zur Überwachung des Lebens in der DDR
- (23) Komitee für Staatssicherheit
- (24) Militärische Organisation. Vorläufer der Nationalen Volksarmee der DDR
- (25) Russischer grober Tabak, der aus den Stengeln der Tabakpflanze gewonnen wird
- (26) Strafgefangene durften häufig auch nach Verbüßung ihrer Strafe das Verbannungsgebiet (z.B. Workuta, Karaganda u.a.) nicht verlassen
- (27) Während des 1. Weltkriegs Kommandant eines deutschen Hilfskreuzers, der im Pazifik und Indischen Ozean britische Handelsschiffe kaperte und versenkte
- (28) Höchstes Staatsorgan der Sowjetunion

(29) Synonym für das sowjetische Lagersystem in Anlehnung an Solschenizyns Roman „Archipel GULAG“. GULAG steht für Hauptverwaltung der Lager

(30) Im September 1955 besuchte eine Delegation der Bundesrepublik Deutschland unter Führung von Bundeskanzler Adenauer Moskau und vereinbarte nach zähen Verhandlungen mit der sowjetischen Führung die Aufnahme diplomatischer Beziehungen. Der sowjetische Ministerpräsident Bulganin und der Erste Sekretär der kommunistischen Partei Chruschtschow versprachen dabei die Rückkehr der noch in der Sowjetunion festgehaltenen Deutschen

(31) Originalzitat in Übersetzung mit geänderten Namen. Die Urteile wurden vom sowjetischen Militärtribunal 48420 gefällt, einem besonders hochrangigem, mobilen Militärtribunal, das an verschiedenen Orten der DDR Prozesse durchführte